Novellenschatz des Auslandes.

XIII.

Novellenschatz

des

Auslandes

herausgegeben

von

Paul Heyse.

Dreizehnter Band.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Druck von C. R. Schurich in München.

Inhalt
des dreizehnten Bandes.

Seite

Eheglück. Von Leo Tolstoy. Aus dem Russischen von **Claire von Glümer** 1

San Francesco a Ripa. Von Henri Beyle (de Stendhal). Aus dem Französischen von **Isolde Kurz** 149

Das Glück von Roaring Camp. Von Bret Harte. Aus dem Englischen von **Auguste Scheibe** 175

Lokis. Von Prosper Mérimée. Aus dem Französischen von **Auguste Scheibe** 199

Das Gelübde des Petrus Cyrnäus. Von Salvator Viale. Aus dem Italienischen von **F. Gregorovius** 271

Eheglück.

Von

Leo Tolstoy.

Aus dem Russischen

von

Claire von Glümer.

I.

Wir trauerten um meine Mutter, die im Herbst gestorben war, und lebten — Katja, Sonja und ich — den ganzen Winter auf dem Lande.

Katja war eine alte Freundin unseres Hauses, unsere Gouvernante, die mich großgezogen hatte und die ich kannte und liebte, so lange ich zurückzudenken vermag. Sonja war meine jüngere Schwester.

Der Winter, den wir in Prokow, unserm alten Landhause, zubrachten, war düster und traurig; es war kalt, der Wind fegte den Schnee in dichten Haufen hoch an den Fenstern hinauf; die Scheiben blieben gewöhnlich dicht zugefroren, und wir gingen und fuhren fast nirgend hin. Besuche kamen selten, und die wenigen, die sich einfanden, brachten weder Heiterkeit noch Unterhaltung in unser Haus. Alle hatten traurige Gesichter, Alle sprachen so leise, als ob sie Jemand zu wecken fürchteten, und sie lachten nie, sondern seufzten und weinten, indem sie mich und besonders die kleine Sonja in ihrem schwarzen Kleidchen betrachteten. Es war, als ob noch immer der Tod im Hause gefühlt würde; als ob seine Schrecknisse noch immer die Luft erfüllten. Das Zimmer

der Mutter war geschlossen, aber so oft ich daran vorüber ging, um mich schlafen zu legen, war mir zu Muth, als ob mich Etwas in das öde, kalte Gemach hineinzöge.

Ich war damals siebzehn Jahre alt, und die Mutter wollte, als sie starb, eben in die Stadt übersiedeln, um mich in die Welt zu führen. Der Verlust der Mutter war ein großes Unglück für mich, aber ich muß bekennen, daß ich in allem Kummer um sie auch das schmerzliche Gefühl hatte, jung und — wie Alle sagten — hübsch zu sein und nun schon den zweiten Winter in tödtlicher Einsamkeit auf dem Lande zubringen zu müssen. Nach und nach erreichte die gemischte Empfindung von Gram, Einsamkeit und einfacher Langeweile einen solchen Grad, daß ich das Zimmer nicht mehr verließ, das Klavier nicht mehr öffnete und kein Buch mehr zur Hand nahm. Wenn mir Katja zuredete, mich mit Diesem oder Jenem zu beschäftigen, gab ich zur Antwort: Ich habe keine Lust — ich mag nicht! — und im Herzen fragte eine Stimme: Warum denn? . . warum etwas thun, wenn meine beste Lebenszeit so nutzlos vorübergeht? warum? . . Und auf dies „Warum“ hatte ich keine Antwort, als Thränen.

Ich hörte sagen, daß ich mager würde und mich zu meinem Nachtheil veränderte; aber auch das ließ mich gleichgültig. Was lag daran? wer kümmerte sich darum? Mir war zu Muth, als ob mein ganzes Leben in dieser trostlosen Oede, dieser rettungslosen Langenweile

verfließen müßte, denen zu entfliehen ich für mich allein nicht die Kraft, ja nicht einmal den Wunsch hatte.

Zu Ende des Winters fing Katja an, für mich zu fürchten, und beschloß, mich sobald als möglich ins Ausland zu bringen. Aber dazu war Geld erforderlich, und wir wußten nicht, was uns nach dem Tode der Mutter geblieben war, und warteten von Tag zu Tag auf den Vormund, der unsere Angelegenheiten ordnen sollte.

Im März kam er endlich.

Gott sei Dank! sagte Katja eines Tages, als ich wieder wie ein Schatten, ohne Beschäftigung, ohne Gedanken, ohne Wünsche aus einer Ecke in die andere schlich, Sergeï Michailitsch ist angekommen. Er hat hergeschickt, sich nach uns erkundigen lassen, und wird zum Mittagessen hier sein. Nimm dich zusammen, liebe Maschetska, fügte sie hinzu. Was soll er denn von dir denken? Er hat euch alle so lieb!

Sergeï Michailitsch war einer unserer Nachbarn und ein Freund meines verstorbenen Vaters, obwohl viel jünger als dieser. Abgesehen davon, daß seine Ankunft unser Leben anders gestaltete und uns vielleicht die Möglichkeit gab, das Landgut zu verlassen, war ich von Kindheit an gewöhnt, ihn zu lieben und zu achten, und Katja wünschte, daß ich mich zusammennähme, weil sie errieth, daß es mir unter allen meinen Bekannten am schmerzlichsten gewesen wäre, Sergeï Michailitsch gegenüber in ungünstigem Lichte zu erscheinen.

Und nicht allein daß ich ihn, wie Alle im Hause — von Katja und seinem Pathchen Sonja an, bis zu dem letzten Pferdeknecht — lieb hatte; er besaß für mich noch eine besondere Bedeutung wegen einer Aeußerung, die meine Mutter einst in meiner Gegenwart gethan. Sie sagte: einen solchen Mann hätte sie mir gewünscht. Damals fand ich das sonderbar; es war mir sogar unangenehm, denn mein Ideal sah ganz anders aus! war jung, schlank, hager, blaß und schwermüthig; Sergeï Michailitsch dagegen war kein Jüngling mehr, war groß, stark und, wie mir schien, immer vergnügt. Trotzdem aber kamen mir die Worte der Mutter häufig in den Sinn, und schon sechs Jahre früher, als ich elf Jahre alt war, er noch Du zu mir sagte, mit mir spielte und mich Veilchen-Kind zu nennen pflegte, fragte ich mich zuweilen mit einer gewissen Angst: Was soll ich thun, wenn er mich plötzlich heirathen will?

Kurz vor dem Mittagessen, dem Katja einen Crême und Spinatsauce zugefügt hatte, kam Sergeï Michailitsch. Ich sah ihn durchs Fenster, als er sich in einem kleinen Schlitten dem Hause näherte, eilte, sobald er um die Ecke bog, in den Salon und wollte mich stellen, als ob ich nicht auf ihn gewartet hätte. Aber als ich im Vorzimmer das Stampfen seiner Füße, seine laute Stimme und Katja's Schritte hörte, hielt ich's nicht aus und ging ihm entgegen.

Er hielt Katja's Hand, sprach laut und lächelte, aber sobald er mich sah, verstummte er, blieb stehen

und blickte mich eine Weile an, ohne mich zu grüßen. Mir wurde unbehaglich zu Muth, und ich fühlte, daß ich erröthete.

Ach! ist's möglich! . . . Sie sind's! sagte er dann in seiner einfachen, herzlichen Weise, indem er mit ausgestreckten Händen auf mich zukam. Ist's möglich, sich so zu verändern? Wie Sie gewachsen sind! . . . Das soll unser Veilchen sein? Es ist eine volle Rose geworden.

Mit seiner großen Hand ergriff er die meinige und drückte sie fest, beinahe schmerzhaft. Ich glaubte, er würde mir die Hand küssen, und hatte mich schon zu ihm geneigt*), aber er drückte sie noch einmal und sah mir mit seinem festen, heitern Blicke gerade in die Augen.

Ich hatte ihn seit sechs Jahren nicht gesehen und fand ihn sehr verändert. Er war älter, dunkler geworden und trug einen starken Bart, der ihm nicht gut stand; aber er hatte dasselbe einfache, offene, ehrliche Wesen wie früher, und dasselbe Gesicht mit den kräftigen Zügen, den klugen blitzenden Augen und einem freundlichen, beinahe kindlichen Lächeln.

Nach fünf Minuten hatte er aufgehört, unser Gast zu sein, und war uns Allen ein Familienglied, selbst für unsere Leute, deren Diensteifer bewies, wie sehr sie sich über seine Ankunft freuten.

---

*) Der übliche russische Gruß ist, daß der Herr der Dame die Hand, die Dame dem Herrn die Stirn küßt. (Anmerkung d. Uebers.)

Er benahm sich nicht wie unsere anderen Nachbarn, die, wenn sie nach dem Tode der Mutter kamen, für nöthig hielten, zu schweigen und zu weinen, so lange sie bei uns blieben. Er war im Gegentheil gesprächig, heiter und erwähnte die Mutter mit keinem Worte, so daß ich diese Gleichgültigkeit anfangs sonderbar und von einem so nahestehenden Freunde sogar unpassend fand — aber später sah ich ein, daß es nicht Gleichgültigkeit, sondern Aufrichtigkeit war, und dankte ihm dafür.

Abends setzte sich Katja zum Theeeinschenken auf den alten Platz im Salon, wie es bei Mama der Fall gewesen; ich und Sonja setzten uns neben sie; der alte Gregory brachte Sergeï Michailitsch eine von des Vaters Pfeifen, und wie in früheren Zeiten fing er an im Zimmer hin und her zu gehen.

Wie viele traurige Veränderungen hier im Hause . . . wenn ich bedenke! sagte er plötzlich, indem er stehen blieb.

Jawohl! antwortete Katja mit einem Seufzer, deckte den Samowar zu und sah aus, als ob sie weinen wollte.

Sie erinnern sich wohl Ihres Vaters? fragte Sergeï Michailitsch zu mir gewendet.

Wenig! gab ich zur Antwort.

Wie gut wäre es jetzt für Sie, wenn Sie ihn hätten! sagte er leise und nachdenklich, indem er auf mich niedersah. Ich habe Ihren Vater sehr lieb gehabt,

fügte er noch leiser hinzu, und ein feuchter Glanz kam in seine Augen.

Der liebe Gott hat ihn uns genommen! rief Katja, legte die Serviette auf die Theekanne und fing an zu weinen.

Ja, traurige Veränderungen sind hier vorgegangen! wiederholte Sergeï Michailitsch und wendete sich ab. Sonja, zeige mir deine Spielsachen, sagte er nach einer Pause und ging in den Saal hinaus. Mit Augen voll Thränen sah ich ihm nach.

Das ist ein treuer Freund! sagte Katja.

Ja, gewiß! antwortete ich, und es wurde mir eigenthümlich wohl und warm zu Muth bei dem Mitgefühl dieses fremden, guten Menschen.

Aus dem Saale klang Sonja's Stimmchen und sein Scherzen mit ihr zu uns herein. Ich schickte ihm den Thee, und dann hörten wir, daß er sich ans Klavier setzte und mit Sonja's Händchen auf die Tasten schlug.

Maria Alexandrowna, rief er nach einer Weile, bitte, kommen Sie her, spielen Sie etwas.

Es freute mich, daß er so einfach, freundschaftlich-befehlerisch mit mir sprach; ich stand auf und ging zu ihm.

Spielen Sie dies, sagte er, indem er in einem Hefte das Adagio der Beethovenschen Sonate quasi una fantasia aufschlug. Lassen Sie sehen, wie Sie spielen, fügte er hinzu, und begab sich mit seinem Theeglase an das andere Ende des Saales.

Ich fühlte — aus welchem Grunde weiß ich nicht — daß es unmöglich war, sein Verlangen abzuschlagen, oder Vorbemerkungen über schlechtes Spiel zu machen. Gehorsam setzte ich mich ans Klavier und fing an zu spielen, so gut ich konnte; übrigens fürchtete ich sein Urtheil, denn ich wußte, daß er Musik liebte und verstand.

Das Adagio sprach dieselben Gefühle aus, welche durch das Gespräch am Theetisch in mir wachgerufen waren, und mein Vortrag desselben schien ihm zu genügen. Das Scherzo dagegen ließ er mich nicht spielen.

Nein, das machen Sie nicht gut, sagte er herantretend. Lassen Sie's lieber . . . das Erste war nicht schlecht. Sie scheinen die Musik zu verstehen.

Dies mäßige Lob erfreute mich so sehr, daß ich erröthete. Es war mir neu und angenehm, daß Sergeï Michailitsch, der Freund meines Vaters, ernsthaft und wie ein Gleichgestellter mit mir sprach, statt mich, wie früher, als Kind zu behandeln.

Katja ging hinauf, Sonja schlafen zu legen, und wir Beide blieben im Saale.

Er erzählte mir von meinem Vater; wie er ihn kennen gelernt, und wie heiter sie miteinander verkehrt hatten, während ich noch bei meinen Schulbüchern und Spielsachen saß. In seinen Erzählungen trat mir mein Vater zum ersten Male einfach als liebenswürdiger Mensch entgegen, wie ich bis jetzt noch nicht gelernt hatte ihn anzusehen. Später befragte mich Sergeï Michailitsch

über meine Liebhabereien, meine Lectüre, wollte wissen, was ich jetzt vorzunehmen gedächte, und gab mir verschiedene Rathschläge. Er war nicht mehr mein heiterer, scherzender Spielkamerad, sondern ein ernster, einfacher, warmherziger Mann, der mir Sympathie und Achtung einflößte. Mir war leicht und angenehm zu Muthe, und doch fühlte ich einen gewissen Zwang, indem ich mit ihm sprach. Ich fürchtete für jedes meiner Worte und wollte die Neigung, die ich jetzt nur dadurch erworben, daß ich meines Vaters Tochter war, durch eigene Kraft verdienen.

Nachdem Katja mein Schwesterchen schlafen gelegt, gesellte sie sich wieder zu uns und beklagte sich bei Sergeï Michailitsch über meine Apathie, von welcher ich ihm nichts gesagt hatte.

Die Hauptsache hat sie mir also nicht erzählt! sagte er und schüttelte halb lächelnd, halb vorwurfsvoll den Kopf.

Was ist davon zu erzählen? antwortete ich. Das ist sehr langweilig und vergeht wieder. — Mir schien es wirklich, als ob mein Trübsinn nicht nur vergehen würde, sondern als ob er schon verginge oder nie existirt hätte.

Es ist schlimm, die Einsamkeit nicht verstehen und ertragen zu können, sagte er; sind Sie denn ein feines Fräulein?

Freilich bin ich ein feines Fräulein, gab ich lächelnd zur Antwort.

Nein, ein schlechtes Fräulein, das nur lebt, so

lange man ihm huldigt, und zusammensinkt und an nichts mehr Freude hat, sobald es allein ist. Ein solches Fräulein hat Alles nur für Andre, nichts für sich selbst.

Sie haben eine schöne Meinung von mir, antwortete ich, nur um etwas zu sagen.

Nein, nicht umsonst sind Sie Ihrem Vater so ähnlich! sagte er nach kurzem Schweigen, und sein guter, aufmerksamer Blick that mir wohl und versetzte mich in freudige Verwirrung. — Erst jetzt bemerkte ich diesen nur ihm eigenthümlichen Blick, der Anfangs so heiter schien und dann immer forschender und selbst etwas traurig wurde.

Sie sollen und Sie können sich nicht langweilen, fuhr er fort. Sie haben die Musik, die Sie verstehen, Bücher, Studien aller Art . . . vor Ihnen liegt das ganze Leben, für das Sie sich nur jetzt vorbereiten können, wenn Sie später nichts zu bereuen haben wollen. . . . Nach einem Jahre schon ist es zu spät.

Er sprach mit mir wie ein Vater oder Onkel; ich fühlte, wie er sich Mühe gab, um sich mit mir auf gleichen Fuß zu stellen; es kränkte mich, daß er glaubte, sich zu mir herablassen zu müssen, und es war mir auch wieder schmeichelhaft, daß er für nöthig hielt, um meinetwillen anders zu sein als sonst.

Den Rest des Abends sprach er mit Katja über Geschäftssachen.

Und nun adieu, meine lieben Freundinnen, sagte er

endlich, indem er aufstand, zu mir trat und meine Hand faßte. Wann sehen wir uns wieder? fragte Katja.

Im Frühling, antworte er; jetzt gehe ich nach Donilowka (unser zweites Landgut), sehe zu, wie es dort steht, richte ein, was ich kann, und begebe mich dann — auch wegen meiner eigenen Angelegenheiten — nach Moskau. Den Sommer über sehen wir uns öfter.

Warum wollen Sie auf so lange fort? fragte ich betrübt. — Ich hatte schon gehofft ihn täglich zu sehen, und war über das Fehlschlagen dieser Hoffnung so bestürzt, daß meine ganze Muthlosigkeit wiederkehrte. Wahrscheinlich drückte sich dies in meiner Stimme und meinem Blicke aus, denn Sergeï Michailitsch sagte:

Ja, Sie müssen sich mehr beschäftigen, dürfen nicht wieder schwermüthig werden. Dabei war sein Ton, wie es mir schien, viel zu ruhig und kalt. Im Frühling werde ich Sie examiniren, fügte er hinzu, ließ meine Hand fallen und wendete sich von mir ab.

Im Vorzimmer, wohin wir ihn begleitet hatten, beeilte er sich, den Pelz anzuziehen, und vermied noch immer, mich anzusehen.

Warum giebt er sich diese unnöthige Mühe? dachte ich. Ist's möglich, daß er glaubt, es wäre mir so angenehm, wenn er mich ansieht? .... Er ist ein guter Mensch ... ein sehr guter ... aber das ist auch Alles!

Diesen Abend konnten Katja und ich lange nicht einschlafen, und sprachen immer wieder — nicht von ihm,

sondern wie wir den künftigen Sommer verleben, und wo und wie wir den nächsten Winter zubringen würden. Die trostlose Frage, warum? kam mir nicht in den Sinn. Es schien mir klar und selbstverständlich, daß wir leben, um glücklich zu sein — und in der Zukunft sah ich Glück in Fülle. Unser altes, finstres Pokrow war plötzlich wie von Licht und Leben überströmt.

II.

Der Frühling kam, und mein Trübsinn verschwand und verwandelte sich in ein schwärmerisches, gegenstandsloses Hoffen und Sehnen. Ich lebte jetzt ganz anders als bisher, beschäftigte mich bald mit Sonja, bald mit Musik, bald mit meinen Büchern, ging oft in den Garten, irrte lange, lange in den Alleen umher, oder saß auf einer Bank, dachte an Gott weiß was, träumte und hoffte. Zuweilen blieb ich ganze Nächte lang, besonders im Mondenschein, am Fenster meines Zimmers, oder schlüpfte in einen Mantel gehüllt, heimlich, daß es Katja nicht bemerkte, in den Garten hinaus, und wanderte im Thau am Teiche entlang; einmal ging ich sogar ins Feld und lief allein in der nächtlichen Stille um den ganzen Garten herum.

Es fällt mir schwer, mich jetzt der Träumereien, welche damals meine Phantasie erfüllten, zu erinnern und sie festzuhalten, und selbst wenn ich mich darauf besinne, wird es mir schwer, zu glauben, daß dies wirklich meine

Träume waren — so seltsam sind sie und so ganz dem Leben entrückt.

Ende Mai kehrte Sergeï Michailitsch, wie er versprochen hatte, von seiner Reise zurück.

Zu uns kam er das erste Mal Abends, als wir ihn nicht erwarteten. Wir saßen auf der Terrasse, wo wir Thee trinken wollten. Der ganze Garten war schon grün, im Bosquet hatten sich die Nachtigallen eingenistet, um die ersten Frühlingstage zu feiern; die struppigen Syringenbüsche waren mit eben aufbrechenden weißen und lila Blüthentrauben überschüttet, und das durchsichtige Laub der Birkenallee wurde von der untergehenden Sonne durchleuchtet, während die Terrasse in kühlem Schatten lag und der Nachtthau sich über die Grasflächen breitete. Vom Hofe klangen die letzten Tageslaute und die Stimmen der heimgetriebenen Heerde herüber. Der einfältige Nikon fuhr mit der Wassertonne längs der Terrasse hin und der kalte Strahl aus seiner Gießkanne bildete auf der frischumgegrabenen Erde dunkle Kreise um die Stäbe der Georginen. Auf der Terrasse blitzte und kochte der blankgeputzte Samowar, und auf der weißen Serviette standen Bretzeln und anderes Gebäck. Katja spülte mit ihren rundlichen Händen in häuslicher Weise die Tassen, während ich — da mich nach den Bade hungerte — den Thee nicht erwarten konnte, sondern im Voraus Brod mit frischer, dicker Sahne aß. Ich trug eine leinene Blouse mit offnen Aermeln und hatte über das nasse Haar ein weißes Tuch gebunden.

Katja war die Erste, die den Ankommenden erblickte.

Ach, Sergeï Michailitsch, sagte sie, wir haben eben von Ihnen gesprochen.

Ich sprang auf und wollte flüchten, um mich umzukleiden; aber er hielt mich an, als ich eben in die Thüre schlüpfte.

Wozu die Umstände auf dem Lande, sagte er, indem er mein Kopftuch lächelnd ansah. Sie geniren sich doch nicht vor Gregory, und ich bin wirklich für Sie nichts Anderes, als er.

Mir kam es freilich vor, als ob mich Sergeï Michailitsch in andrer Weise ansähe, als es Gregory that, und ich fühlte mich befangen.

Ich komme gleich wieder, antwortete ich und machte mich von ihm los.

Was haben Sie gegen Ihren Anzug? rief er mir nach. Sie sehen aus wie ein Bauermädchen.

Wie sonderbar er mich ansieht, dachte ich, während ich mich oben eilig umkleidete. Gott sei Dank, daß er wieder da ist . . . nun wird sich unser Leben heiterer gestalten. Nachdem ich mich im Spiegel besehen, lief ich vergnügt die Treppe hinunter, und ohne verbergen zu wollen, daß ich mich beeilt hatte, trat ich athemlos auf die Terrasse.

Er saß am Tische und sprach mit Katja über Geschäftssachen. Als er mich erblickte, lächelte er, fuhr aber in seinem Berichte fort. Seinen Mittheilungen

nach befanden sich unsere Angelegenheiten im besten Stande. Wir sollten nur noch den Sommer auf dem Lande zubringen und dann zu Sonja's Erziehung entweder nach Petersburg gehen oder ins Ausland.

Ja, wenn Sie mitreisen wollen; sagte Katja, allein würden wir uns vorkommen, als ob wir uns im Walde verirrt hätten.

Ach wie gerne reis'te ich mit Ihnen um die ganze Welt! antwortete er halb scherzend, halb im Ernst.

Gut denn, sagte ich; lassen Sie uns eine Reise um die Welt antreten.

Er lächelte und schüttelte den Kopf.

Und mein Mütterchen und meine Geschäfte, antwortete er. Aber lassen wir das . . . erzählen Sie mir lieber, wie Sie gelebt haben . . . haben Sie sich etwa wieder gelangweilt?

Als ich ihm erzählte, daß ich mich eifrig beschäftigt und gar nicht gelangweilt hätte, und als Katja meine Worte bestätigte, lobte er mich und liebkos'te mich mit Worten und Blicken, als ob ich ein Kind wäre und er ein Recht dazu hätte. Mir kam es wie etwas Nothwendiges vor, ihm alles Gute, was ich gethan, ausführlich und offenherzig mitzutheilen, ihm aber auch Alles, womit er unzufrieden sein konnte, wie in der Beichte zu gestehen.

Der Abend war so schön, daß wir nach dem Abräumen des Theetisches auf der Terrasse blieben, und unser Gespräch interessirte mich so sehr, daß ich nicht

bemerkte, wie nach und nach das Geräusch der menschlichen Thätigkeit um uns verstummte. Von allen Seiten kam der Blumenduft stärker gezogen, reichlicher Thau netzte das Gras, im nahen Syringengebüsch sang die Nachtigall, und es war, als ob der Sternenhimmel sich zu uns niederließe.

Daß es dunkel geworden war, bemerkte ich erst, als plötzlich eine Fledermaus lautlos unter das Segeltuchdach der Terrasse flog und zappelnd mein weißes Tuch streifte. Ich drückte mich an die Wand und war im Begriff zu schreien, als die Fledermaus eben so stumm im Halbdunkel des Gartens verschwand.

Wie ich Ihr Pokrow liebe, sagte Sergeï Michailitsch, das Gespräch unterbrechend. Mein ganzes Leben möchte ich so sitzen.

Thun Sie's doch! sagte Katja.

Ja, thun Sie's doch, wiederholte er; das Leben erlaubt es nicht!

Warum heirathen Sie nicht? fragte Katja; Sie würden ein ausgezeichneter Ehemann.

Weil ich gern stillsitze? fragte er lächelnd. Nein, Katharina Karlowna, für Sie und für mich ist's zu spät zum Heirathen. Alle meine Bekannten haben schon lange aufgehört, mich als heirathsfähigen Mann zu betrachten, und ich selbst noch viel länger . . . seit der Zeit ist mir erst wohl geworden, warhaftig!

Es kam mir vor, als ob er die letzten Worte mit erzwungener Lebhaftigkeit sagte.

Das ist hübsch: sechsunddreißig Jahre alt, und schon mit dem Leben abgeschlossen! rief Katja.

Und wie abgeschlossen! fuhr er fort. Stillsitzen ist mein einziger Wunsch, und zum Heirathen ist Anderes nöthig. Fragen Sie Die da, fügte er hinzu, indem er mit einem Kopfnicken auf mich deutete. Die da müssen wir verheirathen . . . an ihr werden wir Beiden uns erfreuen.

In seinem Tone lag eine versteckte Wehmuth und eine Selbstbeherrschung, die mir nicht entging. Er verstummte für eine Weile, und weder ich noch Katja unterbrachen das Schweigen. Stellen Sie sich einmal vor, fing er wieder an, indem er sich auf dem Stuhle umwendete, stellen Sie sich einmal vor, daß ich durch eine unglückliche Fügung dazu käme, ein siebzehnjähriges Mädchen zu heirathen, etwa Masch . . . Marie Alexandrowna? — das ist ein vortreffliches Beispiel, ich freue mich, daß ich es gefunden habe . . . es ist das allerbeste Beispiel.

Ich lachte und konnte nicht begreifen, warum er sich freute, und was er gefunden haben wollte.

Die Hand aufs Herz . . . sagen Sie mir die Wahrheit, wendete er sich zu mir. Wäre es nicht ein Unglück für Sie, Ihr Leben mit einem alten, ausgedienten Manne hinzubringen, der nur stillsitzen mag, während in Ihnen Gott weiß was gährt und treibt, und Gott weiß welche Wünsche sich regen?

Mir wurde unbehaglich zu Muthe. Ich schwieg und wußte nicht, was ich antworten sollte.

Ich mache Ihnen keinen Antrag, fuhr er lachend fort; aber gestehen Sie nur — Sie träumen nicht von einem solchen Manne, wenn Sie Abends allein in den Gartenalleen umherwandeln. Ein solcher Mann wäre ein Unglück für Sie.

Ein Unglück gerade nicht . . . fing ich an.

Aber doch kein Glück! fügte er hinzu.

Nein! . . . aber ich irre mich vielleicht.

Sehen Sie wohl! rief er aus. Und sie hat Recht, und ich bin ihr dankbar für diese Aufrichtigkeit . . . es freut mich, daß wir dies Gespräch gehabt. Uebrigens ist das noch das Wenigste! für mich wäre das Unglück noch größer.

Welch ein Sonderling Sie sind . . . Sie haben sich gar nicht verändert! sagte Katja und verließ die Terrasse, um das Abendessen anzuordnen.

Nachdem uns Katja verlassen hatte, wurden wir Beide still, wie Alles um uns her. Nur die Nachtigall sang, aber nicht mehr wie gestern in abgebrochenen zaudernden Sätzen, sondern in langgedehnten, ruhigen Tönen, die den ganzen Garten mit ihrem Klang überströmten. Und dann ließ, zum ersten Male an diesem Abend, eine zweite Nachtigall vom Hohlweg herüber ihre Antwort erschallen. Die Erste schwieg einen Augenblick, als ob sie lauschte, um dann noch lautere, vollere, klangreichere Triller über den Garten auszugießen; in ruhiger

Majestät tönten diese Stimmen durch die nächtliche Welt.

Der Gärtner ging vorüber, sich im Gewächshaus schlafen zu legen; seine schweren Schritte verhallten nach und nach in der Ferne. Drüben am Berge wurde zwei Mal gellend gepfiffen, dann war Alles wieder still. Kaum hörbar fing das Laub an, sich zu wiegen, die Marquise wehte leise hin und her, und mit der bewegten Luft kamen Düfte gezogen und ergossen sich über die Terrasse.

Nach Dem, was zuletzt gesprochen worden war, wurde mir das Schweigen peinlich; aber ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Seine Augen blitzten mich im Halbdunkel an.

Es ist doch schön zu leben! sagte er endlich; ich athmete schwer auf.

Was haben Sie?

Es ist doch schön zu leben! wiederholte ich. Dann schwiegen wir wieder, und mein Unbehagen wuchs. Ich sagte mir selbst, daß ich ihn gekränkt hatte, indem ich zugab, daß er alt sei, wünschte ihn zu versöhnen, wußte aber nicht wie.

Leben Sie wohl! sagte er plötzlich, indem er sich erhob. Meine Mutter erwartet mich zum Abendessen; ich habe sie heute kaum gesehen.

Ich wollte Ihnen eine neue Sonate vorspielen . . fing ich an.

Ein andres Mal, sagte er ziemlich kalt, wie mir schien. Adieu!

Ich glaubte jetzt noch mehr, daß ich ihn gekränkt hätte, und es that mir leid. Katja und ich begleiteten ihn die Freitreppe hinunter, blieben auf dem Hofe stehen und sahen ihm nach, bis er verschwunden war, und während der Trab seines Pferdes in der Ferne verklang, kehrte ich auf die Terrasse zurück. Ich blickte abermals in den Garten hinunter, und in dem feuchten Nebelschleier, in dem die Töne der Nacht verschwammen, hörte und sah ich noch lange Alles was ich hören und sehen wollte.

Nachdem Sergeï Michailitsch ein zweites und drittes Mal bei uns gewesen, verschwand das Unbehagen, das mir von dem sonderbaren Gespräche zurückgeblieben, und kehrte nicht wieder. Den ganzen Sommer über kam er nun wöchentlich zwei bis drei Mal, und ich gewöhnte mich so an ihn, daß ich — wenn er einmal ausblieb — das Gefühl hatte, als ob es mir schwer würde ohne ihn zu leben, und ich zürnte ihm und fand, daß er Unrecht that, mich allein zu lassen. Er behandelte mich, wie eine liebe, jüngere Freundin, befragte mich auf die herzlichste Weise, gab mir Rath und trieb mich an. Zuweilen schalt er auch, oder hielt mich von etwas zurück; aber trotz seines Bemühens, sich mir gleichzustellen, fühlte ich, daß unter dem, was ich von ihm kannte, noch eine ganze mir fremde Welt verborgen lag, in welche er nicht für nöthig hielt mich einzulassen. Im Grunde zog mich gerade das am stärksten an und erhöhte meinen Respect vor ihm.

Von Katja und den Nachbarn wußte ich, daß

Sergeï Michailitsch außer von den Sorgen um die alte Mutter, die bei ihm lebte, der Bewirthschaftung seines Gutes und unserer Vormundschaft noch von gewissen Adelsangelegenheiten, die ihm mancherlei Mühe und Verdruß bereiteten, in Anspruch genommen wurde. — Aber wie er das Alles ansah, welche Meinungen oder Pläne er hatte, darüber konnte ich nichts von ihm erfahren. Sobald ich die Unterhaltung auf seine Angelegenheiten brachte, runzelte er die Stirn auf die ihm eigne Weise, als ob er sagen wollte: Bitte, lassen Sie das — was kann Ihnen daran liegen? — und lenkte das Gespräch auf andre Dinge.

Anfangs kränkte mich das, aber nach und nach gewöhnte ich mich so daran, nur von dem zu sprechen, was sich auf mich bezog, daß ich es endlich natürlich fand.

Was mir auch Anfangs nicht gefiel, später aber angenehm wurde, war seine vollständige Gleichgültigkeit und Nichtachtung gegen mein Aeußeres. Nie sagte er mir, weder mit Wort noch Blick, daß ich schön wäre; im Gegentheil, er runzelte die Stirn oder lachte, wenn man mich in seiner Gegenwart hübsch nannte, und es machte ihm Freude, äußerliche Mängel an mir zu finden und mich damit zu necken. Modische Kleider oder Haartrachten, mit denen mich Katja bei feierlichen Gelegenheiten zu schmücken liebte, riefen nur seinen Spott hervor; was dann die gute Katja kränkte und mich Anfangs an ihm irre machte.

Katja, die überzeugt war, daß ich ihm gefiel, begriff nicht, daß er es nicht gern sah, wenn ich mich im vortheilhaftesten Lichte zeigte. Ich aber verstand sehr bald, was er wollte; er wünschte mich frei von Eitelkeit zu sehen, und sobald ich das erkannte, blieb wirklich nicht ein Schatten von Koketterie in meiner Kleidung, meiner Haartracht und meinem Benehmen; dafür aber fing ich an mit Einfachheit zu kokettiren, so lange ich noch nicht wirklich einfach zu sein vermochte. Ich wußte, daß mich Sergeï Michailitsch lieb hatte; ob wie ein Kind oder wie ein Weib, fragte ich mich noch nicht; aber seine Liebe war mir werth, und indem ich fühlte, daß er mich für das beste Mädchen hielt, war ich nicht im Stande zu wünschen, daß ihm sein Irrthum klar würde, und fing unwillkürlich an, ihn zu täuschen. Indem ich das that, wurde ich jedoch besser. Ich fühlte, daß es etwas Edleres war, ihm die Vorzüge meiner Seele zu zeigen, als die Reize des Aeußern. Mein Haar, meine Hände, meine Züge, meine Haltung waren ihm, mit Allem was gut oder schlecht daran sein mochte, so genau bekannt, daß in Bezug darauf keine Täuschung möglich gewesen wäre. Meine Seele aber kannte er nicht, weil er sie liebte, weil sie gerade zu jener Zeit wuchs und sich entwickelte, und in Bezug auf sie konnte ich ihn täuschen und that es auch. Wie leicht wurde mir zu Muth, als ich das erkannte! Meine grundlose Befangenheit verschwand vollständig; ich fühlte, daß er mich immer beobachtete, und daß ich ihm — mochte ich mich zeigen,

wie ich wollte, sitzend oder stehend, so oder so gekleidet und frisirt, — immer gefiel, wie ich eben war. Ich glaube, wenn er gegen seine Gewohnheit plötzlich gesagt hätte, er fände mich schön, würde mir das nicht angenehm gewesen sein. Wie erquickend war es dagegen, und wie hell wurde es in meiner Seele, wenn er mit einer Rührung, die er unter einem scherzenden Tone zu verbergen suchte, zu mir sagte:

Ja Sie haben etwas in sich . . . Sie sind ein tüchtiges Mädchen . . . das muß ich Ihnen sagen.

Und warum wurde mir damals solches Lob zu Theil, das mein Herz mit Stolz und Freude erfüllte? . . Weil ich gesagt hatte, daß ich die Liebe des alten Gregory für seine Enkelin nachfühlen könne; oder weil ich über ein Gedicht oder einen Roman zu Thränen gerührt war; oder weil mir Mozart besser gefiel als Schulhof. Und merkwürdig erscheint es mir jetzt, mit welchem richtigen Instinkt ich errieth, was gut war und was ich schätzen sollte, obgleich ich damals durchaus kein klares Urtheil darüber hatte.

Die meisten meiner frühern Gewohnheiten und Neigungen sagten Sergeï Michailitsch nicht zu; aber er brauchte nur mit einer Bewegung der Augenbrauen, mit einem Blicke anzudeuten, daß er mit dem, was ich sagen wollte, nicht einverstanden war — und seine abweisende, oder geringschätzige Miene genügte, mich zu überzeugen, daß mir, was ich früher gern gehabt hatte, nicht mehr gefiel.

Wie oft, wenn er mir einen Rath geben wollte, wußte ich schon zum Voraus, was er sagen würde; er befragte mich, indem er mir nur in die Augen sah, und sein Blick rief die Ideen hervor, die er in mir zu finden wünschte. So waren denn meine damaligen Gedanken und Gefühle nicht die meinen, sondern seine Gedanken und Gefühle, die plötzlich in mein Leben übergingen und es erleuchteten.

Mir unbewußt fing ich an, Alles mit andern Augen anzusehen: Katja, unsere Dienstleute, Sonja, mich selbst und meine Beschäftigungen. Das Lesen, das ich früher nur getrieben hatte, um die Langeweile zu tödten, wurde plötzlich eine meiner liebsten Freuden, weil ich mit ihm darüber sprach, mit ihm zusammen las, oder weil er mir die Bücher brachte. Früher war mir die Beschäftigung mit Sonja und ihr Unterricht eine schwere Aufgabe, die ich nur aus Pflichtgefühl erfüllte. Nun aber wohnte er zuweilen dem Unterricht bei, und es wurde mein Stolz, Sonja's Fortschritte zu fördern. Ein ganzes Musikstück zu lernen schien mir ehemals unmöglich; aber nun ich wußte, daß er es hören und mich vielleicht dafür loben würde, konnte ich dieselbe Stelle, ohne zu ermüden, vierzig Mal wiederholen, so daß sich die arme Katja die Ohren mit Watte verstopfte. Meine alten Sonaten bekamen einen andern Inhalt, einen andern, lebendigern Ausdruck. Sogar Katja, die ich kannte und liebte wie mich selbst, wurde eine Andere in meinen Augen. Erst jetzt kam mir zum Bewußtsein, daß

sie nicht die Verpflichtung hatte, Mutter, Freundin, Sklavin für uns zu sein; erst jetzt verstand ich die ganze Aufopferung und Ergebenheit dieses liebereichen Wesens, begriff, wie tief ich ihr verschuldet war, und fing an, sie noch mehr zu lieben, als bisher.

Auch unsere Leibeigenen: Diener, Bauern, Hofleute*) und Mägde lehrte mich Sergeï Michailitsch anders ansehen als bisher. Es ist seltsam, aber ich muß gestehen, daß ich, bis zu meinem siebzehnten Jahre unter diesen Menschen gelebt hatte und ihnen fremder geblieben war, als Andern, die ich kaum zu sehen bekam. Ich hatte nie bedacht, daß diese Menschen eben so liebten, wünschten und litten wie ich . . . Aber nicht umsonst sagte Sergeï Michailitsch, daß es nur ein unzweifelhaftes Glück gebe: das Leben für Andere. Anfangs kam mir das sonderbar vor; ich verstand es nicht. Doch nach und nach drang mir seine Ueberzeugung ohne alle Gedankenarbeit ins Herz, und er eröffnete mir eine Welt des Glücks, ohne in meinem Leben etwas zu ändern und ohne demselben etwas Andres hinzuzufügen, als sich selbst.

Oft, wenn ich mich diesen Sommer niederlegte, konnte ich nicht schlafen; aber anstatt der frühern Frühlingsschwermuth, der Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft, durchbebte mich das Gefühl gegenwärtigen

---

*) Hofleute wurden die Leibeigenen genannt, denen kein Feld zur eigenen Benützung zuertheilt war, und die sich daher den Arbeiten auf dem Gutshofe widmeten oder Handwerke trieben. (Anm. d. Uebers.)

Glücks. Zuweilen stand ich wieder auf, setzte mich auf Katja's Bett und sagte ihr, wie glücklich ich war — was, wie ich jetzt erkenne, gar nicht nöthig gewesen wäre, da sie es selbst sah. Auch sie sagte mir dann, indem sie mich küßte, daß sie keine Wünsche habe, daß sie sich glücklich fühle, und ich glaubte ihr. Es erschien mir nothwendig und gerecht, daß Alle glücklich wären.

Zuweilen freilich wollte Katja schlafen, stellte sich erzürnt, schickte mich zu Bett und schlummerte ein, während ich noch lange wach lag und mich in die Betrachtung alles dessen versenkte, was mein Glück ausmachte. Es kam aber auch vor, daß ich mich wieder erhob, niederkniete und zum zweiten Male betete, mit eigenen Worten, um Gott für alles Gute zu danken, was er mir gab.

Wie still war es dann im Zimmer! nur die gleichmäßigen Athemzüge der schlafenden Katja waren zu hören, oder das Ticken der Uhr, die neben ihr lag, oder das Summen einer Fliege. Und ich flüsterte meine Gebete, bekreuzte mich oder küßte das Kreuz an meinem Halse. Die Thür war zu, der Fensterladen geschlossen, und mir war zu Muth, als ob ich dies Zimmer nie wieder verlassen möchte. Ich wünschte nicht, daß der Morgen anbrach, wünschte nicht, daß die Seelenatmosphäre, die mich umfing, sich verflüchtigte. Meine Träume, Gedanken und Gebete erschienen mir als lebendige Wesen, die hier im Dunkeln mit mir lebten, mein Bett umringten und über mir schwebten — und jeder Gedanke, war sein Gedanke, jedes Gefühl sein Gefühl. Damals

wußte ich noch nicht, daß das Liebe war; ich glaubte, daß es immer so bleiben könnte, und daß es, um so zu empfinden, keines besondern Grundes bedürfe.

III.

Eines Nachmittags, zur Zeit der Kornernte, gingen Katja, Sonja und ich in den Garten, auf unsere Lieblingsbank, im Schatten der Linden am Hohlwege, hinter dem sich eine Aussicht auf Wald und Felder öffnete.

Sergeï Michailitsch war schon seit drei Tagen nicht bei uns gewesen, und heute erwarteten wir ihn um so mehr, da wir durch unsere Schirrmeister wußten, daß er versprochen hatte, aufs Feld zu kommen. Gegen zwei Uhr sahen wir ihn auch wirklich zu den mit der Ernte beschäftigten Leuten hinausreiten. Katja befahl, Pfirsiche und Kirschen zu bringen, die er sehr gern aß, und indem sie mich lächelnd ansah, rückte sie sich auf der Bank zurecht und schlummerte ein. Ich brach einen Lindenzweig mit saftigen Blättern ab, und fächelte Katja, indem ich zu lesen fortfuhr, mich darin aber immerwährend unterbrach und auf den Feldweg sah, auf dem er kommen mußte.

Sonja saß auf den Wurzeln einer alten Linde und baute eine Laube für ihre Puppen. Der Tag war heiß, die Luft regungslos, es duftete stark, und die dunkeln Wolken, in denen vom frühen Morgen an ein Gewitter braute, hatten sich eine Weile dicht zusammengezogen. Ich war aufgeregt, wie immer vor dem Gewitter. Aber

jetzt fingen die Wolken an sich zu zertheilen und aufzulösen; die Sonne drang durch, der Himmel klärte sich; nur in weiter Ferne ließ sich dann und wann ein Donner hören, und aus den schweren Wolken, die noch am Horizonte lagen und sich mit dem Staube des Feldes zu mischen schienen, fuhr dann und wann der blasse Zickzack eines Blitzes zur Erde nieder.

Auf dem Wege, der hinter dem Garten hie und da sichtbar wurde, kamen unaufhörlich Wagen vorbei, die sich bald — hoch mit Garben beladen — langsam und knarrend vorüber schleppten, bald rasselnd wieder hinausfuhren, während der Bauer mit zitternden Beinen und flatterndem Hemde darauf stand. Der dicht aufwirbelnde Staub wurde nicht fortgetrieben und sank nicht zu Boden, sondern blieb hinter dem geflochtnen Zaune, zwischen den durchsichtigen Laubkronen der Bäume förmlich stehen. Vom Hofe herüber klangen Stimmen und Räderknarren, und die Garben, die langsam am Zaune vorüber gefahren waren, flogen dort durch die Luft, und bald wuchsen vor meinen Augen große, spitzig zulaufende Korndiemen in die Höhe, auf denen sich die Gestalten der Bauern regten.

Auch auf dem staubigen Felde war buntes Treiben zu sehen, und Wagengerassel, Stimmen und Gesänge klangen von Weitem herüber. Auf der einen Seite wurde der Acker leerer und leerer. Zwischen dem gemähten Korne zeigten sich grüne, mit Wermuth bewachsene Raine und die hellen Gestalten der Binderinnen,

die das Getreide zusammenbanden und die Garben aufstellten. Es war, als ob sich vor meinen Augen der Sommer in Herbst verwandelte

Aber während da draußen Staub, Hitze und mühevolle Arbeit auf den Menschen lasteten, schlummerte Katja sanft athmend unter dem weißen Battisttuche auf unserer kühlen Bank; schwarzglänzende, saftige Kirschen standen auf dem Tisch; unsere Kleider waren frisch und rein; das Wasser im Kruge spielte in Regenbogenfarben in der Sonne und mir war so wohl!

Was kann ich thun? dachte ich. Wodurch habe ich verdient, so glücklich zu sein? und wie kann ich mein Glück theilen und mich Anderen hingeben?

Die Sonne versank schon hinter den Gipfeln der Lindenallee; der Staub im Felde legte sich; die Ferne war in der Seitenbeleuchtung klarer und deutlicher zu sehen und die Wolken verschwanden vollständig. Im Hofe, hinter den Bäumen, waren drei neue Diemen zu sehen, von denen die Bauern eben herunterkletterten und unter dem lauten Geschrei der Fahrenden rasselten die Wagen, sichtlich zum letzten Male, vorüber. Weiber mit Rechen auf der Schulter und Strohseilen im Gürtel zogen singend nach Haus, aber Sergeï Michailitsch kam noch immer nicht, obwohl ich längst gesehen, daß er die Höhe herunter geritten war.

Plötzlich zeigte sich seine Gestalt in der Allee von der Seite, wo ich ihn nicht erwartete; (er war nicht durch den Hohlweg gekommen). Mit heiterem, leuchtendem

Gesichte und abgenommenem Hute kam er raschen Schrittes auf mich zu. Als er bemerkte, daß Katja schlief, preßte er die Lippen zusammen, kniff die Augen zu und ging auf den Zehen. Ich bemerkte sogleich, daß er sich in jener grundlos lustigen Stimmung befand, die mir so besonders lieb an ihm war, und die wir „wilde Freude“ zu nennen pflegten. Er war dann wie ein Schulknabe, der dem Lernen entronnen ist, und sein ganzes Wesen vom Kopf bis zu den Füßen athmete Fröhlichkeit, Glück und kindliche Ausgelassenheit.

Guten Tag, junges Weibchen! . . . wie geht's? gut? sagte er leise, indem er herantrat und mir die Hand drückte. Mir ausgezeichnet, antwortete er auf meine Frage, heute bin ich dreizehn Jahre alt . . . ich hätte Lust „Pferd“ zu spielen und auf Bäume zu klettern.

In wilder Freude also? fragte ich, indem ich seine lachenden Augen ansah und fühlte, daß die „wilde Freude“ auch auf mich überging.

Ja! antwortete er mit den Augen blinzelnd. Aber warum wird denn Katharina Karlowna auf die Nase geschlagen?

Da ich ihn ansah, während ich mit dem Zweige zu fächeln fortfuhr, hatte ich nicht bemerkt, daß ich das Tuch von Katja's Gesicht gestreift hatte und sie mit den Blättern berührte. Ich lachte.

Sie wird behaupten, daß sie gar nicht geschlafen habe, flüsterte ich, weniger um sie nicht zu wecken, als

weil es mir angenehm war, leise mit ihm zu sprechen.

Er ahmte die Bewegung meiner Lippen nach, als ob er ausdrücken wollte, daß ich zu leise spräche, um verstanden zu werden. Dann erblickte er den Teller mit den Kirschen, griff danach wie verstohlen, ging zu Sonja unter die Linden und setzte sich auf ihre Puppen. Sonja wurde böse, aber er versöhnte sich mit ihr, indem er ihr als Spiel vorschlug, daß sie sich im Kirschenessen überbieten wollten.

Wünschen Sie, daß ich noch welche bringen lasse . . . oder wollen wir selbst darnach gehen? fragte ich.

Er nahm den Teller, legte die Puppen darauf, und so gingen wir nach dem Gewächshause*); Sonja lief lachend hinter uns her und zog ihn am Rockschooße, damit er ihr die Puppen wiedergäbe. Er erfüllte ihr Verlangen und wendete sich zu mir.

Sie sollten kein Veilchen sein! sagte er noch immer leise, obwohl hier nicht zu fürchten war, daß er Jemand weckte. Als ich vorhin aus alle dem Staub, der Hitze, der Arbeit in Ihre Nähe kam, umfing mich gleich ein Veilchenduft . . . und nicht der Duft der Treibhausveilchen, sondern jener ersten, dunkeln, die im thauenden Schnee im Frühlingsgrase sprießen.

Und wie steht es? . . Geht in der Wirthschaft

---

*) In einigen Provinzen Rußlands werden die Obstbäume in Häusern gezogen, deren Dach man während der warmen Jahreszeit durch ein Netz ersetzt. (Anmerk. d. Uebers.)

Alles gut? fragte ich, um die süße Verwirrung zu verbergen, die seine Worte in mir hervorgerufen.

Ausgezeichnet! . . . Diese Leute sind immer ausgezeichnet. Je mehr man sie kennen lernt, um so lieber hat man sie.

Ja, antwortete ich; heute, ehe Sie kamen, sah ich vom Garten aus den Arbeitern zu und fühlte mich beschämt, daß sie sich abmühen, während ich es so gut habe und . . .

Kokettiren Sie damit nicht, liebe Freundin, unterbrach er mich in ernstem Tone, sah mir dabei aber freundlich in die Augen, diese Sache ist heilig . . . Gott behüte Sie, sich damit schmücken zu wollen!

Ich sage das ja nur zu Ihnen!

Das weiß ich . . . Wo sind die Kirschen?

Das Gewächshaus war verschlossen, und keiner der Gärtner zu sehen. (Er hatte sie mit ins Feld geschickt.) Sonja lief den Schlüssel zu holen; aber er wollte nicht darauf warten, kletterte an dem Mauerwerke hinauf, hob das Netz ab und sprang hinein.

Wollen Sie Kirschen haben? Geben Sie mir den Teller! hörte ich seine Stimme von innen.

Nein, ich will selbst pflücken; ich werde den Schlüssel holen — Sonja findet ihn nicht.

Aber in demselben Augenblicke überkam mich das Verlangen, zu sehen, was er that, wie er aussah und sich bewegte, während er unbeachtet zu sein glaubte. Vielleicht trieb mich auch einfach der Wunsch, ihn nicht

für einen Moment aus den Augen zu verlieren. Auf den Zehen lief ich durch das Unkraut nach der andern Seite des Gewächshauses, stieg auf eine leere Tonne, so daß die Mauer mir nur noch bis an die Brust reichte, bog mich hinunter und übersah das Innere des ganzen Hauses mit seinen alten, knorrigen Bäumen und breiten Blättern, zwischen denen die schweren, schwarzen, saftigen Kirschen niederhingen, und nachdem ich den Kopf unter das Netz geschoben, entdeckte ich Sergeï Michailitsch unter den Aesten eines alten Kirschbaums. Er glaubte wahrscheinlich, daß ich fortgegangen wäre, hatte den Hut abgenommen, die Augen geschlossen, saß auf dem Stumpfe eines alten Obstbaums und drehte ein Stück Kirschharz eifrig zu einem Ball zusammen. Plötzlich zuckte er mit den Achseln, schlug die Augen auf und sagte lächelnd ein Wort vor sich hin.

Dies Wort und dies Lächeln überraschte mich so sehr, daß ich mich schämte, ihn zu belauschen. Mir war, als hätte er „Mascha“ geflüstert. Es kann nicht sein! sagte ich zu mir selbst; aber in demselben Augenblicke wiederholte er noch leiser und zärtlicher: Liebe Mascha! Ich hörte diese Worte ganz genau; mein Herz fing heftig an zu klopfen, und die Freude, die mich durchbebte, hatte etwas von der Aufregung eines verbotenen Gefühls. Ich mußte mich an der Mauer halten, um nicht zu fallen und mich zu verrathen. Aber er hatte meine Bewegung gehört, sah erschreckt umher, schlug plötzlich die Augen nieder, erröthete tief, wie ein

Kind, wollte etwas sagen, konnte nicht und erglühte mehr und mehr. Aber dann sah er mich lächelnd an, und ich lächelte ebenfalls; sein Gesicht leuchtete vor Freude. Das war nicht mehr der alte, mich liebkosende oder belehrende Onkel, das war ein mir gleichstehender Mensch, der mich liebte und mich fürchtete, und den ich fürchtete und liebte. Wir sagten nichts — sahen uns nur an; aber plötzlich wurde er ernst, das Lächeln und der Glanz der Augen verschwanden, er wendete sich wieder väterlich kühl zu mir, — als hätten wir etwas Böses gethan und er wäre wieder zu sich gekommen und gäbe mir den Rath, mich gleichfalls zu besinnen.

Steigen Sie da herunter — Sie können sich weh thun! sagte er; und streichen Sie das Haar zurück . . . wie sehen Sie aus!

Warum verstellt er sich . . . warum will er mir weh thun? dachte ich betrübt, und in demselben Moment kam das unüberwindliche Verlangen über mich, ihn noch einmal in Verlegenheit zu bringen und meine Macht über ihn zu prüfen.

Nein, ich will Kirschen pflücken, sagte ich, griff mit beiden Händen nach dem nächsten Aste, schwang mich auf die Mauer — und sprang, ehe er Zeit hatte, mich zu unterstützen, in das Gewächshaus hinunter.

Welche Thorheit! rief er aus, indem er abermals erröthete und unter dem Schein des Aergers seine Verwirrung zu verbergen suchte. Sie konnten sich sehr

weh thun . . . und wie wollen Sie wieder hinauskommen?

Er war noch verlegener als vorher; aber jetzt war mir seine Verlegenheit nicht angenehm, sondern peinlich und steckte mich an. Ich fühlte, daß ich erröthete, wendete mich von ihm ab, war nicht im Stande, ihm etwas zu sagen, und fing an Kirschen zu pflücken, die ich nirgend hinzulegen wußte. Ich machte mir Vorwürfe, bereute mein Benehmen, fürchtete den Eindruck, den es auf ihn gemacht haben könnte, und mir war zu Muthe, als ob ich mich in seinen Augen auf immer zu Grunde gerichtet hätte. Wir schwiegen Beide, und es war ein peinlicher Zustand, bis Sonja mit dem Schlüssel herbei kam und uns befreite, und auch dann sprachen wir noch nicht mit einander, sondern wendeten uns zu Sonja.

Erst als wir zu Katja zurückkehrten, die uns versicherte, daß sie nicht geschlafen, sondern Alles gehört habe, wurde ich ruhiger, und er versuchte wieder seinen wohlwollend väterlichen Ton anzustimmen. Aber dieser Ton wollte ihm nicht gelingen und täuschte mich nicht, denn ich erinnerte mich lebhaft an ein Gespräch, das einige Tage vorher zwischen uns stattgefunden hatte. Katja war der Ansicht, daß es dem Manne leichter würde, zu lieben und seine Liebe auszusprechen, als dem Weibe.

Der Mann kann sagen, daß er liebt, die Frau aber nicht, bemerkte sie.

Nein, ich glaube, auch der Mann kann und darf nicht sagen, daß er liebt, antwortete Sergeï Michailitsch.

Warum denn nicht? fragte ich.

Weil es immer eine Unwahrheit sein wird . . . Was ist das für eine wichtige Entdeckung, daß ein Mensch liebt! . . . als ob, wenn er dies Geständniß gemacht hat, plötzlich, wie mit einem Knall Etwas dastände . . . Klapp: er liebt! . . . Als ob in dem Moment, wo er dies Wort gesagt hat, etwas Außergewöhnliches geschehen müßte . . . Wunder und Zeichen . . . oder mit allen Kanonen gefeuert werden . . . Mir scheint, fügte er hinzu, daß Menschen, welche feierlich betheuern: ich liebe Sie! entweder sich selbst, oder — was noch schlimmer ist — Andere betrügen.

Wie aber soll die Frau erkennen, daß sie geliebt wird, wenn der Mann es nicht sagt? fragte Katja.

Das weiß ich nicht, antwortete er; jeder Mensch hat seine eigene Ausdrucksweise, und wenn das Gefühl da ist, wird es sich kundzugeben verstehen. Wenn ich Romane lese, muß ich mir immer vorstellen, was für ein verlegenes Gesicht der Lieutenant Strelski oder Alfred machen muß, wenn er sagt: Ich liebe dich, Eleonore! — und nun darauf wartet, daß etwas Besonderes geschieht, während bei ihm wie bei ihr Alles beim Alten bleibt: dieselben Augen, dieselbe Nase und Alles dasselbe.

Schon damals fühlte ich aus diesem Scherz etwas Ernstes heraus, das sich auf mich bezog. Aber Katja duldete nicht, daß mit den Romanhelden so respectwidrig verfahren wurde.

Ewig Paradoxen! rief sie aus. Sagen Sie aufrichtig: haben Sie niemals einer Frau gestanden, daß Sie sie lieben?

Niemals! und bin auch niemals auf die Kniee gefallen und werde das auch künftig nicht thun, gab er lachend zur Antwort.

Er braucht mir gar nicht zu sagen, daß er mich liebt, dachte ich jetzt, indem ich mich an dies Gespräch erinnerte; daß er mich liebt, weiß ich, und alle seine Versuche, gleichgültig zu scheinen, werden mir diesen Glauben nicht nehmen.

Er sprach den ganzen Abend wenig mit mir, aber in jedem seiner Worte zu Katja, zu Sonja, in jeder Bewegung, jedem Blicke sah ich seine Liebe und zweifelte nicht an ihm — aber ich fühlte ein Gemisch von Aerger und Bedauern.

Warum hält er für nöthig, sich zu verstellen, wenn Alles so klar ist, so leicht und einfach sein könnte, wenn es so möglich wäre, unaussprechlich glücklich zn sein? fragte ich immer wieder.

Nach dem Thee ging ich ans Klavier, und er folgte mir nach.

Spielen Sie etwas — ich habe Sie lange nicht gehört, sagte er, als er mich im Saale einholte.

Dis wollte ich auch, gab ich zur Antwort, und indem ich ihm plötzlich in die Augen sah, fügte ich hinzu: Sie sind mir doch nicht böse?

Warum sollte ich? fragte er.

Weil ich Ihnen diesen Nachmittag ungehorsam war, gab ich erröthend zur Antwort.

Er verstand mich, schüttelte lächelnd den Kopf, und sein Blick schien zu sagen, daß er eigentlich schelten müsse, aber nicht die Kraft dazu in sich fühle.

Es schadet also nichts — wir sind wieder Freunde? fragte ich und setzte mich an das Klavier.

Versteht sich! antwortete er.

In dem großen, hohen Saale brannten nur die beiden Kerzen auf dem Klavier; der übrige Raum lag im Halbdunkel. Durch die geöffneten Fenster schien die helle Sommernacht herein; Alles war still, nur Katja's ungleichmäßige Schritte ließen sich aus dem dunklen Salon hören, und das Pferd unseres Freundes, das vor dem Fenster angebunden war, schnaubte und schlug mit den Hufen in die Kletten.

Sergeï Michailitsch saß hinter mir, so daß ich ihn nicht sehen konnte. Aber überall, im Halbdunkel des Zimmers, in den Tönen, in mir selbst empfand ich seine Gegenwart; jeden seiner Blicke, jede seiner Bewegungen fühlte ich, ohne sie zu sehen, in der Tiefe meines Herzens.

Ich spielte die Fantasie-Sonate von Mozart, die mir Sergeï Michailitsch gebracht, und die ich bei ihm und für ihn gelernt hatte. Ich dachte nicht an das, was ich spielte, muß aber meine Sache gut gemacht haben, denn er schien damit zufrieden zu sein, und ich theilte den Genuß, den er dabei hatte, und ohne ihn

zu sehen, fühlte ich, daß sein Blick auf mir ruhte. Endlich sah ich mich nach ihm um, fuhr aber unwillkürlich und halb bewußtlos fort, die Finger zu bewegen. Sein Kopf zeichnete sich auf dem hellen Hintergrunde des Nachthimmels ab; er hatte die Wange auf die Hand gestützt und sah mich mit glänzenden Augen unverwandt an. Ich lächelte, als ich seinem Blicke begegnete, und hörte auf zu spielen; auch er lächelte, deutete aber vorwurfsvoll mit einer Kopfbewegung auf die Noten.

Als ich mein Spiel unterbrach, stieg eben der Mond herauf, und es wurde heller im Saale, den jetzt außer dem schwachen Licht der Kerzen noch ein anderer silberner Schein erleuchtete, der durch die Fenster auf den Fußboden fiel. Katja kam herbei und sagte, es habe weder Sinn noch Verstand, so an der schönsten Stelle abzubrechen, und überdies hätte ich schlecht gespielt. Sergeï Michailitsch dagegen versicherte, ich hätte nie so gut gespielt wie heute, und fing an hin und her zu gehen, aus dem Saale in den dunkeln Salon und wieder zurück, wobei er sich jedes Mal lächelnd nach mir umsah . . . Ich hätte ohne jede Veranlassung lachen mögen, so freute ich mich über irgend etwas, das heute, eben geschehen sein mußte. Als er wieder einmal in der Salonthüre verschwand, umarmte ich Katja und küßte sie auf den vollen Hals, aber als er zurückkehrte, machte ich ein ernstes Gesicht, obwohl ich das Lachen kaum zu unterdrücken vermochte.

Was ist nur heute mit ihr vorgegangen? fragte Katja.

Sergeï Michailitsch antwortetete nicht. Er lächelte mir nur zu — denn er wußte, was mit mir vorgegangen war.

Sehen Sie, welche Nacht! rief er gleich darauf aus dem Salon, indem er vor der offenen Balkonthür stehen blieb, die nach dem Garten hinausging.

Wir folgten ihm — und wirklich, es war eine Nacht, wie ich später nie wieder gesehen habe. Der volle Mond stand hinter uns, über dem Hause, so daß er nicht zu sehen war, und der Schatten des Daches, der Säulen und der Marquise auf der Terrasse auf Weg und Rasenplatz fiel. Alles Uebrige war hell und vom Silber des Thaues und des Mondlichts übergossen. Der breite Weg zwischen den Blumenbeeten, auf den von der einen Seite der Schatten der hohen Georginen fiel, verlor sich schimmernd in der nebligen Ferne. Hinter den Bäumen war das helle Glasdach des Treibhauses zu sehen, und aus dem Hohlwege stieg weißer, wallender Nebel auf. Die bereits etwas entlaubten Syringenbüsche waren bis auf die kleinsten Zweige von Licht umflossen. Die vom Thau benetzten Blumen konnte man alle deutlich erkennen, während sich in den Alleen Licht und Schatten so eigenthümlich mischten, daß sie nicht mehr Bäume und Wege, sondern hohe, durchsichtige, schwankende, zitternde Wölbungen zu sein schienen. Rechts, im Schatten des Hauses, war Alles

schwarz und unheimlich, aber um so heller hob sich aus dieser Finsterniß der phantastische, leuchtende Gipfel der Silberpappel, die wie mit ausgebreiteten Flügeln bereit schien, davon zu fliegen in die schimmernde, tiefblaue Weite.

Wollen wir nicht spazieren gehen? fragte ich.

Katja stimmte zu, sagte aber, daß ich Ueberschuhe anziehen müsse.

Das ist nicht nöthig, Sergeï Michailitsch wird mir den Arm geben, antwortete ich, als ob meine Füße dadurch vor Nässe geschützt werden könnten; damals aber verstanden wir Alle, was ich meinte, und fanden es in der Ordnung.

Sergeï Michailitsch gab mir niemals den Arm; jetzt aber nahm ich ihn ohne Weiteres, und er schien sich nicht darüber zu wundern. Wir gingen die Terrasse hinunter; die ganze Welt sah fremdartig aus — dieser Himmel, dieser Garten, diese Luft waren mir unbekannt. Wenn ich die Allee, die wir verfolgten, hinuntersah, war mir, als ob wir nicht weiter könnten, als ob dicht vor uns jede Möglichkeit der freien Bewegung aufhörte und Alles auf immer in unantastbarer Schönheit wie eingeschmiedet wäre. Aber wir bewegten uns, und die Zauberwand der Schönheit dehnte sich aus, ließ uns ein, und nun war es wieder unser Garten mit seinen Blumen, seinen Wegen, seinen trockenen Blättern; und wir gingen auf diesen Wegen, traten auf die Lichtkreise und Schatten, und wirkliches trockenes Laub

rauschte unter unsern Füßen, und ein frischer Zweig berührte meine Wange — und er war es, der in gleichmäßigen, langsamen Schritten an meiner Seite wanderte, und es war Katja, die mit knarrenden Schuhen neben uns ging, und der Mond stand am Himmel und sah durch regungslose Zweige auf uns nieder.

Ach, ein Frosch! rief eine Stimme.

Wer sagt das und warum? dachte ich, aber dann fiel mir ein, daß es Katja war, und daß sie sich vor Fröschen fürchtete. Ich sah vor meine Füße nieder; ein Fröschchen sprang auf und blieb dann regungslos liegen, so daß sein kleiner Schatten auf dem hellen Grunde des Weges zu sehen war.

Sie fürchten sich nicht? fragte Sergeï Michailitsch.

Ich sah zu ihm auf; wo wir standen, war eine Lücke in der Lindenreihe, und ich sah deutlich sein schönes, glückliches Gesicht . . . Sie fürchten sich nicht? hatte er gesagt, ich aber hörte deutlich die Worte: „ich liebe dich, geliebtes Mädchen!“ — und „ich liebe dich! ich liebe dich!“ wiederholte sein Blick, seine Hand — und Licht, Schatten, Luft, Alles wiederholte und bestätigte diese Worte.

Wir gingen durch den ganzen Garten; Katja begleitete uns mit ihren kleinen Schritten und athmete schwer. Endlich sagte sie, es wäre Zeit ins Haus zurückzukehren. Ich hatte Mitleid mit der Armen; warum fühlt sie nicht dasselbe, wie du? dachte ich;

warum sind in dieser Nacht nicht alle Menschen jung und glücklich, wie ich und er?

Wir gingen ins Haus zurück, aber obwohl schon die Hähne krähten, Alles im Hofe schlief und sein Pferd immer ungeduldiger schnaubte und stampfte, ritt er noch nicht fort. Auch Katja erinnerte uns nicht, daß es spät sei, und so saßen wir, ohne es zu wissen, bis drei Uhr Morgens beisammen und sprachen von den gleichgültigsten Dingen, die Hähne krähten schon zum dritten Male und der Tag begann zu grauen, als er endlich aufbrach. Er nahm Abschied wie gewöhnlich, sagte nichts Besonderes, aber ich wußte jetzt, daß er mein war, und daß ich ihn nicht wieder verlieren würde.

Und dann gestand ich mir, daß ich ihn liebte, und sobald ich das gethan, ging ich zu Katja und erzählte ihr Alles. Sie war erfreut und gerührt — aber dann konnte sie schlafen, die Arme! — in dieser Nacht! — Ich dagegen ging noch lange, lange auf der Terrasse und im Garten umher, erinnerte mich an jedes seiner Worte, an jede seiner Bewegungen und wanderte wieder durch die Alleen, durch die ich mit ihm gegangen war. Die ganze Nacht ging ich nicht schlafen, sah zum ersten Male im Leben den Sonnenaufgang und das Morgenroth, und habe weder solche Nacht, noch solchen Morgen wieder gesehen.

Warum sagt er nicht einfach, daß er mich liebt? fragte ich mich selbst. Warum sucht er nach Hindernissen

und nennt sich alt, während Alles so einfach und schön ist? Warum verliert er die goldne Zeit, die vielleicht so nie wiederkommt? . . . Ob er mit Worten sagt: Ich liebe dich! oder nur meine Hand faßt, erröthet, die Augen niederschlägt . . . ich würde ihn verstehen und ihm Alles sagen. Nein, sagen nicht! ihn umarmen, mich an ihn schmiegen und weinen . . . Aber wie, wenn ich mich irrte? . . . wenn er mich nicht liebte?

Ich erschrak vor meinem Gefühl . . . Gott weiß, wohin es mich führen und sein und mein Empfinden verwirren konnte! Und dann fiel mir wieder ein, wie ich ins Gewächshaus hinuntergesprungen war, und mir wurde schwer, sehr schwer zu Muth, Thränen stürzten mir aus den Augen, und ich fing an zu beten.

Und dann kam mir plötzlich ein seltsamer Einfall, der mich beruhigte und mich mit Hoffnung erfüllte. Ich nahm mir vor, von heute an zu fasten, um mich zum Abendmahle vorzubereiten, das ich an meinem Geburtstage nehmen wollte. Denselben Tag wollte ich mich dann mit ihm verloben.

Es war inzwischen Tag geworden; die Hofleute fingen an sich zu regen, und ich ging in mein Zimmer hinauf.

IV.

Die Fasten der Himmelfahrt Mariä hatten begonnen, und Alle im Hause fanden es natürlich, daß ich mich in dieser Zeit zur Abendmahlsfeier vorbereitete.

Sergeï Michailitsch kam die ganze Woche nicht zu uns, und ich wunderte mich nicht darüber, ängstigte mich nicht, zürnte ihm nicht, im Gegentheil, es freute mich, daß er nicht kam, und ich erwartete ihn erst zu meinem Geburtstage.

Die ganze Woche stand ich früh auf und ging, bis angespannt war, allein in den Garten, nahm in Gedanken alle Sünden des vergangenen Tages durch und überlegte, wie ich es anfangen könnte, um mit dem heutigen Tage zufriedener zu sein und nicht wieder zu fehlen. Damals schien es mir leicht, sich rein von Sünden zu erhalten, ich glaubte, daß man nur ernstlich zu wollen brauche. — Dann fuhr der Wagen vor; Katja oder eins der Dienstmädchen setzte sich zu mir, und wir fuhren die drei Werst weit nach der Kirche. Sobald ich dort ankam, erinnerte ich mich, daß für Alle gebetet wird, welche „mit Gottesfurcht eintreten", und ich gab mir ernstlich Mühe, mit dieser Empfindung die zwei mit Gras bewachsenen Stufen der Vorhalle zu überschreiten.

In der Kirche pflegten um diese Zeit nicht mehr als etwa zehn Personen anwesend zu sein: fastende Bäuerinnen und Hofleute. Ich ließ es mir angelegen sein, ihre Grüße mit freundlicher Demuth zu erwiedern, und ging — was mir wie eine Heldenthat vorkam — an die Kerzenschublade, ließ mir von dem Küster, einem alten Soldaten, eine Kerze anzünden und stellte sie vor die

Heiligenbilder. Durch die Hauptthür des Allerheiligsten*) sah man die Altardecke, die Mama gestickt hatte. Ueber der Heiligenwand standen die beiden Engel mit Sternen, die mir so groß schienen, als ich noch klein war, und über ihnen schwebte die Taube mit dem gelben Heiligenschein, die ich immer so sehr bewundert hatte. Hinter dem Chorgitter zeigte sich das verbogene Taufbecken, in welchem ich so viele Kinder unserer Hofleute taufen sah, und in welchem ich selbst getauft worden war. Und dann erschien der alte Priester, in der aus des Vaters Sargdecke verfertigten Stola, und las die Messe mit derselben Stimme, mit welcher er, solange ich mich erinnern konnte, den Gottesdienst in unserm Hause gehalten, Sonja getauft und die Leichenmessen für den Vater und die Mutter gelesen hatte; und dieselbe klapperige Stimme des Psalmensängers erscholl vom Chore; und dasselbe alte Weib, das ich bei jedem Gottesdienst gesehen, stand gebückt an der Wand, sah mit thränenden Augen auf das Heiligenbild über dem Chore, drückte die zusammengelegten Finger an das verschossene Kopftuch und murmelte mit zahnlosem Munde vor sich hin. Das Alles war nichts Neues für mich, war mir aber nicht allein wegen der damit verknüpften Erinnerungen heilig, sondern schien mir an sich voll tiefer Bedeutung zu sein. Ich lauschte auf jedes Wort der vorgelesenen Ge-

*) In der russischen Kirche ist das Allerheiligste, das die Frauen nicht betreten dürfen, durch eine Wand mit drei Thüren von der Kirche getrennt. (Anm. d. Uebers.)

bete, suchte andächtig zu antworten, und wenn ich nicht verstand, bat ich in Gedanken, Gott möge mich erleuchten, oder ersetzte das nicht Gehörte durch eigne Worte. Wenn die Bußgebete gelesen wurden, rief ich mir meine Vergangenheit ins Gedächtniß, und diese kindlich-unschuldige Zeit erschien mir so schwarz im Vergleich mit dem jetzigen lichtvollen Zustande meiner Seele, daß ich in Thränen ausbrach und vor mir selber schauderte; dabei fühlte ich aber, daß das Alles vergeben würde, auch wenn ich noch schwerere Sünden auf der Seele hätte — daß meine Reue dann sogar noch süßer wäre. Zu Ende des Gottesdienstes, wenn der Priester sagte: Gottes Segen über euch! hatte ich jedesmal ein körperliches Gefühl des Wohlbehagens, als ob bei diesen Worten Licht und Wärme in mein Herz drängen.

Nach dem Schluß des Gottesdienstes pflegte der Priester zu mir herauszukommen und zu fragen, ob und wann er sich bei uns einfinden solle, um die Vesper zu lesen; aber dann dankte ich ihm gerührt für die Mühe, die er sich meinetwegen geben wolle, und sagte, daß ich wieder in die Kirche kommen würde.

Wenn mich Katja nicht begleitete, schickte ich immer vor der Messe die Pferde zurück und ging zu Fuß nach Haus. Demüthig grüßte ich Alle, die mir begegneten; ich suchte jede Gelegenheit, zu helfen, zu rathen, ein Opfer zu bringen, und es freute mich, wenn ich bei dem Ausweichen auf den nassen Wegen in den Schmutz treten mußte.

Eines Abends, als unser Seelsorger mit Katja über die Vorgänge im Dorfe sprach, hörte ich ihn sagen, daß der Bauer Simon gekommen sei, um Bretter für den Sarg seiner Tochter und einen Rubel für Todtenmessen zu erbitten, und daß er ihm Beides gegeben habe.

Sind die Leute so arm? fragte ich.

Sehr arm, gnädiges Fräulein; sie haben nicht das Salz zum Brode, antwortete der Priester. — Mir war als ob mir etwas das Herz zusammenschnürte, und dabei empfand ich doch eine gewisse Freude.

Ich sagte Katja, daß ich spazieren gehen wolle, lief hinauf, suchte mein Geld zusammen — es war nicht viel, aber Alles, was ich besaß, — und nachdem ich mich bekreuzt hatte, ging ich allein über die Terrasse und durch den Garten nach dem Dorfe. Von Niemand bemerkt, näherte ich mich der Simon'schen Hütte, legte das Geld ins Fenster und klopfte an. Die knarrende Thüre wurde geöffnet, und eine Stimme rief, wer da sei? — ich aber erschrak und lief, zitternd vor Furcht wie eine Verbrecherin, so schnell ich konnte nach Haus zurück.

Katja fragte mich, wo ich gewesen wäre, und was mir geschehen; aber ich verstand kaum, was sie sagte, und gab keine Antwort; Alles schien mir plötzlich so nichtig und klein. Ich verschloß mich in mein Zimmer, ging lange hin und her und war nicht im Stande, etwas zu thun, zu denken, oder mir über meine Gefühle Rechenschaft zu geben.

Als ich ruhiger wurde, dachte ich an die Freude der armen Familie, an die Dankbarkeit, mit der sie den Geber des Geldes nennen würden, und es that mir leid, daß ich es ihnen nicht selbst gegeben hatte. Ich stellte mir auch vor, was Sergeï Michailitsch sagen würde, wenn er von dieser Handlung hörte, und freute mich, daß niemals irgend Jemand etwas davon erfahren würde; und es kam eine so hohe Freude über mich, und Alles — auch ich selbst — erschien mir in so mildem Lichte, daß der Gedanke an den Tod zu einem Traume des Glückes für mich wurde. Ich lächelte, betete, weinte und empfand für alle Menschen, und auch für mich selbst, eine leidenschaftliche Zuneigung.

In den Zwischenzeiten von einem Gottesdienst zum andern las ich das Evangelium, und immer verständlicher wurde mir dies Buch; immer rührender und einfacher erschien mir die Geschichte dieses göttlichen Lebens, immer erhabener und unergründlicher die Tiefe des Gefühls und der Gedanken, die ich in Jesu Lehre fand. Aber wie klar und einfach stellte sich mir Alles dar, wenn ich dann von diesem Buche aufstand und das Leben um mich her betrachtete. Es schien so schwer, nicht gut zu sein, und so einfach, Alle zu lieben und geliebt zu werden.

Alle waren gut und sanft gegen mich; Sonja sogar, die ich fort unterrichtete, war anders als sonst, war eifrig bemüht mich zu verstehen, suchte mir gefällig zu sein und gab sich Mühe, mich nicht zu ärgern. Wie ich gegen die Menschen war, so waren sie gegen mich.

Als ich mich auf Diejenigen besann, die ich gekränkt hatte und die ich vor dem Abendmahl um Verzeihung bitten mußte, fiel mir nur eine Dame in der Nachbarschaft ein, über die ich ein Jahr vorher in Gegenwart Anderer gelacht hatte, und die seitdem aufgehört, uns zu besuchen. Ich schrieb ihr, bekannte meine Schuld und bat um Verzeihung. Sie antwortete mit einem Briefe, in welchem sie sich selbst anklagte und mir verzieh. Ich weinte vor Freude, als ich diese einfachen Zeilen las, in denen mir damals ein tiefes, rührendes Gefühl zu liegen schien. Meine Wärterin weinte, als ich sie um Verzeihung bat.

Warum sind alle Menschen so gut gegen mich? womit habe ich soviel Liebe verdient? fragte ich mich selbst, und unwillkürlich dachte ich an Sergeï Michailitsch, und meine Gedanken blieben lange mit ihm beschäftigt. — Ich konnte nicht anders und hielt es auch nicht für Sünde; aber ich dachte jetzt anders an ihn, wie in jener Nacht, als ich zuerst erkannte, daß ich ihn liebe. Ich dachte an ihn, wie an mich selbst, und zog ihn unwillkürlich in jeden Gedanken an meine Zukunft hinein. Der drückende Einfluß, den ich bisher in seiner Gegenwart empfunden, verschwand vollständig. Ich fühlte mich ihm gleich, und von der Höhe der heiligen Stimmung, in welcher ich mich jetzt befand, verstand ich ihn ganz. Alles, was mir früher in seinem Wesen seltsam erschienen war, wurde mir begreiflich. Erst jetzt verstand ich, warum er sagte, das wahre Glück bestehe nur darin, für Andere

zu leben, und stimmte von Grund des Herzens mit ihm überein. Ich war überzeugt, daß wir Beiden ein ruhiges, unendliches Glück in einander finden würden. Ich dachte nicht an Reisen ins Ausland, nicht an Gesellschaften, nicht an äußern Glanz, sondern an stilles Familienleben auf dem Lande, unablässige Selbstaufopferung, unwandelbare Liebe und dankbares Erkennen der Güte des Geschicks.

Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich an meinem Geburtstage zum Abendmahl und war, als ich aus der Kirche kam, von einem so tiefen Glücksgefühl erfüllt, daß ich die Rückkehr ins Leben fürchtete, weil jeder neue Eindruck mein Glück zerstören konnte. Aber kaum waren wir aus dem Wagen gestiegen, als ein bekanntes Cabriolet über die Brücke donnerte und ich Sergeï Michailitsch erblickte. Er gratulirte mir, und wir gingen zusammen in den Saal.

Niemals, seit ich ihn kannte, war ich ihm gegenüber so unbefangen gewesen, wie diesen Morgen. Ich fühlte, daß eine neue Welt in mir lebte, die er nicht kannte, und die über ihm stand, und fühlte nicht mehr die geringste Befangenheit. Er schien zu ahnen, woher das kam, und war besonders sanft und achtungsvoll gegen mich. Ich trat ans Klavier; aber er schloß es zu und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Verderben Sie Ihre Stimmung nicht, sagte er; Sie tragen jetzt eine Harmonie in der Seele, die besser ist, als jede andere in der Welt.

Ich war ihm dankbar für diese Worte und doch fühlte ich ein leises Unbehagen darüber, daß er so leicht und klar durchschaute, was ich — Allen verborgen — in der Seele trug.

Beim Mittagessen sagte er, daß er gekommen sei, sowohl um mir zu gratuliren, als um Abschied zu nehmen, denn er würde morgen nach Moskau reisen. Während er das sagte, sah er Katja an, streifte aber flüchtig mein Gesicht, und ich verstand, daß er fürchtete, dem Ausdruck der Betrübniß in meinen Mienen zu begegnen. Aber ich wunderte mich nicht über seine Mittheilung, erschrak nicht, fragte nicht einmal, auf wie lange er fort wollte, denn ich wußte, daß er dies von selbst sagen — und überhaupt nicht abreisen würde. Woher ich das wußte, kann ich nicht erklären. Aber an diesem denkwürdigen Tage schien mir, als ob ich Alles wüßte, das Gegenwärtige und das Zukünftige. Ich befand mich in einer Art von glückseligem Traume, wo alles noch Bevorstehende bereits geschehen zu sein scheint — so daß ich Alles wußte, *was* kommen, und auch die Art und Weise, *wie* es kommen würde.

Sergeï Michailitsch wollte eigentlich gleich nach Tisch wieder wegfahren; aber Katja, die von der Messe ermüdet war, hatte sich etwas niedergelegt, und er mußte auf ihr Erwachen warten, um ihr adieu zu sagen. Da es im Saale sonnig war, gingen wir auf die Terrasse.

Kaum hatten wir uns gesetzt, als ich in größter Ruhe das Gespräch begann, das über das Schicksal

meiner Liebe entscheiden sollte. Sobald wir Platz genommen hatten, fing ich an, damit nicht erst etwas gesagt werden konnte, das mich in meinem Vorhaben gestört hätte. Woher ich diese Ruhe und die Klarheit und Entschlossenheit meiner Ausdrucksweise nahm, begreife ich selbst nicht. Es war, als ob nicht ich, sondern etwas von meinem Willen Unabhängiges in mir spräche. Sergeï Michailitsch saß mir gegenüber, hatte sich auf das Geländer gestützt und einen Syringenzweig herangezogen, von dem er die Blätter abriß. Als ich zu sprechen begann, ließ er den Zweig los und stützte den Kopf in die Hand, eine Haltung, die sowohl große Ruhe, wie große Aufregung andeuten konnte.

Warum reisen Sie? fragte ich bedeutungsvoll und sah ihm gerade ins Gesicht.

Er antwortete nicht sogleich.

Ich habe Geschäfte, sagte er dann, schlug dabei aber die Augen nieder. Ich begriff, wie schwer es ihm wurde, auf meine aufrichtige Frage mit einer Lüge zu antworten.

Hören Sie, fuhr ich fort, ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, welch ein wichtiger Tag heute für mich ist, und ich frage nicht, um Sie dieses Tages wegen zurückzuhalten — daß ich an Sie gewöhnt bin und Sie lieb habe, wissen Sie auch. Ich frage, weil ich die Wahrheit wissen muß: warum reisen Sie?

Es ist schwer, Ihnen die Wahrheit zu sagen, antwortete er; ich habe diese ganze Woche viel über Sie

und mich nachgedacht und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich fort muß. Warum, verstehen Sie . . . und wenn sie mich lieb haben, fragen Sie nicht weiter.

Er rieb sich die Stirn mit der flachen Hand und legte diese dann über die Augen.

Es wird mir schwer . . . und Sie verstehen das! fügte er hinzu. Mein Herz fing heftig an zu klopfen.

Nein, ich kann es nicht verstehen, antwortete ich, ich kann nicht! Sagen Sie mir . . . um Gottes Willen, um des heutigen Tages Willen, sagen Sie mir die Wahrheit . . . ich kann Alles ruhig hören.

Er veränderte seine Stellung, sah mich an und faßte wieder nach dem Zweige.

Warum nicht? sagte er, nachdem er eine Weile geschwiegen, indem er sich vergebens bemühte, seiner Stimme die gewöhnliche Festigkeit zu geben. Es ist zwar albern und fast unmöglich, dergleichen mit Worten zu erklären . . . aber wenn es mir auch schwer fällt, ich will versuchen, mich Ihnen deutlich zu machen.

Bei diesen Worten verzog er das Gesicht, als ob er körperlichen Schmerz empfände.

Nun? fragte ich.

Denken Sie sich einen Mann, einen alten, abgenutzten Gesellen, den wir A nennen wollen, und ein junges, glückliches Mädchen, B mit Namen, das weder Menschen noch Leben kennt. Besondere Familienverhältnisse fügten es, daß er sie liebgewann, wie eine Tochter,

und es kam ihm nicht in den Sinn, daß er sie jemals anders lieben könnte.

Er schwieg, aber ich unterbrach die Pause nicht. Nach einer Weile fuhr Sergeï Michailitsch schnell und entschlossen fort, ohne mich anzusehen:

Nach und nach vergaß er, daß B so jung und das Leben für sie ein Spiel war. Und plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, daß ein anderes Gefühl, schwer wie die Reue, sich in seine Seele schlich — und er erschrak . . . erschrak, daß ihre früheren freundschaftlichen Beziehungen zerstört werden sollten, und beschloß, sich lieber loszureißen, als diese Beziehungen aufs Spiel zu setzen.

Während er dies sagte, hatte Sergeï Michailitsch abermals die Hand über die Augen gelegt; dann schwieg er und schien in Nachdenken zu versinken.

Aber warum fürchtete er zu lieben? fragte ich, indem ich meine Aufregung bezwang, in meinem gewöhnlichen Tone; aber ihm mußte derselbe scherzend geklungen haben, denn mit dem Ausdruck der Kränkung antwortete er:

Sie sind jung — ich bin es nicht mehr. Sie wollen mit dem Leben spielen — ich brauche etwas Anderes. Spielen Sie aber nicht mit mir . . . es würde mir, glaube ich, nicht gut sein, und Sie würden sich später ein Gewissen daraus machen. . . . So hat A geantwortet, fügte er hinzu. Das Alles ist ja

Unsinn . . . aber Sie verstehen, warum ich reise, und wir wollen nicht mehr davon sprechen . . . ich bitte Sie!

Ja, ja, wir wollen davon sprechen! antwortete ich und Thränen zitterten in meiner Stimme. Sagen Sie mir: hat er sie geliebt oder nicht?

Sergeï Michailitsch gab keine Antwort.

Und wenn er sie nicht geliebt hat, fuhr ich fort, warum hat er mit ihr gespielt, wie mit einem Kinde?

Ja, ja, A war der Schuldige! fiel mir Sergeï Michailitsch schnell in die Rede. Dann aber machte er ein Ende, und sie trennten sich . . . als Freunde.

Das ist schrecklich . . . wäre denn keine andere Lösung möglich? fragte ich und erschrak vor meinen eignen Worten.

Jawohl, antwortete er, indem er die Hand von den Augen nahm und mich gerade ansah. Es sind zwei verschiedene Lösungen möglich . . . Um Gottes Willen unterbrechen Sie mich nicht und verstehen Sie mich recht: die Einen behaupten, fuhr er fort, indem er aufstand und krankhaft erzwungen lächelte, die Einen behaupten, A. wäre verrückt geworden . . . Er hatte B. wahnsinnig geliebt und sagte ihr das . . . Sie aber lachte dazu, denn ihr war das Alles Scherz . . . für ihn aber war es das Wichtigste im Leben.

Ich zuckte zusammen, wollte ihn unterbrechen, ihm sagen, daß er sich nicht erlauben dürfe, für mich zu

antworten; aber er hielt mich zurück, indem er seine Hand auf die meinige legte.

Warten Sie! fuhr er mit zitternder Stimme fort; Andere sagen, sie hätte Mitleid mit ihm gehabt, hätte sich eingebildet — die Arme, die Menschen und Leben nicht kannte — daß sie ihn wirklich lieben könne, und wäre darauf eingegangen, sein Weib zu werden. Und er, der Wahnsinnige, glaubte . . . glaubte, daß sein Leben von Neuem beginnen könne! . . . Aber nur zu bald sah sie ein, daß sie ihn und er sie getäuscht hatte . . . Wir wollen nicht mehr darüber sprechen! schloß er, augenscheinlich außer Stande, weiter zu reden, und fing schweigend an, hin und her zu gehen.

Wir wollen nicht mehr darüber sprechen, hatte er gesagt; aber ich sah, daß er mit allen Kräften seiner Seele auf meine Antwort wartete. Ich wollte sprechen, aber ich konnte nicht . . . die Brust war mir wie zusammengeschnürt. Ich sah ihn an — er war bleich, und seine Unterlippe zitterte — er that mir leid, ich machte eine Anstrengung, zerriß den Bann, der mich wie in Schweigen einschmiedete, und fing mit einer leisen, kaum hörbaren Stimme, die jeden Augenblick zu erlöschen drohte, zu sprechen an.

Und die dritte Lösung? sagte ich und stockte wieder. Aber er schwieg, und nach einer Pause fuhr ich fort: Und die dritte Lösung . . . daß er sie nicht liebte, aber sie unglücklich machte . . . unglücklich . . . und meinte, er hätte ein Recht dazu, und noch stolz darauf war . . . Ja, Ihnen,

nicht mir war Alles Scherz! . . . Ich habe Sie vom ersten Tage an geliebt . . . ich liebte Sie! wiederholte ich, und bei dem Worte liebte verwandelte sich meine flüsternde Stimme in einen wilden Schrei, der mich selbst erschreckte.

Mit bleichem Gesicht stand Sergeï Michailitsch vor mir; seine Lippen zitterten stärker und stärker, und zwei Thränen rollten über seine Wangen.

Das war schlecht! schrie ich wieder; ich fühlte mich von bittern, nicht geweinten Thränen dem Ersticken nahe. Warum? sagte ich und wollte aufstehen um fortzugehen, aber er ließ mich nicht. Sein Kopf lag auf meinen Knieen, seine Lippen küßten meine zitternden Hände, und seine Thränen fielen darauf nieder.

Womit habe ich das verdient? wiederholte ich immer aufs Neue, und in meinem Herzen war Seligkeit . . . eine Seligkeit, die jetzt längst und auf immer entschwunden ist.

Fünf Minuten später lief Sonja zu Katja hinauf und schrie durch das ganze Haus:

Unsere Mascha will den Sergeï Michailitsch heiraten!

V.

Wir hatten weder einen Grund, unsere Hochzeit aufzuschieben, noch den Wunsch es zu thun. Katja wäre freilich gern nach Moskau gefahren, um Einkäufe und Bestellungen für die Aussteuer zu machen, und seine Mutter hätte gern gesehen, daß er vor der Heirath eine

neue Kutsche und Möbel gekauft, und daß das Haus neu tapezirt worden wäre; aber wir Beide bestanden darauf, dies Alles — wenn es überhaupt nothwendig sein sollte — später zu thun, und wollten vierzehn Tage nach meinem Geburtstage in aller Stille heirathen . . . ohne Aussteuer, ohne Gäste, ohne Brautjungfern, ohne Souper, Champagner und alle übrigen unentbehrlichen Beigaben einer Hochzeit.

Sergeï Michailitsch erzählte mir, wie unzufrieden seine Mutter darüber wäre, daß die Hochzeit ohne Musik stattfinden sollte, und ohne daß die Aussteuer zur Schau gestellt und das Haus neu decorirt wurde, wie es bei ihrer Hochzeit geschehen war, die 30,000 Rubel gekostet hatte. Er beschrieb, wie ernst und geheimnißvoll — damit er es nicht merken sollte — sie Kisten und Kasten bis in den Keller hinunter durchsehe, und wie sie sich mit Mariuschka, der Beschließerin, über gewisse, für unser Glück unentbehrliche Teppiche, Gardinen und Theebretter berieth.

In unserm Hause leistete Katja dasselbe mit meiner Wärterin Kusminischna, und sie litt durchaus nicht, daß diese Angelegenheit scherzhaft behandelt wurde. Sie war überzeugt, daß wir Beide, — wenn wir uns überhaupt um die Zukunft kümmerten — nur an Zärtlichkeiten dächten und Unsinn sprächen, wie das Menschen in unsern Verhältnissen eigen sei; daß aber die Grundlage unseres künftigen Glückes in dem richtigen Zuschnitt der Wäsche und dem Säumen der Tischtücher

und Servietten zu suchen sei. Zwischen Prokow und Nikolski wurden täglich mehrmals geheime Botschaften über die Art und den Fortgang verschiedener Vorbereitungen ausgetauscht; aber obwohl zwischen Katja und seiner Mutter das zärtlichste Einvernehmen zu bestehen schien, ließ sich herausfühlen, daß eine gewisse, feindselige, aber tief verborgene Diplomatie zwischen ihnen obwaltete.

Tatjana Simonowna, die Mutter meines Verlobten, die ich jetzt kennen lernte, war eine strenge, steife Hausfrau und Wirthin nach der alten Schule. Sergeï Michailitsch liebte sie nicht nur pflichtgemäß, als seine Mutter, sondern hatte eine große Zärtlichkeit für sie und hielt sie für die beste, klügste, gütigste, liebevollste Frau der Welt. Tatjana Simonowna war immer freundlich gegen uns, besonders gegen mich; es war ihr lieb, daß ihr Sohn heiraten wollte. Aber wenn ich sie als Braut besuchte, hatte ich immer das Gefühl, als wollte sie mir zu verstehen geben, daß ich Ihres Sohnes nicht ganz würdig sei, und daß ich gut thun würde, mir dies immer wieder zum Bewußtsein zu bringen. Ich verstand sie vollkommen und war ganz ihrer Meinung.

In diesen beiden Wochen zwischen Verlobung und Hochzeit sah ich Sergeï Michailitsch täglich. Er kam zum Mittagessen und blieb bis Mitternacht. Aber obwohl er erklärte — und ich wußte, daß er die Wahrheit sagte —, ohne mich wäre überhaupt kein Leben für

ihn, brachte er doch nie den ganzen Tag mit mir zu und gab sich Mühe, seine Geschäfte in alter Weise fortzuführen.

Die äußerlichen Beziehungen zwischen uns blieben bis zur Hochzeit dieselben wie früher. Wir fuhren fort, uns Sie zu nennen, er küßte mir nicht einmal die Hand, und statt die Gelegenheit zu suchen, mit mir allein zu sein, ging er ihr so viel als möglich aus dem Wege. Es war, als ob er sich fürchtete, der leidenschaftlichen Zärtlichkeit, die ihn erfüllte, nachzugeben.

Ich weiß nicht, ob er sich verändert hatte, oder ich; aber ich fühlte mich ihm ganz ebenbürtig. Die erzwungene Abgeschlossenheit, die mir nicht an ihm gefiel, war verschwunden, und statt des Furcht und Respect einflößenden Mannes sah ich jetzt oft mit inniger Freude einen vom Glücke trunkenen Knaben in ihm. Wie oft dachte ich jetzt: er ist doch auch ein Mensch wie Andre. Mir war, als ob er jetzt klar vor meinen Augen stände, als ob ich ihn ganz erkannt hätte, und Alles, was ich von ihm sah und hörte, war einfach und mit mir selbst übereinstimmend. Auch seine Pläne in Bezug auf unser künftiges Zusammenleben waren ganz meine Pläne, nur deutlicher und schöner in seinen Worten ausgesprochen.

Das Wetter war in diesen Tagen schlecht, und wir brachten den größten Theil der Zeit im Hause zu. Die besten, innigsten Gespräche hatten wir in der Ecke zwischen Klavier und Fenster. Das Licht der Kerzen

spiegelte sich in den dunkeln Scheiben, an die von außen die Tropfen anschlugen und niederflossen. Vom Dache rauschte der Regen und klatschte von der Traufe in die Pfützen am Hause, und der feuchte Hauch, der durch die geschlossenen Fenster drang, ließ es in unserer Ecke noch heller, wärmer und heiterer erscheinen.

Ich wollte Ihnen schon lange etwas sagen, begann er eines Abends, als wir spät allein in dieser Ecke saßen. Während Sie spielten, habe ich immer daran gedacht.

Sie brauchen es nicht zu sagen . . . ich weiß es längst, fiel ich ein.

Ja, es ist wahr . . . so wollen wir gar nicht sprechen.

O sagen Sie nur, was Sie auf dem Herzen haben.

Erinnern Sie sich an die Geschichte, die ich Ihnen von A. und B. erzählt habe?

Wie hätte ich diese dumme Geschichte nicht behalten sollen! Gut, daß sie noch so zu Ende gekommen ist.

Ja . . . und wie leicht hätte ich mein Glück durch eigene Schuld verlieren können! Sie haben mich gerettet . . . Aber das Schlimmste ist, daß ich damals gelogen habe . . . und nun schäme ich mich, und will Ihnen gestehen . . .

Ach, ich bitte, es ist nicht nöthig!

Fürchten Sie nichts! sagte er lächelnd. Als ich anfing zu sprechen, wollte ich mir selbst Vernunft predigen.

Wozu Vernunft predigen? fragte ich, das muß man niemals thun . . .

Ich that es auch schlecht genug! und doch hatte ich mir — als ich nach allen meinen Enttäuschungen und Fehlgriffen hier aufs Land kam — gesagt, daß es mit der Liebe für mich zu Ende wäre, und daß mir nur noch die Pflichten des Alters zu erfüllen blieben. Ueber mein Gefühl für Sie gab ich mir lange keine Rechenschaft und ahnte nicht, wohin es mich führen würde. Und später hoffte ich . . . und hoffte wieder nicht; glaubte, daß Sie mit mir kokettirten . . . und glaubte es wieder nicht, und wußte durchaus nicht, was ich thun sollte. Aber nach jenem Abend — erinnern Sie sich? — als wir spät im Garten spazieren gingen, erschrak ich. Mein jetziges Glück stellte sich mir zu groß und unmöglich dar. Und dann fragte ich mich, was werden sollte, wenn ich mir zu hoffen erlaubte und es wäre umsonst. Natürlich dachte ich, da ich ein schändlicher Egoist bin, nur an mich selbst.

Er schwieg und sah mich an.

Und doch habe ich damals nicht ganz Unsinn gesprochen, fuhr er fort. Es war doch möglich . . . ich mußte fürchten! Wie viel nahm ich von Ihnen an, und wie wenig kann ich geben? . . . Sie sind ein Kind: ein Knospe, die erst aufspringen wird . . . Sie geben zum ersten Male . . . ich aber! . . .

Ja, sagen Sie mir aufrichtig . . . fing ich an;

aber plötzlich wurde mir bange vor seiner Antwort. Nein, es ist nicht nöthig! fügte ich hinzu.

Ob ich früher geliebt habe, wollen Sie wissen? fragte er, meine Gedanken sogleich errathend. Das kann ich Ihnen sagen: nein, ich habe nie geliebt, niemals etwas empfunden, das meinem jetzigen Gefühl ähnlich wäre. Plötzlich stockte er, als ob eine trübe Erinnerung in seiner Seele aufblitzte. Nein, auch hier nicht! ich hätte ihr Herz besitzen müssen, um das Recht zu haben, sie zu lieben, sagte er traurig. Wie hätte ich also nicht bedenklich werden sollen, ehe ich Ihnen gestand, daß ich Sie liebe? . . . Was gebe ich Ihnen? . . . Liebe . . . das ist wahr . . .

Ist das wenig? fragte ich, indem ich ihm in die Augen sah.

Wenig, liebes Herz, für Sie wenig! antwortete er; Sie sind so jung und schön! Ich kann jetzt oft vor freudiger Erregung nicht schlafen und stelle mir dann vor, wie wir zusammen leben werden. Nach den mancherlei Erfahrungen, die ich gemacht habe, ist mir zu Muth, als hätte ich jetzt gefunden, was zum Glücke nöthig ist: ein stilles Leben in unserer Landeinsamkeit, mit den Mitteln, den Menschen Gutes zu thun, denen so leicht zu helfen ist und die so wenig daran gewöhnt sind; dazu eine nützliche Thätigkeit, Frieden, Bücher, Musik, Natur und die Liebe zu einem verwandten Wesen . . . das ist mein Glück, und es kann, meinem Gefühl nach, durch nichts Anderes übertroffen werden, wenn zu allem

Diesem noch eine Gefährtin kommt, wie Sie. Meiner Ansicht nach ist dies Alles, was der Mensch zu begehren vermag.

Das ist es auch, sagte ich.

Ja, für mich, der ich die Jugend hinter mir habe, fuhr er fort; aber nicht für Sie. Sie haben noch nicht gelebt und werden vielleicht in andern Dingen Glück suchen und vielleicht auch finden. Jetzt sind Sie nur meiner Ansicht, weil Sie mich lieben.

Nein, ich habe immer nur dies stille Familienleben ersehnt und geliebt, und Sie sprechen nur aus, was ich dachte.

Er lächelte.

Das scheint Ihnen nur so, mein Liebling; für Sie ist das Alles zu wenig . . . Sie sind schön und jung! wiederholte er bedenklich.

Es kränkte mich, daß er mir nicht glauben wollte und mir gleichsam aus Schönheit und Jugend einen Vorwurf machte.

Warum lieben Sie mich denn? fragte ich zornig. Meiner Jugend wegen, oder um meiner selbst willen?

Das weiß ich nicht, aber ich liebe Sie, antwortete er, indem er mich mit seinen forschenden, fesselnden Blicken ansah.

Ich antwortete nicht, aber unwillkürlich blickte ich zu ihm auf, und plötzlich ging etwas Seltsames in mir vor. Ich hörte auf zu sehen, was mich umgab, und sah nur ihn, und dann verschwand auch sein Gesicht, nur

seine Augen blitzten mich aus nächster Nähe an, und endlich schien es mir sogar, als ob diese Augen in mir wären, und ich mußte die meinigen schließen, um mich dem eigenthümlichen Bann, den sein Blick in mir hervorrief, und der halb Freude, halb Furcht war, zu entreißen.

Am Vorabend des zur Hochzeit bestimmten Tages klärte sich das Wetter auf, und dem langen Regen, der noch in Sommerwärme begonnen hatte, folgte der erste kalte, glänzende Herbstabend. Alles war klar und frisch. Im Garten wurde zum ersten Male der weite Ausblick durch die kahl gewordenen Bäume und das bunte Farbenspiel des Herbstes bemerklich, der Himmel war kalt, hell und bleich.

Ich ging schlafen, glücklich in dem Gedanken, daß morgen zu meinem Hochzeitstage schönes Wetter sein würde, erwachte mit der Sonne, und der Gedanke „schon heute!“ . . . erschreckte mich und setzte mich in Verwirrung.

Ich ging in den Garten; die Sonne war eben aufgegangen und leuchtete gebrochen durch die dünnbelaubten Linden der Allee; der Weg war mit raschelndem Laube bedeckt, die runzligen Trauben der Ebereschen rötheten sich zwischen den im Nachtfrost zusammengeschrumpften Blättern; die Georginen hingen schlaff und schwarz an ihren Stengeln und zum ersten Male lag der Reif wie eine Silberdecke auf dem grünen Rasen und auf den zertretenen Kletten am Hause. An dem hellen kalten Himmel war keine Wolke und konnte keine sein.

Wirklich heute schon? fragte ich mich selbst, indem ich kaum an mein Glück zu glauben vermochte. Ist es möglich, daß ich morgen nicht mehr hier, sondern in Nikolski erwachen soll? . . . Und ich soll ihn nicht mehr erwarten, ihm nicht mehr entgegengehen, nicht mehr halbe Nächte lang mit Katja von ihm sprechen? nicht mehr mit ihm im Saale von Prokow am Klavier sitzen, ihm nicht mehr das Geleit geben, wenn er fortgeht, mich nicht mehr in dunkeln Nächten um ihn ängstigen?

Ich erinnerte mich, daß er gestern gesagt hatte, er wäre nun gestern zum letzten Male gekommen, und daß Katja mich wiederholt mein Brautkleid anprobiren ließ und dabei sagte: „auf morgen.“ Nun glaubte ich für einen Moment, aber gleich darauf zweifelte ich schon wieder. Sollte ich wirklich von heute an bei der Schwiegermutter leben, ohne Nadjescha, ohne den alten Gregory, ohne Katja? sollte nicht mehr nach alter Gewohnheit vor dem Schlafengehen meine Wärterin küssen und, nachdem sie mich bekreuzt hatte, ihr „gute Nacht, gnädiges Fräulein“ hören? Sollte Sonja nicht mehr unterrichten; nicht mehr zum Morgengruß an die Wand ihres Schlafzimmers klopfen und ihr silbernes Lachen antworten hören? sollte von heute an für mich selbst eine andre werden und ein neues Leben beginnen, das die Verwirklichung meiner Wünsche und Hoffnungen war?

Mit Ungeduld erwartete ich die Stunde seiner Ankunft; es war mir schwer ums Herz, so allein mit

meinen Gedanken. Er kam früh, und erst, als er da war, konnte ich's fassen, daß ich noch heute sein Weib sein würde, und erst jetzt hörte dieser Gedanke auf, mir schrecklich zu sein.

Gegen Mittag gingen wir in unsre Kirche, um die Todtenmesse für den Vater zu hören.

Wenn er jetzt lebte! dachte ich, als wir nach Haus zurückkehrten, und schweigend stützte ich mich auf den Arm des Mannes, welcher der beste Freund Dessen gewesen war, an den ich dachte. Als ich während des Gebetes meine Stirn auf die kalten Steinplatten der Kapelle neigte, hatte ich mir den Vater so lebhaft vorgestellt, hatte so fest geglaubt, seine Seele wäre bei mir und segnete meine Wahl, daß mir auch jetzt zu Muthe war, als fühlte ich ihn über uns schweben. Erinnerung und Hoffnung, Glück und Schmerz vereinigten sich in mir zu einem feierlichen, wohlthuenden Gefühl, für welches die ruhig frische Luft, die Stille ringsumher, die kahlen Felder, der blasse Himmel, die glänzende aber kraftlose Sonne wunderbar paßten, und mir war, als ob der Mann an meiner Seite mich verstände und meine Empfindung theilte. Schweigend ging er neben mir, und in seinem Gesicht, das ich dann und wann ansah, drückte sich dieselbe andachtsvolle Erregung aus, die nicht Schmerz, nicht Freude genannt werden konnte, und von der die Natur wie mein Herz erfüllt schien.

Plötzlich wendete sich Sergeï Michailitsch zu mir und ich sah, daß er etwas sagen wollte.

Wenn er nur nicht von etwas Anderem anfängt, als was ich denke! sagte ich zu mir selbst; aber ohne ihn zu nennen — als ob wir längst mit ihm beschäftigt gewesen wären — begann er von meinem Vater zu sprechen.

Er hat mir eines Tages scherzend gesagt: heirathe meine Mascha . . . fing er lächelnd an.

Wie glücklich würde er jetzt sein, antwortete ich und drückte den Arm, auf dem der meinige ruhte, fester an mich.

Ja! Sie waren noch ein Kind, fuhr er fort und sah mir in die Augen. Damals küßte ich diese Augen und hatte sie lieb, weil sie den seinigen ähnlich waren, und ahnte nicht, daß sie mir einst für sich selbst so theuer werden sollten . . . damals waren Sie die kleine Mascha.

Sagen Sie Du zu mir! bat ich.

Das wollte ich eben thun, antwortete er; jetzt habe ich endlich die Zuversicht, daß du ganz mein bist, fügte er hinzu, und sein ruhiger, glücklicher, inniger Blick ruhte auf mir.

Wir gingen langsam, auf wenig betretenen Pfaden über die Felder, und unsere Schritte und Stimmen hörte Niemand als wir selbst. Auf der einen Seite zogen sich graubraune Stoppelfelder bis zu dem Hohlwege und dem fernen, entlaubten Walde; in der Ferne warf ein Bauer mit seinem Pfluge einen immer breiter werdenden schwarzen Streifen auf. Eine zerstreute

Pferdeheerde war am Fuß des Berges zu erkennen. Auf der andern Seite und vor uns, bis zum Garten, hinter dessen Bäumen unser Haus sichtbar wurde, grünte schon das Winterkorn unter dem abthauenden Nachtreif. Die matte Sonne glänzte; lange Spinnweben zogen durch die klare Luft, legten sich auf die bereiften Stoppeln, flogen uns in die Augen, auf die Haare und Kleider, und wenn wir sprachen, blieb der Ton unserer Stimmen über uns schweben in der unbewegten Luft, als ob wir allein in der ganzen Welt, allein unter diesem blauen Gewölbe wären, an welchem flammend und zitternd die wärmelose Sonne strahlte.

Ich wollte ihn ebenfalls Du nennen, aber ich schämte mich.

Warum gehst du so rasch? fragte ich endlich schnell und leise, indem ich unwillkürlich roth wurde.

Er ging langsamer und sah mich noch zärtlicher, heiterer und glücklicher an.

Als wir nach Hause kamen, waren seine Mutter und ein paar unvermeidliche Gäste bereits da, und bis wir die Kirche verließen und uns in den Wagen setzten, um nach Nikolski zu fahren, blieben wir nicht mehr allein.

Die Kirche war beinahe leer. Mit halbem Blick nur sah ich seine Mutter, welche auf dem Teppich beim Chore stand; sah Katja in einer Haube mit Lilaband und mit Thränen in den Augen, und endlich zwei oder drei Mädchen vom Hofe, die mich neugierig betrachteten.

Sergeï Michailitsch sah ich nicht an, ich fühlte ihn jedoch neben mir; ich lauschte auf die Gebete, wiederholte ihre Worte, aber in meiner Seele weckten sie keinen Widerhall. Ich konnte nicht beten, sah stumpf auf die Heiligenbilder, die Kerzen, das gestickte Kreuz der Stola auf dem Rücken des Priesters, auf das Allerheiligste, auf das Kirchenfenster und begriff nichts von dem, was um mich her geschah. Erst als der Priester sich mit dem Kreuz zu uns wendete, gratulirte und sagte: er habe mich getauft, und nun habe Gott gegeben, daß er mich auch habe trauen dürfen, fühlte ich, daß etwas Ungewöhnliches mit mir vorgegangen war.

Katja und seine Mutter küßten uns, und Gregory's Stimme rief nach den Wagen. Ich wunderte mich und erschrak, daß Alles schon zu Ende sein sollte, während sich nichts, was einem eben vollzogenen Sacrament entsprochen hätte, in meiner Seele regte. Wir küßten uns — aber es war ein sonderbarer, fremder Kuß.

Was ist das Alles? dachte ich.

Wir traten aus der Vorhalle. Das Rollen der Räder erklang unter der Wölbung der Kirche. Frische Luft hauchte mich an, er setzte den Hut auf und half mir einsteigen. Durch das Wagenfenster sah ich den kalten, von einem Kreise umgebenen Mond.

Sergeï Michailitsch setzte sich neben mich und schlug die Wagenthür zu. Ich fühlte einen Stich im Herzen, als ob die Sicherheit, mit welcher er das that, eine Be-

leidigung für mich wäre. Katja's Stimme rief, ich möchte mir den Kopf einhüllen; die Räder rasselten über die Steine, kamen dann auf weichen Weg, und wir fuhren rasch von dannen.

In die Ecke gedrückt, sah ich durchs Fenster auf die weiten, hellen Felder und auf den Weg, der sich im kalten Mondlicht vor uns hinzog. Ohne Sergeï anzusehen, fühlte ich ihn neben mir. Was ist das Alles? hat mir der Augenblick, von dem ich so viel erwartete, nichts weiter gegeben? dachte ich, und es schien mir wie erniedrigend und beleidigend, so allein dicht neben ihm zu sitzen.

Ich wendete mich zu ihm, in der Absicht, ihm etwas zu sagen, aber ich fand keine Worte. Es war, als ob ich nie ein Gefühl der Zärtlichkeit für ihn gehabt hätte, ich empfand nur Mißbehagen und Furcht.

Bis zu diesem Augenblicke habe ich noch immer nicht geglaubt, daß es sein könnte! antwortete er ruhig auf meinen Blick.

Ich fürchte mich! sagte ich.

Doch nicht vor mir, liebes Herz? fragte er, faßte meine Hand und beugte sein Gesicht darauf nieder.

Meine Hand lag leblos in der seinigen und das Herz that mir weh vor Kälte.

Ja, vor dir! flüsterte ich.

Aber plötzlich fing mein Herz an zu klopfen, meine Hand zitterte und drückte seine Hand, ein heißer Schauer durchbebte mich, meine Augen suchten im Halbdunkel

seinen Blick, und ich fühlte plötzlich, daß ich ihn nicht fürchtete, oder daß diese Furcht doch nur Liebe . . . eine neue, stärkere, zärtlichere Liebe war, als die bisherige; ich empfand, daß ich ihm ganz gehörte, und daß seine Macht über mich mein Glück war.

VI.

Tage, Wochen, ein paar Monate gingen in der Einsamkeit des Landlebens scheinbar ereignißlos vorüber, und doch hätten die Gefühle, die Aufregungen, das Glück dieses kurzen Zeitraums genügt, ein ganzes Menschenleben auszufüllen.

Meine Träume von dem Zusammenleben mit Sergeï gingen zwar nicht ganz in Erfüllung, aber die Wirklichkeit war nicht weniger schön, als meine Phantasieen. Von dem strengen Fleiß, der ernsten Pflichterfüllung, der Selbstaufopferung und dem Leben für Andre, das ich mir als Braut gedacht, war nicht die Rede. Im Gegentheil, wir lebten nur unserer Liebe, hatten nur den Wunsch geliebt zu werden, waren von einer grundlosen stetigen Heiterkeit erfüllt und vergaßen die ganze Welt. Er verließ mich wohl zuweilen, um in seinem Cabinet zu arbeiten, oder fuhr in Geschäften nach der Stadt, oder hatte mit der Verwaltung des Gutes zu thun; aber ich sah, welche Mühe es ihn kostete, sich von mir loszureißen, und er selbst gestand mir immer wieder, daß ihm Alles, was sich nicht auf mich bezog, nichtig erschien, und daß er eigentlich nicht begriff, wie

er sich damit abzugeben vermöge. Mir ging es ebenso: ich las, beschäftigte mich mit Musik, mit der Mama, mit der Schule, aber das Alles nur, weil jede dieser Beschäftigungen mit ihm im Zusammenhang stand und ihm Freude machte. Bei Allem, was sich nicht auf ihn bezog, sanken mir die Hände nieder, und es schien mir lächerlich, zu thun, als ob außer ihm noch etwas in der Welt existirte.

Das war vielleicht ein verwerfliches, egoistisches Gefühl, aber es machte mich glücklich und erhob mich über das gewöhnliche Leben. Nur er war für mich da, ich hielt ihn für unfehlbar, für den besten Menschen auf Erden, nur für ihn konnte ich leben, und mein einziges Bestreben war, ihm zu genügen. Ich wußte, daß er mich für die schönste und beste aller Frauen hielt, mich mit allen möglichen Tugenden begabt glaubte, und ich suchte mir in seinen Augen diesen Nimbus zu erhalten.

Eines Tages kam er zu mir, als ich vor den Heiligenbildern kniete. Ich sah mich nach ihm um und fuhr fort zu beten, während er sich an den Tisch setzte, um mich nicht zu stören, und ein Buch aufschlug. Aber ich glaubte seinen Blick zu fühlen und mußte mich wieder nach ihm umsehen. Er lächelte, ich lachte und konnte nicht weiter beten.

Hast du deine Andacht schon verrichtet? fragte ich.

Ja, laß dich nicht stören . . . ich gehe wieder.

Du betest doch hoffentlich?

Er wollte hinausgehen, ohne zu antworten, aber ich hielt ihn zurück und sagte:

Bitte, meine Seele, um meinetwillen lies die Gebete mit mir.

Er stellte sich neben mich, ließ die Arme ungeschickt hängen, fing mit ernstem Gesicht zu lesen an, stockte hin und wieder, sah sich nach mir um, und schien in meinen Augen Zustimmung und Hülfe zu suchen.

Als er zu Ende gekommen war, lachte ich und umarmte ihn.

O du, du! als ob ich wieder zehn Jahre alt wäre! sagte er erröthend und küßte meine Hände.

Unser Haus war eines jener alten Landhäuser, in welchen eine Reihenfolge verwandter Generationen in gegenseitiger Liebe und Achtung gelebt haben; die Atmosphäre desselben war gleichsam von guten und tüchtigen Familienerinnerungen erfüllt, die — sobald ich hier eintrat — auch mir mit angehörten. Die Einrichtung und Lebensweise des Hauses wurden nach altem Brauch durch Tatjana Simonowna geleitet; daß unsere Umgebung schön oder elegant gewesen wäre, kann ich nicht behaupten, aber von der Bedienung bis zu den Möbeln und den Mahlzeiten war Alles reichlich, sauber, gut und anständig. Im Saale standen die Möbel symmetrisch an den mit Portraits geschmückten Wänden, und den Fußboden bedeckten Teppiche, die im Hause angefertigt waren. Im Divanzimmer gab es ein altes Klavier, zwei Chiffonièren, die nicht zusammen paßten, Divans,

und einige mit Messing eingelegte Tischchen. In meinem Zimmer, das Tatjana Simonowna mit besonderer Sorgfalt eingerichtet hatte, standen die besten Möbel des Hauses, aber sie waren aus verschiedenen Jahrhunderten, von ganz verschiedener Art, und ich erinnere mich eines alten Trümeaus, den ich Anfangs nicht ohne Besorgniß ansehen konnte, der mir aber nach und nach ein vertrauter Freund geworden ist.

Tatjana Simonowna wurde im Hause nie gehört aber Alles ging wie eine aufgezogene Uhr, obwohl eine Anzahl überflüssiger Domestiken da waren. Die Diener mußten beständig weiche Stiefel ohne Absätze tragen, denn knarrendes Schuhwerk und klappernde Absätze waren meiner Schwiegermutter unerträglich. Alle diese Leute waren stolz auf ihre Stellung im Hause, zitterten vor der alten Herrin, behandelten Sergeï und mich mit wohlwollender Zärtlichkeit und schienen ihre Aufgaben mit Freuden zu erfüllen. Pünktlich zum Sonnabend wurden alle Fußböden gescheuert und alle Teppiche ausgeklopft. Jeden Ersten des Monats wurde Gottesdienst gehalten, um das Wasser zu weihen. Die Namenstage meiner Schwiegermutter, meines Mannes und von diesem Herbst an auch der meinige, wurden — wie die ganze Umgegend wußte — durch Bälle gefeiert. Alles das geschah unabänderlich, so lange Tatjana Simonowna denken konnte.

Mein Mann kümmerte sich nicht um das Hauswesen; er hatte nur mit der Feldwirthschaft und den

Bauern zu thun und beschäftigte sich viel damit. Er stand auch im Winter sehr früh auf, so daß ich ihn nicht mehr fand, wenn ich erwachte. Aber zum Frühstück — wir tranken unsern Thee allein — kam er gewöhnlich und war dann fast immer, trotz mancherlei Sorgen und Unannehmlichkeiten in der Wirthschaft, in jener heiteren Stimmung, die wir „wilde Freude" zu nennen pflegten. Oft verlangte ich zu hören, was er den Morgen über gethan, und er erzählte mir solchen Unsinn, daß wir uns halb todt lachten. Zuweilen, wenn ich ernste Berichte zu hören wünschte, bezwang er seine Lustigkeit und erzählte; aber dann sah ich seine Augen an, seine sich bewegenden Lippen und verstand kein Wort, freute mich nur, daß ich ihn sah und seine Stimme hörte.

Was habe ich dir erzählt? wiederhole! sagte er zuweilen. Aber das konnte ich nie. Es war so komisch, daß er mir etwas erzählte, was weder ihn noch mich betraf . . . Als ob es nicht gleichgültig gewesen wäre, was übrigens geschah! Erst viel später fing ich an, etwas zu begreifen und mich für seine Angelegenheiten zu interessiren.

Tatjana Simonowna blieb den ganzen Vormittag in ihrem Zimmer, trank allein Thee und tauschte nur durch Boten einen Morgengruß mit uns aus. In unserer leidenschaftlich glücklichen kleinen Welt klang die Stimme, die aus ihrem ruhigen, vernünftigen, regelrechten Winkel herübertönte, so sonderbar, daß ich oft

das Lachen nicht lassen konnte, wenn das Dienstmädchen mit gekreuzten Armen dastand und eintönig bestellte: Tatjana Simonowna haben zu fragen befohlen, wie wir nach dem gestrigen Spaziergange geruht, und lasse uns melden, der gnädigen Frau hätte die ganze Nacht das Seitchen wehe gethan und im Dorfe hätte ein dummer Hund gebellt, so daß Sie nicht schlafen konnten. . . Ferner ließen Sie noch fragen, wie das heutige Gebäck geschmeckt? und bäten zu beachten, daß nicht Tarraß gebacken habe, sondern versuchsweise zum ersten Male Nikolasch, und er hätte seine Sache gut gemacht. Die Brezeln besonders fänden die gnädige Frau ausgezeichnet, nur die Zwiebäcke wären etwas zu scharf gebacken.

Vor Tisch waren Sergeï und ich nur wenig zusammen; ich spielte Klavier oder las für mich allein; er schrieb oder ging aus. Aber zum Mittagessen, um vier Uhr, versammelten wir uns im Saale. Mama segelte aus ihren Zimmern hervor, und außerdem erschienen einige arme Edelleute und einige Pilgerinnen, von denen immer zwei bis drei im Hause logirten. Sergeï bot, nach alter Gewohnheit, regelmäßig seiner Mutter den Arm, aber eben so regelmäßig bestand sie darauf, daß er mir den andern reiche, und so drängten wir uns mühsam durch die Thüre. Beim Essen präsidirte die Mutter, und die Unterhaltung pflegte anständig, vernünftig und etwas steif geführt zu werden; mein unbefangenes Geplauder mit Sergeï Michailitsch

störte jedoch die Feierlichkeit dieser Sitzungen. Auch zwischen Mutter und Sohn kam es zuweilen zu scherzhaftem Streit und Neckereien. Ich hatte das gern, denn gerade in diesen kleinen Reibungen drückte sich die innige Liebe, die sie verband, am stärksten aus. Nach dem Essen setzte sich Mama im Salon in einen großen Sessel und rieb Tabak oder schnitt ein neu angekommenes Buch auf, und wir lasen vor oder begaben uns ins Divanzimmer an das Klavier. Wir haben in dieser Zeit viel zusammen gelesen, aber unser bestes, liebstes Vergnügen blieb die Musik, weil sie immer wieden neue Saiten in uns erklingen ließ und sie uns gegenseitig offenbarte.

Wenn ich seine Lieblingsstücke spielte, setzte er sich auf den entferntesten Divan, so daß ich ihn kaum sehen konnte, und suchte aus einer gewissen Zartheit des Gefühls den Eindruck, den die Musik auf ihn machte, zu verheimlichen. Aber oft, wenn er es gar nicht erwartete, stand ich auf, ging zu ihm und fand in seinen Zügen, in dem gesteigerten, feuchten Glanz der Augen die Spuren einer Erregung, die er umsonst zu verbergen suchte.

Auch Mama schien zuweilen den Wunsch zu haben, uns zu sehen; aber sie fürchtete uns zu stören und ging nur, als ob sie uns nicht beachtete, mit ernstem Gesicht und gleichgültigen Mienen durch das Divanzimmer, um gleich darauf wieder zurückzukehren.

Den Abendthee bereitete ich im großen Saale, und alle Hausgenossen stellten sich dazu ein. Diese

feierliche Sitzung vor dem Samowar und das Einschenken der Gläser und Tassen brachte mich lange in Verlegenheit. Es kam mir immer vor, als ob ich zu jung und leichtsinnig und der Ehre nicht würdig wäre, einen so großen Samowar zu überwachen, die Gläser dem Nikita auf das Theebret zu stellen, dabei zu sagen: für Peter Iwanowitsch, für Maria Minitschna, zu fragen, ob er süß genug sei, und der Wärterin und den ausgedienten Leuten ihr Zuckerdeputat zu schicken.

Schön, sehr schön! ganz wie eine Erwachsene! pflegte mein Mann zu sagen, und das brachte mich noch mehr in Verwirrung.

Nach dem Thee legte Mama Patience oder ließ sich von Maria Minitschna die Karten legen, dann küßte sie uns Beide, bekreuzte uns, und wir begaben uns in unsre Zimmer. Gewöhnlich saßen wir dann noch bis nach Mitternacht beisammen, und das waren die besten, angenehmsten Stunden. Er erzählte mir von seiner Vergangenheit, wir machten Pläne, philosophirten und bemühten uns, leise zu sprechen, damit man uns nicht hören und uns Tatjana Simonowna nicht verrathen könne, die darauf bestand, daß wir früh zu Bett gehen müßten. Zuweilen wurden wir auch wieder hungrig, gingen ans Büffet, erhielten durch Nikita's Protection ein kaltes Abendessen und verzehrten es bei einem Lichte in meinem Zimmer.

Sergeï und ich lebten wie Fremde in diesem großen,

alten Hause, in welchem ein strenger Geist des Herkommens herrschte, der in Tatjana Simonowna verkörpert schien. Aber nicht sie allein, auch die alten Diener und Mägde, die Möbel und Bilder flößten mir Respect und sogar Furcht ein und brachten mich zu der Erkenntniß, daß ich hier nicht an meinem Platze sei, und daß wir sehr vorsichtig und aufmerksam sein müßten. Wenn ich jetzt zurückblicke, sehe ich ein, daß Vieles, diese zwingende, unabänderliche Ordnung, diese Masse nichtsthuender, neugieriger Dienstboten im Hause, unbequem und lästig für uns war; aber damals dienten selbst diese Mängel nur dazu, unsere Liebe noch mehr anzufachen. Nicht ich allein, auch Sergeï Michailitsch unterdrückte jede Andeutung, als ob ihm etwas mißfiele; er schien sogar vor sich selber zu verbergen, was nicht in der Ordnung war.

So ging der Kammerdiener der Mama, Dmitri Sidoroff, ein leidenschaftlicher Raucher, jeden Nachmittag, wenn wir im Divanzimmer saßen, in das Kabinet meines Mannes, um ihm etwas Tabak aus dem Kasten zu stehlen. Dann war es interessant zu sehen, mit welcher ängstlichen Beflissenheit Sergeï Michailitsch auf den Zehen zu mir kam, um nicht gehört zu werden, und mit drohendem Finger und blinzelnden Augen auf Dmitri Sidoroff deutetete, der nicht ahnte, daß man ihn sah, — und wie er, wenn Dmitri Sidoroff sich entfernte, ohne uns bemerkt zu haben, vor Freude, daß Alles glücklich zu Ende gekommen war, versicherte, daß

ich reizend wäre, und mich küßte — wie er bei jeder Gelegenheit zu thun pflegte.

Zuweilen ärgerte mich diese Ruhe, diese Langmuth, diese scheinbare Gleichgültigkeit. Ich machte mir nicht klar, daß ich eben so war, und hielt ihn für schwach. Er ist wie ein Kind, das seinen Willen nicht zu zeigen wagt, dachte ich.

Ach, mein Herz, antwortete er, als ich ihm eines Tages sagte, daß mich seine Schwäche in Erstaunen setze, kann man denn mit irgend etwas unzufrieden sein, wenn man so glücklich ist, wie ich? — Es ist auch leichter, selbst nachzugeben, als Andre zu beugen, davon habe ich mich längst überzeugt, und es giebt keine Lage, in welcher man nicht glücklich sein kann — und uns geht es ja so gut! . . . Ich kann mich jetzt nicht ärgern, und es giebt für mich nichts Schlechtes mehr, nur Trauriges und Lächerliches . . . und du weißt ja auch: Le mieux c'est l'ennemi du bien! Wirst du mir glauben? wenn ich eine Glocke höre, einen Brief bekomme, ja einfach, wenn ich Morgens erwache, graut mir, daß das Leben seinen Gang gehen und Aenderungen mit sich bringen muß — denn besser, als es jetzt ist, kann es nimmer werden.

Ich glaubte ihm, aber ich verstand ihn nicht so recht. Auch mir war wohl; es schien mir jedoch, als ob Alles so sein müsse, immer so bleiben könne, und als ob es irgendwo noch ein anderes — nicht größeres, aber doch anderes Glück geben müsse.

Zwei Monate gingen in dieser Weise vorüber, dann kam der Winter mit seiner Kälte, seinem Schneegestöber, und obwohl Sergeï Michailitsch bei mir war, fing ich an, mich einsam zu fühlen, fing an zu erkennen, daß unsere Lebensweise immer dieselbe war, und daß weder in ihm, noch in mir selbst etwas Neues vorging, daß wir im Gegentheil immer wieder zu dem Alten zurückkehrten. Sergeï fing an sich mehr als bisher mit der Wirthschaft, überhaupt ohne mich zu beschäftigen, und wieder schien mir, als ob in seiner Seele eine besondere Welt wäre, in welche er mich nicht einlassen wollte. Seine immerwährende Ruhe reizte mich. Ich liebte ihn nicht weniger als früher, war nicht weniger beglückt durch seine Liebe, aber meine Liebe stand still, wuchs nicht mehr, und neben ihr begann ein neues, unruhiges Gefühl sich in meiner Seele einzunisten. Das Glück, Sergeï Michailitsch zu lieben, genügte mir nicht mehr; ich brauchte Bewegung, nicht das ruhige Hinfließen der Tage; ich sehnte mich nach Aufregung, Gefahren, Aufopferung; es war ein Ueberrest von Kraft in mir, der in unserm stillen Leben keine Verwendung fand. Es kamen Schwermuthsanfälle über mich, die ich wie ein Unrecht vor meinem Manne zu verbergen suchte, und dann wieder Anfälle einer tollen Zärtlichkeit oder Heiterkeit, die ihn erschreckten.

Er hatte meinen Zustand noch früher erkannt, als ich selbst, und schlug mir vor, in die Stadt zu ziehen; aber ich bat ihn, das nicht zu thun, unsre Lebensweise

nicht zu ändern, unser Glück nicht zu stören. Ich war wirklich glücklich — es quälte mich nur, daß dies Glück mir keine Mühe verursachte, mich kein Opfer kostete. Ich liebte meinen Mann und sah, daß ich für ihn Alles war; aber wenn mich dieser Thatendrang quälte, hätte ich gewünscht, daß Alle, welche unsere Liebe sahen, sich bemüht hätten, sie zu stören und uns zu trennen, so daß ich Hindernisse zu überwinden gehabt hätte. Mein Verstand und mein Herz waren beschäftigt, aber es gab noch ein Gefühl der Jugend, der Bewegungslust, das in unserm stillen Leben keine Befriedigung fand. Warum sagte er mir, daß wir in die Stadt ziehen könnten, so bald ich wollte? Hätte er das nicht gesagt, so wäre ich vielleicht zu der Einsicht gekommen, daß die Unruhe, die mich quälte, eine Thorheit, ein Unrecht, und daß das Opfer, nach dem ich suchte, in der Unterdrückung meiner unverständigen Sehnsucht zu finden war. Nun aber beschlich mich unwillkürlich der Gedanke, daß ich meine Schwermuth nur durch die Uebersiedlung in die Stadt loswerden könnte; ich schämte mich jedoch, Sergeï Michailitsch von Allem, was ihm behagte, meinetwegen loszureißen.

Die Zeit verging. Der Schnee häufte sich höher und höher um die Mauern des Hauses, und wir waren immer allein, und waren immer Dieselben, während draußen, irgendwo, in Glanz und Geräusch sich Schaaren von Menschen regten, litten und sich freuten, ohne an uns zu denken und von unserer fernen

Existenz zu wissen. Am schlimmsten war, daß ich fühlte, wie uns mit jedem Tage die Gewohnheit fester in eine bestimmte Lebensform einschmiedete, wie unser Gefühl nicht frei wurde, sondern sich dem gleichmäßigen, leidenschaftslosen Gange der Zeit anbequemte. Morgens waren wir heiter, Mittags höflich, Abends zärtlich . . . Gutes thun! . . . ja, das ist schön, aber dazu hatten wir noch immer Zeit, während es etwas gab, wozu ich nur jetzt Lust und Kraft besaß. Meine jetzige Aufgabe war nicht die mir angemessene; ich brauchte Kampf, fühlte das Bedürfniß, mit meiner Empfindung mitten im Leben zu sein. Ich hätte mit Sergeï an einem Abgrunde stehen und zu ihm sagen mögen: sieh, noch ein Schritt und ich stürze hinein . . . noch eine Bewegung und ich bin verloren! — nur damit er erbleichte, mich in seine starken Arme nähme, in den Abgrund hinunter sehen ließe und mich dann, während mein Herz vor Furcht erstarrte, forttrüge wohin es ihm gefiel.

Dieser Seelenzustand wirkte nach und nach auf meine Gesundheit; meine Nerven fingen an zu leiden. Eines Morgens, als es mir schlechter ging als gewöhnlich, kam auch Sergeï Michailitsch — was selten der Fall war — verstimmt von seiner Wirthschafts-Inspection zurück. Ich merkte das gleich und fragte, was vorgefallen wäre, aber er wollte mir nichts sagen und antwortete nur: Es ist nicht der Rede werth.

Wie ich später erfuhr, hatte der Bezirksvogt, der

meinem Manne feindlich gesinnt war, unsere Bauern aufgehetzt und sie unter falschen Vorspiegelungen zu Ungesetzlichkeiten zu verleiten gesucht. Sergeï konnte das heute nicht gleich überwinden, nicht gleich einsehen, daß auch dies nur lächerlich und traurig war, und da er sich seiner Gereiztheit bewußt war, wollte er nicht davon sprechen.

Ich aber glaubte, daß er mir nichts sagen wollte, weil ich in seinen Augen ein Kind war, das seine Interessen nicht zu verstehen vermochte. Ich wendete mich ab, schwieg und befahl, Maria Minitschna, die bei uns zum Besuch war, zum Thee zu rufen. Nach dem Frühstück, das ich so rasch als möglich beendigte, führte ich Maria Minitschna ins Divanzimmer und fing an mit ihr laut und angelegentlich über irgend eine Dummheit zu sprechen, die mich gar nicht interessirte.

Sergeï Michailitsch ging im Zimmer hin und her und sah uns zuweilen an. Diese Blicke wirkten so auf mich ein — warum, weiß ich nicht zu sagen — daß ich immer lebhafter sprechen und lachen mußte. Alles, was ich mit Maria Minitschna sprach, erschien mir so komisch. Endlich ging Sergeï, ohne mir ein Wort gesagt zu haben, in sein Kabinet und machte die Thüre hinter sich zu, und sobald ich ihn nicht mehr hörte, war meine Heiterkeit so plötzlich zu Ende, daß es Maria Minitschna auffiel und sie mich fragte: was geschehen wäre. Ich antwortete nicht, setzte mich auf den Divan und war dem Weinen nahe.

An was denkt er nun? fragte ich mich selbst; an irgend einen Unsinn, der ihm wichtig scheint. Wenn er nur mit mir davon sprechen wollte . . . ich würde ihm beweisen, daß es Unsinn ist! Aber statt dessen glaubt er, daß ich ihn nicht verstehen kann, demüthigt mich durch seine Abgeschlossenheit und will mir gegenüber immer Recht haben . . . dafür habe ich aber auch Recht, wenn ich mich langweile, wenn ich mein Dasein leer und öde finde, wenn ich leben, mich bewegen möchte, anstatt immer auf einer Stelle stehen zu bleiben und zu fühlen, wie die Zeit über mich hingeht. Ich möchte vorwärts kommen, möchte mit jedem Tage, mit jeder Stunde Neues erleben; er aber will ruhig stehen bleiben und mich zurückhalten. Und doch, wie leicht wäre ihm das! Ich will gar nicht, daß er mich in die Stadt bringen soll . . . er braucht nur so gegen mich zu sein, wie ich gegen ihn bin . . . sich nicht verstellen und verstecken, sondern sich einfach zeigen, wie er ist. Das verlangt er doch auch von mir; warum ist er denn nicht einfach und aufrichtig?

Ich fühlte, daß mir die Thränen ans Herz drangen, und daß ich gereizt gegen ihn war. Ich erschrak vor dieser Stimmung und ging zu ihm.

Er saß in seinem Kabinet und schrieb. Als er meine Schritte hörte, sah er sich einen Moment ruhig um, dann schrieb er weiter. Dieser Blick gefiel mir nicht; statt mit ihm zu sprechen, trat ich an den Schreibtisch, schlug ein Buch auf und sah hinein.

Noch einmal riß er sich von seinem Schreiben los und sah mich an.

Mascha, du bist verstimmt! sagte er.

Ich antwortete mit einem kalten Blick, der ihm sagen sollte: du brauchst nicht zu fragen . . . brauchst nicht liebenswürdig gegen mich zu sein.

Er schüttelte den Kopf und lächelte sanft; aber zum ersten Male antwortete mein Lächeln nicht auf das seinige.

Was hattest du heute? fragte ich; warum hast du es mir nicht sagen wollen?

Dummheiten . . . kleine Verdrießlichkeiten! antwortete er; aber ich kann es dir erzählen: Zwei Bauern gingen in die Stadt . . .

Ich ließ ihm nicht Zeit, weiter zu sprechen.

Warum hast du es nicht erzählt, als ich dich vor dem Thee darum bat?

Ich hätte dir etwas Albernes gesagt; ich war gereizt.

Aber ich wollte es gerade damals wissen.

Warum denn?

Warum? Du glaubst also, daß ich dir niemals etwas nützen kann?

Wie sollte ich das wohl glauben? fragte er, indem er die Feder wegwarf. Ich glaube, ich weiß, daß ich ohne dich nicht leben kann, niemals, nirgend! Du hilfst mir nicht nur, du bist mein Alles . . . Was fällt dir denn ein? fuhr er lachend fort; ich lebe nur

in dir, finde das Leben nur darum schön und gut, weil ich dich habe, weil du . . .

Ja, ja, das weiß ich . . . ich bin ein Kind, das man zufrieden sprechen muß! fiel ich in einem so gereizten Tone ein, daß er mich verwundert ansah, wie etwas, das er zum ersten Male erblickte. Ich will keine Ruhe . . . die hast du genug, übergenug! fügte ich hinzu.

Nun so höre! unterbrach er mich schnell, als ob er fürchtete, daß ich zu viel sagen könnte; wie würdest Du die Sache beurtheilen . . .

Jetzt will ich nichts davon hören! fiel ich ein, obwohl ich dringend wünschte, die Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Aber es war so angenehm, ihn aus seiner Ruhe zu bringen. Ich will nicht leben spielen, fuhr ich fort, ich will leben, so wie du.

In seinem Gesichte, in dem sich Alles rasch und lebhaft abspiegelte, drückten sich Schmerz und gesteigerte Aufmerksamkeit aus.

Ich will mit dir gleichberechtigt sein, will mit dir . . . ich konnte nicht weiter sprechen; ein zu tiefes Weh drückte sich in seinen Zügen aus. Er schwieg eine Weile.

In wie fern wärst du denn nicht gleichberechtigt mit mir? fragte er endlich. Doch nicht etwa, weil ich mich mit dem Bezirksvogt und den betrunkenen Bauern plage, statt es dir zu übertragen?

Nicht allein darum, antwortete ich.

Um Gottes willen, mein Herz, verstehe mich, fuhr er fort. Ich weiß, daß jede Unruhe Schmerzen macht, weiß das aus Erfahrung, und da ich dich liebe, muß ich doch wünschen, dich vor jeder Unruhe zu bewahren. Es ist die Aufgabe meines Lebens, die Aufgabe meiner Liebe . . . mache es mir nicht unmöglich, sie zu erfüllen.

Du hast immer Recht! sagte ich, ohne ihn anzusehen. Es verdroß mich, daß in ihm wieder Klarheit und Ruhe war, während in mir Schmerz und ein der Reue verwandtes Gefühl sich regten.

Mascha, was hast du? fragte er. Es ist nicht die Rede davon, ob ich im Recht bin oder du, sondern von ganz anderen Dingen. Was hast du gegen mich? . . . übereile dich nicht mit deiner Antwort; besinne dich erst, und dann sage mir Alles, was du denkst. Du bist unzufrieden mit mir und hast wahrscheinlich Ursache dazu . . . Bitte, laß mich hören, was meine Schuld gegen dich ist.

Was sollte ich ihm sagen? Wie konnte ich ihm mein Seele enthüllen. Daß er mich so leicht verstand, daß ich jetzt wieder wie ein Kind vor ihm erschien, und nichts thun oder denken konnte, was er nicht durchschaut oder vorausgesehen hätte, reizte mich noch mehr.

Ich habe nichts gegen dich, gab ich zur Antwort; ich langweile mich nur und möchte, daß es anders wäre. Du sagst aber, es muß sein, und hast natürlich wieder Recht.

Während ich das sagte, sah ich ihn an: mein

Zweck war erreicht: seine Ruhe war dahin; Schmerz und Schrecken sprachen aus seinen Zügen.

Mascha, fing er mit leiser, tiefbewegter Stimme an; was wir hier sprechen, ist kein Scherz — es entscheidet über unser Schicksal! Ich bitte dich, mir nicht gleich zu antworten und mich anzuhören. Warum willst du mich quälen . . .

Aber ich unterbrach ihn.

Ich weiß schon, du wirst wieder Recht haben! sprich lieber nicht . . . du hast immer Recht, sagte ich kalt, und es war, als ob nicht ich selbst, sondern ein böser Geist in mir gesprochen hätte.

Wenn du wüßtest, was du thust! antwortete er mit zitternder Stimme. Ich fing an zu weinen, und mir wurde leichter ums Herz.

Er setzte sich neben mich und schwieg. Ich bedauerte ihn, schämte mich und bereute, was ich gethan hatte. Ihn anzusehen wagte ich nicht, denn ich glaubte, daß seine Augen in diesem Moment nur Zorn oder Erstaunen ausdrücken könnten. Endlich wendete ich mich doch zu ihm; ein sanfter, ruhiger Blick, der um Verzeihung zu bitten schien, war auf mich gerichtet. Ich faßte seine Hand und sagte:

Verzeih mir! Ich weiß nicht, was ich gesagt habe.

Ja, aber ich weiß, was du gesagt hast . . . es ist die Wahrheit.

Was war es denn? fragte ich.

Daß wir nach Petersburg reisen müssen, antwortete er; wir haben hier in diesem Augenblicke nichts zu thun.

Wie du willst, sagte ich. Er umarmte mich und küßte mich zärtlich.

Verzeihe mir! sagte er dann; ich habe eine Schuld gegen dich begangen.

Am Abend dieses Tages spielte ich lange Klavier, und er ging leise murmelnd im Zimmer hin und her. Er hatte überhaupt die Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen, und ich fragte ihn oft, was er gesagt hätte. Dann besann er sich und wiederholte es mir. Zuweilen waren es Verse, zuweilen war es Unsinn — aber ein Unsinn, aus dem ich die Stimmung seiner Seele erkannte.

Was murmeltest du eben? fragte ich auch diesmal.

Er blieb stehen, besann sich und wiederholte mir lächelnd die Lermontoff'schen Verse:

Er aber, der Thor, verlangt nach Sturm,
Als ob in dem Sturme die Ruhe sei.

Er ist mehr als ein Mensch! er weiß Alles . . . wie wär's möglich, ihn nicht zu lieben! dachte ich. Dann stand ich auf, nahm seinen Arm und fing an mit ihm hin und her zu gehen, indem ich Schritt zu halten suchte.

Ist es so? fragte er und sah mich lächelnd an.

Ja! antwortete ich leise; eine heitere Stimmung kam über uns Beide, unsere Augen lachten, wir machten immer größere Schritte und erhoben uns dabei auf den Zehen. Und mit diesem Schritte gingen wir zum

Verdrusse Gregory's und zum Erstaunen der Mama, die im Saale Patience legte, durch alle Zimmer, blieben im Saale stehen, sahen uns an und lachten.

Vierzehn Tage später, noch vor den Feiertagen, waren wir in Petersburg.

VII.

Unsere Reise nach Petersburg, acht Tage in Moskau, seine und meine Verwandten, die Einrichtung in der neuen Wohnung, die fremden Umgebungen und Gesichter, Alles ging wie ein Traum an mir vorüber, war so neu und mannichfaltig, so heiter und warm, so durchleuchtet von seiner Gegenwart und seiner Liebe, daß mir das stille Landleben als etwas Längstvergangenes, Wesenloses erschien.

Zu meiner Ueberraschung fand ich, statt der Kälte und des Stolzes, die ich erwartete, bei Verwandten und Bekannten einen so freundliche, herzliche Aufnahme, daß es aussah, als ob sie auf mich gewartetet hätten und meiner bedürften, um sich wohl zu fühlen. Ueberraschend war mir auch in diesem Gesellschaftskreise, den ich für den besten hielt, viele Bekannte meines Mannes zu finden, von denen er mir nie gesagt hatte, und seine strengen Urtheile über einige dieser Menschen — die mir so vortrefflich erschienen — waren mir unverständlich und unangenehm. Ich konnte nicht begreifen, warum er so kalt gegen sie war und Einige derselben, die mir sehr gut gefielen, zu vermeiden suchte. Mir schien es

ein Gewinn, so viel gute Menschen wie nur möglich kennen zu lernen — und hier waren Alle gut.

Höre, wie wir uns einrichten wollen, hatte er mir gesagt, ehe wir unser Landgut verließen. Hier bin ich ein kleiner Crösus, aber in Petersburg sind wir nichts weniger als reich. Wir dürfen daher nur bis Ostern dort bleiben und nicht in die große Welt gehen, um nicht in Geldverlegenheit zu kommen . . . Auch deinetwegen möchte ich es nicht.

Wozu die große Welt? antwortete ich. Wir werden ins Theater gehen, werden deine Verwandten besuchen, gute Musik hören und noch vor Ostern hieher zurückkehren.

Aber als wir nach Petersburg kamen, waren diese Vorsätze vergessen. Ich befand mich plötzlich in einer so neuen, heitern Welt, sah mich von so vielen Freuden, so vielen neuen Interessen umgeben, daß ich mich unbewußt von meiner ganzen Vergangenheit und allen damit zusammenhängenden Plänen lossagte. Alles Bisherige war nur ein Suchen, ein blasses Abbild der Wirklichkeit. Hier erst begann das wahre Leben. Und was wird noch kommen! dachte ich.

Die Unruhe und Schwermuth, die mich auf dem Lande gequält hatten, verschwanden plötzlich, wie auf einen Zauberschlag. Die Liebe zu meinem Manne wurde ruhiger, und es fiel mir nicht mehr ein, zu fragen: ob er mich vielleicht weniger liebe, als sonst? . . . Uebrigens hätte ich auch nicht an seiner Liebe zweifeln

können; er verstand jeden meiner Gedanken, theilte jede meiner Empfindungen, erfüllte jeden meiner Wünsche. Seine Ruhe verschwand, oder reizte mich nicht mehr, und dann fühlte ich, daß hier zu seiner frühern Liebe für mich noch ein Gefühl der Bewunderung kam. Oft nach einem Besuch, einer neuen Bekanntschaft oder einem Abend bei uns, wo ich innerlich zitternd die Pflichten der Wirthin erfüllt hatte, sagte er zu meiner Freude:

Schön, mein Kind, schön; nur Muth! wirklich vortrefflich!

Bald nach unserer Ankunft schrieb er einen Brief an seine Mutter, und als er mich rief, um die Nachschrift zu machen, wollte er mir nicht zu lesen erlauben, was er geschrieben hatte. Nun bestand ich natürlich darauf und las den Brief. Es hieß darin:

„Sie würden Mascha kaum erkennen, und ich erkenne sie selbst nicht. Woher hat sie diese reizende, graziöse Sicherheit, Freundlichkeit, Weltgewandtheit und Liebenswürdigkeit? Dabei ist sie immer einfach, anmuthig, gütig. Alle Welt ist von ihr entzückt; auch ich kann sie nicht genug bewundern, und wenn es möglich wäre, hätte ich sie noch lieber als bisher."

Ach! so bin ich also! dachte ich, und ich wurde noch heiterer als früher, und es schien mir sogar, als ob ich Sergeï Michailitsch noch mehr liebte als sonst. Mein Erfolg bei allen Bekannten war etwas Unerwartetes für mich. Hier sollte ich dem Onkelchen, dort dem Tantchen den Kopf verdreht haben; der Eine ver-

sicherte, ich hätte in ganz Petersburg nicht meines Gleichen; der Andere meinte, ich brauche nur zu wollen, um die gefeiertste Frau der Gesellschaft zu werden. Vor Allem verliebte sich eine Cousine meines Mannes, die Fürstin D., eine nicht mehr junge Weltdame, plötzlich in mich und sagte mir so viel Schmeicheleien, daß ich förmlich davon berauscht war.

Als sie mich zum ersten Male aufforderte, einen Ball mit ihr zu besuchen, und Sergeï Michialitsch darum bat, wendete er sich mit kaum merkbarem Lächeln zu mir und fragte, ob ich Lust dazu hätte.

Ich nickte zum Zeichen der Einwilligung und fühlte, daß ich erröthete.

Wie eine Verbrecherin, die ihr Geständniß ablegt! sagte er mit gutmüthigem Lachen.

Du meintest ja, wir könnten nicht in die große Welt gehen — und du liebst es auch nicht, antwortete ich, indem ich ihn flehend ansah.

Wenn du es sehr wünschest, wollen wir hingehen, sagte er.

Aber . . . es wäre vielleicht besser, es nicht zu thun?

Du möchtest gern? fragte er wieder. Ich antwortete nicht.

Die große Welt zu besuchen, ist kein Unglück, fuhr er fort; aber die Weltwünsche, die nicht befriedigt werden, die sind verderblich . . . jedenfalls müssen und werden wir hingehen, fügte er hinzu.

Die Wahrheit zu gestehen, sagte ich, im ganzen Leben habe ich nie etwas so gewünscht, wie diesen Ball.

Wir gingen hin, und das Vergnügen, das ich dort fand, übertraf alle meine Erwartungen. Auf diesem Balle hatte ich noch mehr als sonst das Gefühl, der Mittelpunkt zu sein, um den sich Alles bewegte. Nur für mich war dieser große Saal erleuchtet, erklang die Musik und waren alle diese Menschen versammelt, die sich mit mir freuten. Alle — von meinem Friseur und meinem Kammermädchen an, bis zu meinen Tänzern und den alten Herren, die durch den Saal gingen — gaben mir zu verstehen, daß ich ihnen gefiel, und das allgemeine Urtheil auf diesem Balle, das ich durch die Cousine wieder erfuhr, war, daß ich den anderen Frauen durchaus nicht ähnlich wäre, sondern etwas Eigenthümliches, Einfaches, ländlich Frisches in meinem Wesen hätte.

Ich fühlte mich durch diesen Erfolg so geschmeichelt, daß ich Sergeï Michailitsch bat, mich diesen Winter noch zwei oder drei Bälle besuchen zu lassen.

Damit soll es dann genug sein . . . dann bin ich satt! fügte ich hinzu, sagte damit aber nicht meine aufrichtige Meinung.

Mein Mann ging bereitwillig auf meine Wünsche ein, begleitete mich die erste Zeit mit sichtlichem Vergnügen, freute sich an meinen Erfolgen und schien seine früheren Aussprüche vergessen zu haben.

Nach und nach fing er jedoch an, sich zu langweilen, und die Lebensweise, die wir führten, unbequem

zu finden. Ich kümmerte mich nicht darum, und wenn ich zuweilen seinen forschenden, ernsten, fragenden Blick auf mich gerichtet fühlte, wollte ich die Bedeutung desselben nicht verstehen. Ich war so trunken von der aufregenden Zuneigung, die mir von allen Seiten entgegenkam, so glückselig in dieser Atmosphäre des Schönen, der Freude, der Abwechselung, in der ich hier zum ersten Male athmete, daß sein mich beherrschender moralischer Einfluß plötzlich nachließ. In diesem Weltverkehr fühlte ich mich Sergeï Michailitsch nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen, aber gerade darum liebte ich ihn noch mehr und noch bewußter als früher.

Alles was mich umgab, war mir so angenehm, daß ich nicht begriff, was er Unangenehmes für mich darin finden konnte. Wenn ich in den Ballsaal trat und Aller Augen auf mich gerichtet sah, kam ein mir neues Gefühl des Stolzes und der Selbstzufriedenheit über mich. Er dagegen — als ob er sich schämte, vor der Menge zu zeigen, daß er mich besaß, eilte mich zu verlassen und verlor sich in der schwarzen Schaar der Fracks.

Warte nur, dachte ich oft, während ich ihm mit den Augen bis ans Ende des Saales folgte, warte nur! wenn wir nach Haus kommen, sollst du einsehen, für wen ich mich bemühe, schön und glänzend zu sein, und wen ich unter allen Denen liebe, die mich diesen Abend umringt haben.

Ich glaubte wirklich, daß mich meine Erfolge nur

seinetwegen freuten, und daß ich nur danach strebte, um ihm dieselben darzubringen. Als eine Gefahr des Weltlebens konnte ich mir die Möglichkeit denken, daß ich mich in einen der mir hier begegnenden Männer verliebte und mein Mann eifersüchtig würde. Aber er glaubte mir so fest, schien so ruhig und kaltblütig, und alle diese jungen Leute waren so unbedeutend im Vergleich mit ihm, daß auch diese meiner Ansicht nach einzige Gefahr in nichts verschwand. Ich kann aber nicht leugnen, daß mir die Aufmerksamkeiten, die mir in der Gesellschaft zu Theil wurden, Vergnügen gewährten, daß sie meiner Eigenliebe schmeichelten, mich dazu brachten, Sergeï Michailitsch meine Liebe als ein Verdienst anzurechnen, und mich in meinem Benehmen gegen ihn zuversichtlicher und nachlässiger machten.

O, ich habe wohl gesehen, daß du sehr lebhaft mit der N. N. gesprochen hast! sagte ich, als wir eines Morgens vom Balle zurückkamen, indem ich ihm mit dem Finger drohte. Die Dame, die ich genannt, war eine in Petersburg sehr bekannte Frau, mit welcher er sich wirklich unterhalten hatte. Meine Absicht war, ihn etwas anzustacheln, denn er war heute besonders schweigsam und düster.

Ach, Mascha, was soll das . . . wie kannst du so mit mir sprechen! sagte er durch die Zähne und verzog das Gesicht wie in körperlichem Schmerz. Das paßt weder für dich, noch für mich . . . laß es den Andern. . . . Dieser falsche Ton kann uns den echten nur ver=

derben, hat es schon gethan. Aber ich hoffe noch immer, daß wir den echten wieder finden.

Ich schämte mich und schwieg.

Sollen wir nach Haus zurückkehren, Mascha, was meinst du?

Der echte Ton ist uns nicht verdorben und kann niemals verdorben werden, sagte ich, und damals glaubte ich dies wirklich.

Das gebe Gott! antwortete er. Sonst . . . sonst wär's die höchste Zeit, nach Haus zu gehen.

Er sagte dies nur das eine Mal; die übrige Zeit erschien er mir eben so gut gestimmt, wie ich selbst, und ich war heiter und sorglos.

Wenn es ihm jetzt auch etwas langweilig wird, tröstete ich mich selbst, so habe ich mich ja auch um seinetwillen auf dem Lande gelangweilt, und wenn sich unsere Beziehungen etwas geändert haben, so kommt doch Alles wieder ins alte Geleis, wenn wir diesen Sommer bei Tatjana Simonowna in Nikolski sind.

Ueberraschend schnell ging der Winter für mich vorüber, und gegen unsre Absicht brachten wir auch noch das Osterfest in Petersburg zu. In der Woche nach dem Feste, als wir zur Abreise fertig waren, eingepackt hatten und mein Mann, nachdem er Blumen und Geschenke für unsere Hausgenossen eingekauft, in besonders sanfter und heiterer Stimmung war, erschien plötzlich die Cousine und bat uns dringend, bis Sonnabend zu bleiben und noch den Rout der Gräfin R. zu besuchen.

Die Gräfin, sagte sie, lasse mich sehr darum bitten, denn Prinz M., der damals in Petersburg war und mich auf dem letzten Balle kennen gelernt hatte, wolle nur meinetwegen den Rout besuchen und habe gesagt, ich sei die schönste Frau in Rußland. Außerdem würde ganz Petersburg bei der Gräfin sein . . . mit einem Worte, es hätte weder Sinn noch Verstand, wenn ich nicht hinkäme.

Sergeï Michailitsch befand sich am andern Ende des Saales, wo er mit einem Diener sprach.

Nun, wie ist's, Marie? werden Sie kommen? fragte die Cousine.

Wir wollten übermorgen abreisen, sagte ich unentschlossen, indem ich meinen Mann ansah; unsere Augen begegneten sich, und er drehte sich rasch zur Seite.

Ich werde ihn bereden, noch zu bleiben, und Sonnabend kommen Sie, um wieder alle Köpfe zu verdrehen, sagte die Cousine.

Das würde unsere Pläne zerstören . . . und wir haben Alles eingepackt, antwortete ich, schon sehr geneigt nachzugeben.

Könnte sie denn nicht schon heute Abend den Prinzen sehen? rief Sergeï Michailitsch vom andern Ende des Saales, mit einer Aufregung, die ich früher nie an ihm bemerkt hatte, und die er nur mühsam unterdrückte.

Ach, er ist eifersüchtig! das sehe ich ja zum ersten Male! rief die Cousine lachend aus. Es handelt sich

übrigens nicht um den Prinzen, Sergeï Michailitsch, um unser Aller willen berede ich sie . . . und die Gräfin R. wünscht so sehr, daß sie kommt.

Es hängt von ihr ab, gab er kalt zur Antwort und ging hinaus.

Ich sah, daß er ungewöhnlich aufgeregt war; das beunruhigte mich, und ich gab der Cousine kein Versprechen.

Sobald sie fort war, begab ich mich zu meinem Manne. Er ging mit nachdenklicher Miene hin und her und sah nicht und hörte nicht, als ich auf den Zehen ins Zimmer trat.

Er denkt an sein liebes Nikolski, sagte ich zu mir selbst, während ich ihn ansah, und an den Morgenthee im hellen Saale, an seine Felder, seine Bauern, an die Abendstunden im Divanzimmer und unsere geheimen Soupers . . . Nein, nein, alle Bälle der Welt und die Schmeicheleien aller Prinzen der Erde gebe ich hin für sein freudiges Erstaunen und seine stille Zärtlichkeit.

Ich war im Begriff, ihm zu sagen, daß ich den Rout nicht besuchen würde, daß ich keine Lust dazu hätte, als er plötzlich aufsah und bei meinem Anblicke die Stirne runzelte. Der sanfte, nachdenkliche Gesichtsausdruck verschwand, und in seinem Blicke lag wieder etwas Forschendes, Ueberlegenes, Gönnerhaftes. Er wollte also nicht, daß ich ihn als einfachen Menschen ansähe, wollte immer als Halbgott auf einem Piedestal vor mir stehen!

Was willst du, meine Liebe? fragte er, indem er sich gleichgültig und nachlässig nach mir umdrehte.

Ich antwortete nicht. Es ärgerte mich, daß er sich verstellte, sich mir nicht zeigen wollte, wie ich ihn liebte.

Du willst Sonnabend zu dem Rout gehen? fragte er.

Ich möchte wohl . . . aber es ist dir nicht angenehm . . . es ist ja auch Alles eingepackt, fügte ich hinzu.

Noch nie hatte er mich so kalt angesehen, so kalt mit mir gesprochen.

Ich reise nicht vor Dienstag und werde befehlen, wieder auszupacken, sagte er. Du kannst also hingehen, wenn du Lust hast . . . sei so gut und gehe hin . . . ich reise nicht.

Wie immer, wenn er aufgeregt war, fing er an, mit ungleichen Schritten im Zimmer umher zu gehen, und sah mich an.

Ich verstehe dich wirklich nicht! sagte ich, indem ich stehen blieb und ihm mit den Augen folgte. Du behauptest immer friedfertig zu sein (er hatte das nie behauptet), warum sprichst du denn nun so sonderbar mit mir? Ich bin bereit, dir mein Vergnügen zu opfern, und du verlangst mit einer Ironie, die ich noch nie bei dir gefunden habe, daß ich hingehen soll.

Nun gut! Du bringst mir ein Opfer (er betonte das letzte Wort) und ich dir. Was willst du mehr?

. . Wettstreit der Großmuth . . . können wir ein größeres Eheglück verlangen?

Es war das erste Mal, daß ich solche lieblosen, spöttischen Worte von ihm hörte; aber sein Spott beschämte mich nicht, er reizte mich nur, und seine Härte erschreckte mich nicht, sondern ging auf mich über.

Sagt er das, der sich immer vor einer Phrase zwischen uns scheute, der immer aufrichtig und einfach sein wollte? und warum? . . . weil ich ihm ein Vergnügen opfern wollte, das mir nicht als etwas Unrechtes erschien, und weil ich ihm das offen und liebevoll sagte? . . Wir scheinen unsere Rollen vertauscht zu haben . . . er vermeidet ein offenes Aussprechen, während ich es suche.

Du hast dich sehr verändert, sagte ich mit einem Seufzer. Was ist es denn, das du mir zum Vorwurf machst? Der Rout ist es nicht, du hast etwas Anderes, Aelteres gegen mich auf dem Herzen. Warum dieser Mangel an Aufrichtigkeit, der dir früher so verderblich schien? Sage doch gerade heraus, was du gegen mich hast!

Was wird er antworten? dachte ich und erinnerte mich voll Selbstzufriedenheit, daß er mir im ganzen Lauf des Winters nicht die geringste Schuld nachweisen konnte.

Während ich mit ihm sprach, trat ich in die Mitte des Zimmers, so daß er dicht an mir vorbei gehen mußte, und sah ihn an. Er wird kommen, wird

mich umarmen, und dann ist Alles gut, dachte ich und bedauerte schon, daß ich keine Gelegenheit haben würde, ihm zu beweisen, wie Unrecht er mir that. Aber er blieb am Ende des Zimmers stehen und sah mich an.

Du begreifst noch immer nicht? fragte er.

Nein!

Nun, so laß dir sagen, daß mir, was ich fühle, ekelhaft ist ... zum ersten Mal im Leben ekelhaft, und doch bin ich nicht im Stande, dies Gefühl zu unterdrücken.

Er blieb wieder stehen, sichtlich selbst betroffen von dem rauhen Tone seiner Stimme.

Was willst du damit sagen? fragte ich mit Thränen des Unwillens.

Es ist mir ekelhaft, daß du diesem Prinzen nachläufst, weil er dich hübsch findet ... und darüber mich und dich selbst und die Würde der Frau vergissest, und nicht begreifen willst, was dein Mann deinetwegen empfinden muß, wenn in dir selbst kein Gefühl der eigenen Würde lebt. Im Gegentheil, du erlaubst dir, deinem Manne zu sagen, daß du bereit bist, ihm ein Opfer zu bringen, was doch nichts Anderes heißt, als: es wäre zwar ein großes Glück für mich, wenn ich mich Sr. kaiserlichen Hoheit zeigen könnte, aber ich will diesem Glücke entsagen.

Er wurde immer heftiger, je länger er sprach. Die eigene Stimme, die böse, hart und roh klang, schien ihn aufzuregen. Nie hatte ich ihn so gesehen und hätte nie erwartet, daß er so sein könnte. Sein

Gesicht glühte . . ich fürchtete mich vor ihm; aber das Gefühl unverdienter und beleidigter Eigenliebe stachelte mich an, und ich wollte mich rächen.

Ich habe das längst erwartet! sagte ich. Sprich nur . . . sprich . . .

Was du erwartet hast, weiß ich nicht, fuhr er fort: ich aber mußte das Schlimmste erwarten, seit ich dich Tag für Tag in diesem Schmutz, dieser Trägheit, diesem Luxus und dieser albernen Gesellschaft sehe. Und ich habe es erwartet . . . habe erwartet, daß ich mich zu schämen haben würde, wie es heute der Fall ist und mich in tiefster Seele verletzt. Ja, es ist mir weh zu Muth, sehr wehe! Deine Freundin erlaubt sich, mir mit ihren schmutzigen Händen ans Herz zu greifen und von Eifersucht zu sprechen . . . von meiner Eifersucht . . . und auf wen? Auf einen Menschen, den ich so wenig kenne, wie du . . . Aber du willst mich absichtlich nicht verstehen, willst mir ein Opfer bringen! . . Ich schäme mich deinetwegen, deiner Erniedrigung schäme ich mich . . . ein Opfer! wiederholte er.

Das also ist die Ueberlegenheit des Mannes! dachte ich: die Frau, die nichts gethan hat, beleidigen und demüthigen, dazu also hat er das Recht! Aber ich will mich nicht beugen.

Nein, ich bringe dir kein Opfer! sagte ich und fühlte, wie sich meine Nasenflügel ausdehnten und mein Gesicht erblaßte. Ich werde Donnerstag den Rout besuchen, werde jedenfalls hingehen.

Ich wünsche dir viel Vergnügen! schrie er mit ausbrechendem Zorn. Zwischen uns aber ist Alles zu Ende . . . du sollst mich nicht länger quälen. Ich war ein Thor, daß ich . . . seine Lippen zitterten, und mit sichtlicher Anstrengung zwang er sich, nicht auszusprechen, was ihm auf den Lippen schwebte.

Ich fürchtete und haßte ihn in diesem Augenblicke. Wie gern hätte ich ihm noch Mancherlei gesagt, mich für seine Beleidigungen gerächt; aber wenn ich jetzt zu sprechen versuchte, mußte ich fürchten, in Thränen auszubrechen, und das wäre mir ihm gegenüber wie eine Demüthigung erschienen.

Schweigend verließ ich das Zimmer; kaum aber hörte ich seine Schritte nicht mehr, als ich vor dem, was geschehen war, zusammenschauderte und mich die Furcht beschlich, daß wirklich das mich beglückende Band auf ewig zerrissen sein könnte.

Einen Augenblick war ich im Begriff zu ihm zurückzukehren; aber dann fragte ich mich: ob er sich wohl genug beruhigt hat, um mich zu verstehen, wenn ich ihm schweigend die Hand reiche und ihn ansehe? . . wird er meine Großmuth erkennen? . . Was aber, wenn er meine Traurigkeit für Verstellung hält, oder meine Reue, im Bewußtsein seines Rechts, mit stolzer Ruhe hinnimmt und mir gnädig verzeiht? Und warum, warum? Wie ist's möglich, daß *er*, den ich so sehr geliebt habe, mich so grausam beleidigt?

Ich ging nicht zu ihm, sondern in mein Zimmer,

wo ich lange einsam sitzen blieb, weinte und mich mit Grauen an jedes Wort des eben stattgefundenen Gesprächs erinnerte und die bösen Ausdrücke unwillkürlich mit anderen, sanften, freundlichen vertauschte, bis mir plötzlich wieder einfiel, wie schwer er mich gekränkt hatte, und wie es zwischen uns stand.

Als ich mich Abends an den Theetisch begab, wo S. mit meinem Manne erschien, fühlte ich, daß sich eine Kluft zwischen uns geöffnet hatte. S. fragte mich, wann wir zu reisen gedächten; ich hatte jedoch nicht Zeit, ihm zu antworten, so schnell fiel Sergeï Michailitsch ein.

Dienstag, sagte er; wir gehen noch zu dem Rout der Gräfin R. Du gehst doch? wendete er sich zu mir.

Ich erschrak vor dem gleichgültigen Tone seiner Stimme und sah schüchtern zu ihm auf. Sein Blick war fest auf mich gerichtet, mit bösem, spöttischem Ausdruck.

Ja, ich werde hingehen, antwortete ich.

Abends als wir wieder allein waren, trat er zu mir und bot mir die Hand.

Bitte, vergiß, was ich dir gesagt habe, fing er an.

Ich nahm seine Hand; ein zitterndes Lächeln zuckte über mein Gesicht, und die Thränen wollten mir aus den Augen fließen; aber er zog die Hand wieder weg und setzte sich, als ob er eine empfindsame Scene fürchtete, ziemlich fern von mir in einen Lehnstuhl.

Ist's möglich, daß er sich noch immer im Recht glaubt? dachte ich, und meine beabsichtigte Erklärung, daß ich nicht zu dem Rout gehen wolle, blieb ungesprochen.

Es muß der Mutter geschrieben werden, daß wir unsere Abreise verschoben haben, sagte er; sie ängstigt sich sonst.

Und wann gedenkst du abzureisen? fragte ich.

Am Dienstag nach dem Rout, antwortete er.

Ich hoffe, daß das nicht um meinetwillen geschieht? fing ich an, indem ich ihm ins Gesicht sah: aber er starrte mich mit verschleierten Augen an, die mir nichts sagten, und sein Gesicht schien mir plötzlich alt und unangenehm.

Wir fuhren zu dem Rout. Unsere Beziehungen schienen wieder gut und freundlich zu sein, aber sie waren ganz anders als früher.

Auf dem Rout saß ich zwischen den übrigen Damen, als der Prinz sich mir näherte, so daß ich gezwungen war aufzustehen, um mit ihm zu sprechen. Während ich mich erhob, sah ich mich unwillkürlich nach Sergeï Michailitsch um und fand ihn am andern Ende des Saales; auch er sah mich an und wendete sich dann von mir ab. Ich schämte mich plötzlich, und es war mir unangenehm, daß ich in Verwirrung kam und unter den Blicken des Prinzen erröthete; aber ich mußte stehen bleiben und anhören, was er mir sagte, während er mich von oben herunter betrachtete.

Unsere Unterhaltung dauerte nicht lange, er hatte

keinen Platz, sich neben mich zu setzen, und bemerkte wahrscheinlich, daß mir unbehaglich zu Muth war. Das Gespräch drehte sich um den letzten Ball; dann fragte er, wo ich den Sommer verleben würde, und so weiter. Als er sich von mir entfernte, sprach er den Wunsch aus, meinen Mann kennen zu lernen, und ich sah, daß sie am andern Ende des Saales zusammentrafen und miteinander sprachen. Der Prinz schien etwas von mir zu sagen, denn mitten im Gespräch sah er sich lächelnd nach mir um. Plötzlich wurde Sergeï Michailitsch dunkelroth, grüßte tief und verließ den Prinzen. Was mußte Dieser von mir und besonders von meinem Manne denken? Ich erröthete, schämte mich und war überzeugt, daß alle Anwesenden sowohl mein Unbehagen dem Prinzen gegenüber, wie das sonderbare Benehmen meines Mannes bemerkt hatten. Gott weiß, was sie darüber dachten . . . vielleicht ahnten sie sogar etwas von unseren Zwistigkeiten.

Die Cousine fuhr mich nach Haus. Unterwegs sprachen wir von meinem Manne; ich hielt es nicht aus und erzählte ihr, was wegen dieses unglückseligen Routs zwischen uns vorgefallen war. Sie suchte mich zu beruhigen, sagte, das wäre eine unbedeutende Zwistigkeit, wie sie in jeder Ehe vorkäme, und würde keine Spuren hinterlassen. Dann erklärte sie mir von ihrem Standpunkte aus den Charakter meines Mannes und fand, daß er verschlossen und stolz geworden sei. Ich stimmte mit ihr überein, und es kam mir vor,

als ob ich anfinge, ihn besser zu verstehen und ruhiger zu beurtheilen.

Nachher aber, als ich wieder mit ihm allein war, lag mir dies zu Gericht sitzen über ihn wie ein Verbrechen auf dem Gewissen, und ich fühlte, daß die Kluft, die uns trennte, noch größer geworden war.

VIII.

Seit diesem Tage ging mit unserm Leben und unseren Beziehungen eine vollständige Wandlung vor. Es war uns nicht mehr so angenehm wie sonst, allein zu sein. Es gab Fragen, die wir umgingen, und wir konnten oft besser miteinander verkehren, wenn ein Dritter zugegen war, als unter vier Augen. Sobald die Rede auf das Landleben kam, oder auf den Ball, war es uns unbehaglich, uns anzusehen, als ob wir Beide fühlten, wo die Kluft lag, die uns trennte, und fürchteten uns derselben zu nähern. Ich hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er stolz und heftig sei, und daß man vorsichtig mit ihm umgehen müsse, um seine schwache Seite nicht anzutasten. Er glaubte, daß ich es ohne Gesellschaften nicht aushalten könne, daß das Landleben nicht nach meinem Geschmack sei, und daß er sich meiner unglückseligen Neigung fügen müsse. Wir Beide vermieden sorgfältig, über diese Gegenstände zu sprechen, und wir Beide beurtheilten uns falsch. Längst schon hatten wir aufgehört, für einander die vollkommensten Menschen der Welt zu

sein; wir stellten Vergleiche mit Anderen an, und im Stillen verurtheilten wir uns gegenseitig.

Kurz vor dem zu unserer Abreise bestimmten Tage wurde ich krank, und statt auf unser Gut zu gehen, zogen wir in ein Landhaus bei Petersburg, von wo aus Sergeï Michailitsch allein nach Nikolski fuhr, um seine Mutter zu besuchen. Als er abreis'te, war ich so weit hergestellt, daß ich sehr gut im Stande gewesen wäre, ihn zu begleiten; aber er überredete mich, zu bleiben, unter dem Vorwande, daß er für meine Gesundheit fürchtete. Ich fühlte jedoch, daß dies nicht sein eigentlicher Grund war, sondern daß er sich scheute, mit mir allein auf dem Lande zu sein. Ich bestand auch nicht auf meinem Vorschlage, sondern blieb zurück.

Meine Tage erschienen mir leer und einsam ohne ihn; aber als er zurückkam, fühlte ich, daß er mir nicht mehr gab, was er früher in mein Leben hineingetragen hatte. Das frühere Verhältniß zwischen uns — als es mir wie ein Verbrechen erschien, ihm nur einen meiner Gedanken, einen meiner Eindrücke vorzuenthalten, als jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen mir ein Muster der Vollkommenheit zu sein schien, und wir vor Freude lachten, wenn wir uns nur ansahen — diese Zustände gingen so unbemerkt in andere über, daß wir nicht wußten, wann und wie sie verschwanden. Jeder von uns hatte jetzt besondere Interessen und Sorgen, die wir nicht mit einander zu theilen versuchten. Es schmerzte uns nicht mehr, daß Jedes von uns seine eigene, dem Andern

fremde Welt hatte. Wir gewöhnten uns daran, und nach einem Jahre hörten die Augen auf, sich zu erhellen, wenn wir uns ansahen, seine Anfälle von kindischer Heiterkeit verschwanden und eben so die Duldsamkeit und Gleichgültigkeit, die mich früher an ihm geärgert hatten. Seine Augen besaßen nicht mehr jenen tief eindringenden Blick, der mich früher zugleich in Verwirrung brachte und erfreute; die gemeinschaftlichen Gebete und Kunstgenüsse hatten aufgehört; wir sahen uns sogar nur noch selten, denn er war fast immer auf Reisen und fürchtete nicht und bedauerte nicht, mich allein zu lassen . . . ich war ja immer in der Gesellschaft, wo ich ihn nicht brauchte.

Scenen und Zwistigkeiten fanden nicht mehr zwischen uns statt. Ich suchte ihm das Haus angenehm zu machen, wenn er da war, und er erfüllte alle meine Wünsche, als ob wir uns liebten.

Wenn wir einmal allein blieben, was selten vorkam, fühlte ich ihm gegenüber weder Freude, noch Aufregung, noch Verwirrung, ebenso wenig, als ob ich mit mir allein gewesen wäre. — Er war mein Mann . . keine neue interessante Erscheinung, aber ein guter Mensch, mein Mann, den ich kannte, wie mich selbst. Ich war überzeugt, immer vorher zu wissen, was er thun und sagen und wie er urtheilen würde, und wenn das anders war, als ich erwartete, hatte ich das Gefühl, als ob er hier im Unrecht wäre. Ich hoffte nichts von ihm, wünschte nichts . . . mit einem Worte: er war mein

Mann, weiter nichts, und es schien mir, als ob es so sein müsse, als ob es keine andere Art von Ehe geben könne, und als ob auch in der unsrigen niemals andere Beziehungen stattgefunden hätten.

Wenn er verreis'te, hatte ich zwar, die erste Zeit besonders, ein Gefühl der Einsamkeit und Beängstigung und erkannte, welche Stütze er mir war. Kam er zurück, so fiel ich ihm voller Freude um den Hals; aber schon nach ein paar Stunden hatte ich diese Freude vergessen und wußte nichts mehr mit ihm zu sprechen. Nur in den Augenblicken stiller, gemäßigter Zärtlichkeit, die dann und wann eintraten, schien mir, als ob etwas nicht so wäre wie sonst . . . es that mir etwas im Herzen weh, in seinen Augen glaubte ich dasselbe zu lesen und fühlte eine Grenze der Zärtlichkeit, die er nicht überschreiten wollte und ich nicht überschreiten konnte. Zuweilen machte mich dies traurig; aber ich hatte nicht Zeit, mich zu grämen, und suchte die Wehmuth, das unklare Gefühl eines Verlustes in den Vergnügungen, die immer für mich erreichbar waren, zu betäuben.

Das Gesellschaftsleben, das mich anfangs mit seinem Glanz und seiner Schmeichelei berauschte, beherrschte bald alle meine Neigungen, wurde mir zur Gewohnheit, legte mir seine Fesseln an und nahm in meiner Seele die Stelle des Gefühlslebens ein. Mit mir allein sein mochte ich nicht, denn ich fürchtete, mich in die Betrachtung meiner Lage zu versenken. Alle meine Stunden, vom späten Morgen bis in die späte Nacht, waren be-

setzt und gehörten nicht mir, auch wenn ich nicht ausging. Diese Existenz war mir weder unterhaltend, noch langweilig; es schien mir einfach, daß es so und nicht anders sein müsse.

In dieser Weise vergingen drei Jahre, in deren Verlauf unser Verhältniß sich so gleich blieb, als ob es still stände, einfröre und weder besser noch schlechter würde. In unserm Familienleben traten in diesem Zeitraume zwei wichtige Ereignisse ein, die meine Existenz aber nicht veränderten: die Geburt meines ersten Kindes und der Tod meiner Schwiegermutter. In der ersten Zeit umfing mich zwar das Muttergefühl mit solcher Kraft und rief ein so unverhofftes Entzücken in mir hervor, daß ich glaubte, es müsse ein neues Leben für mich beginnen. Aber nach zwei Monaten, als ich wieder anfing auszugehen, wurde dies Gefühl schwächer und schwächer und ging bald in Gewohnheit und kalte Pflichterfüllung über. Sergeï Michailitsch dagegen war seit der Geburt unseres Sohnes wieder der ruhige, sanfte, häusliche Mann von früher geworden, der seine Zärtlichkeit und Heiterkeit dem Kinde widmete. Oft wenn ich im Ballkleide in die Kinderstube trat, um dem Kleinen gute Nacht zu sagen und ihn zu bekreuzen, fand ich Sergeï Michailitsch dort; dann bemerkte ich wohl etwas Strenges, Vorwurfsvolles in seinem auf mich gerichteten Blicke und schämte mich. Mir graute plötzlich vor meiner Gleichgültigkeit gegen das Kind, und ich fragte mich: bin ich denn schlechter als andere Frauen? Aber

was konnte ich thun? Ich liebte meinen Sohn, ganze Tage bei ihm zu sitzen, war mir jedoch unmöglich . . . es langweilte mich, und mich verstellen wollte ich nicht.

Der Tod der Mutter war ein großer Schmerz für Sergeï Michailitsch. Es fiel ihm schwer, ohne sie in Nikolski zu leben; ich dagegen, obwohl ich sie betrauerte und den Kummer meines Mannes mitfühlte, fand es jetzt auf unserm Gute ruhiger und angenehmer als früher. Wir hatten die drei Jahre größtentheils in der Stadt verlebt, nur einmal war ich auf zwei Monate in Nikolski gewesen. Im dritten Jahre gingen wir ins Ausland und brachten den Sommer in Baden-Baden zu.

Ich war damals einundzwanzig Jahre alt; unser Vermögen hielt ich für glänzend; vom Eheleben verlangte ich nicht mehr als es mir gab; Alle, die ich kannte, schienen mich lieb zu haben; meine Gesundheit war vortrefflich; meine Toilette gehörte zu den besten im Bade; ich wußte, daß ich schön war; das Wetter war herrlich; ich fühlte mich von einer gewissen Atmosphäre der Schönheit und Eleganz umgeben und war sehr heiter.

Es war nicht die Fröhlichkeit, die mich in Nikolski erfüllte, wenn ich fühlte, daß ich in mir selbst glücklich war, weil ich verdient hatte, es zu sein, und weil ich wußte, daß mein Glück — so groß es war — noch größer werden sollte. Ja — damals war es anders! Aber auch in diesem Sommer war mir wohl. Ich wollte nichts, hoffte nichts, fürchtete nichts; mein Leben schien mir ausgefüllt und mein Gewissen war ruhig.

Unter den jungen Männern, die sich während dieser Saison in Baden befanden, ragte Keiner in irgend welcher Weise aus der Menge hervor. Das that auch nicht einmal der alte Fürst K., unser Gesandter, der mir ebenfalls den Hof machte. Der Eine war jung, der Andere alt; der Eine ein blonder Engländer, der Andere ein Franzose mit einem Bärtchen — das waren die einzigen Unterschiede. Alle waren mir gleichgültig, aber unentbehrlich, denn Jeder trug dazu bei, eine Atmosphäre der Heiterkeit um mich zu verbreiten. Nur Einer unter ihnen, der italienische Marquis D., erregte meine Aufmerksamkeit durch die kecke Art und Weise, in welcher er seine Bewunderung für mich kundgab. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mit mir zusammenzu sein, mit mir zu tanzen, zu reiten, im Casino mit mir zu plaudern und mir zu sagen, ich sei schön. Zuweilen sah ich ihn von meinem Fenster aus vor dem Hause stehen, und das Hinaufstarren seiner glänzenden Augen trieb mir das Blut in die Wangen und zwang mich die Blicke abzuwenden. Er war jung, schön, elegant und hatte — besonders im Lächeln und in der Form der Stirn — eine gewisse Aehnlichkeit mit meinem Manne; war aber hübscher als dieser. Die Aehnlichkeit zwischen den Beiden war mir um so merkwürdiger, da der Marquis sowohl im Allgemeinen, wie im Munde, im Blick, im Kinn statt des gütigen Ausdrucks und der idealen Ruhe meines Mannes etwas Rohes und Thierisches hatte.

Ich glaubte damals, daß er mich leidenschaftlich liebe, und dachte zuweilen mit stolzem Mitleid an ihn. Zuweilen versuchte ich auch, ihn zu beruhigen und in den Ton einer halb freundschaftlichen, stillen Zutraulichkeit hinüberzuführen. Er wies jedoch diese Versuche entschieden zurück und fuhr fort, mich mit seiner Leidenschaft, die sich nicht aussprach, aber jeden Augenblick bereit war es zu thun, in peinliche Verlegenheiten zu bringen.

Zu Ende der Saison erkrankte ich und konnte vierzehn Tage das Zimmer nicht verlassen. Als ich zum ersten Male wieder Abends ins Conzert ging, hörte ich, daß die durch ihre Schönheit bekannte Lady S. angekommen sei. Wie gewöhnlich bildete sich ein Kreis um mich her; man war aufmerksam gegen mich . . . aber ein noch größerer Kreis bildete sich um die neu angekommene Löwin, und Alle um mich her sprachen nur von ihr und ihrer Schönheit. Man zeigte sie mir — sie war wirklich reizend, bis auf einen Zug hochmüthiger Selbstgefälligkeit, der mich — wie ich offen aussprach — unangenehm berührte.

Alles, was bisher so heiter gewesen war, erschien mir heute langweilig. Auf den folgenden Tag hatte Lady S. eine Partie nach dem Schlosse veranstaltet, an der ich jedoch nicht theilnehmen mochte. Es blieb fast Niemand bei mir zurück, und Alles veränderte sich in meinen Augen. Alles und Alle kamen mir albern und langweilig vor, ich hätte weinen mögen und beschloß,

meine Cur schneller zu beendigen und nach Rußland zurückzukehren. Ein häßliches Gefühl war in meiner Seele erwacht, aber ich gestand es mir noch nicht. Ich glaubte, daß ich von meinem Unwohlsein angegriffen wäre, und hörte auf, mich in der Gesellschaft zu zeigen. Nur Morgens ging ich dann und wann an den Brunnen, oder fuhr Nachmittags mit L. M., einer russischen Bekannten, in der Umgegend spazieren. Sergeï Michailitsch war damals in Heidelberg, wo er das Ende meiner Cur und unsere Rückkehr nach Rußland abwarten wollte und kam nur dann und wann zum Besuch nach Baden.

Eines Tages hatte Lady S. die ganze Gesellschaft zu einer Jagdpartie vereinigt, und ich fuhr Nachmittags mit L. M. nach dem Schlosse. Während unser Wagen langsam aufwärts fuhr und wir zwischen den hundertjährigen Kastanien, welche die Chaussee beschatten, immer weitere Ausblicke in die reizenden Umgebungen Baden's gewannen, die jetzt von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet waren, fingen wir an von ernstern Dingen zu sprechen, als wir sonst zu thun pflegten. L. M., die ich schon lange kannte, erschien mir jetzt zum ersten Male als eine gute, kluge Frau, mit der man Alles besprechen konnte, und deren Freundschaft ein Gewinn war. Wir sprachen von unseren Familien, von den Kindern, von der Leere des hiesigen Treibens, fühlten Sehnsucht nach dem russischen Landleben, und es wurde uns dabei zugleich wohl und weh. Unter dem Einflusse dieser Empfindung betraten wir den Schloßhof. Zwischen

den Mauern war es schattigkühl, aber auf den Ruinen lagen noch die Strahlen der Sonne, ließen sich Schritte und Stimmen hören, und durch das Thor zeigte sich, wie in einen Rahmen gefaßt, das reizende, aber für uns Russen kalte Bild der Landschaft. Wir setzten uns, um auszuruhen, und blickten schweigend auf die untergehende Sonne. Die Stimmen wurden deutlicher, und ich glaubte meinen Namen zu hören. Unwillkürlich fing ich an zu lauschen und verstand jedes Wort.

Die Stimmen waren mir bekannt; es waren die des Marquis D. und seines Freundes, eines Franzosen, den ich ebenfalls kannte. Sie sprachen von mir und Lady S. Der Franzose verglich uns mit einander und analysirte unsere Schönheit. Er sagte nichts Beleidigendes, aber doch strömte mir das Blut zum Herzen, als ich hörte, wie er meine Vorzüge und die der Lady S. einzeln aufzählte. Ich hätte schon ein Kind, sagte er, Lady S. wäre aber erst neunzehn Jahre alt; ich hätte schöneres Haar, die Lady dagegen eine graziösere Gestalt. Und dann ist Lady S. eine große Dame, fügte er hinzu, während Ihre Schöne nur zu den kleinen russischen Fürstinnen gehört, die sich jetzt so zahlreich einstellen. Er schloß mit der Bemerkung, daß ich sehr wohl daran thäte, mich auf keinen Wettkampf mit Lady S. einzulassen, und daß ich für Baden-Baden todt und begraben sei. Ich bedaure Sie . . . wenn die Dame sich nur nicht mit Ihnen trösten will! fügte er heiter und grausam lachend hinzu.

Wenn sie abreis't, reise ich ihr nach, antwortete die andere Stimme mit dem italienischen Accent.

Glücklicher Sterblicher . . . er kann noch lieben! lachte der Franzose.

Lieben! wiederholte sein Freund. Ja . . . ich kann ohne Liebe nicht existiren, ohne sie ist kein Leben! Einen Roman aus dem Dasein machen, ist das einzig Gute . . . Und meine Romane bleiben nie in der Mitte stehen. Auch diesen werde ich zu Ende bringen.

Bonne chance, mon ami! sagte der Franzose.

Weiter hörte ich nichts, weil sie um die Ecke bogen. Bald darauf erklangen ihre Schritte von der andern Seite; sie kamen die Treppe herunter, traten einige Minuten später aus einer Seitenthür und wunderten sich sehr, uns hier zu finden. Ich erröthete, als sich der Marquis D. mir näherte, und es war mir im höchsten Grade peinlich, daß er, als wir aufbrachen und das Schloß verließen, mir den Arm bot. Abweisen konnte ich ihn jedoch nicht, und so gingen wir hinter L. M. und seinem Freunde unserm Wagen zu. Ich fühlte mich durch das Urtheil des Franzosen über mich verletzt, obwohl ich mir in der Stille eingestehen mußte, daß er nur meine eigene Empfindung ausgesprochen hatte. Noch mehr aber war ich über die rohen Aeußerungen des Marquis empört; der Gedanke, daß er vielleicht ahnte, ich hätte ihn gehört, und daß er sich doch nicht vor mir fürchtete, war mir peinlich, und geradezu widerwärtig war es mir, ihn in meiner Nähe zu fühlen. Ohne ihn

anzusehen und ohne ihm zu antworten, ging ich rasch hinter L. M. her und suchte meine Hand so zu halten, daß sie seinen Arm nicht berührte.

Er sagte etwas über die reizende Aussicht, über das Glück, mich getroffen zu haben, und noch Einiges, was ich nicht hörte; ich dachte an meinen Mann, an mein Kind, an Rußland; ich schämte mich wegen irgend Etwas, bereute, wollte — was, wußte ich selbst nicht — und sehnte mich nach Haus zu kommen, in mein einsames Zimmer im Hôtel de Bade, um in Ruhe überlegen zu können, was sich in meiner Seele regte. Aber L. M. ging langsam, und unser Wagen war noch weit, und mein Cavalier schien hartnäckig den Schritt zu mäßigen, als ob er mit mir zurückbleiben wollte. Es kann nicht sein! dachte ich und ging rascher; aber nun hielt er mich wirklich zurück, drückte sogar meine Hand; L. M. bog um die Ecke des Weges, und wir waren allein. Mir wurde bange.

Entschuldigen Sie! sagte ich kalt und wollte ihm die Hand entziehen, aber die Spitzen meines Aermels blieben an seinen Knöpfen hängen. Er neigte sich zu mir, fing an, sie loszumachen, und seine handschuhlosen Finger berührten meinen Arm. Ein mir fremdes Gefühl, das weder Furcht, noch Freude war, überrieselte mich wie ein Froſtschauer. Ich sah ihn an, wollte mit einem kalten Blick den Haß ausdrücken, den ich gegen ihn fühlte; aber es gelang mir nicht: er drückte Schrecken aus und Aufregung. Seine feuchten, glühenden Augen

blickten in nächster Nähe leidenschaftlich auf mich nieder, auf meinen Hals, meine Brust; seine beiden Hände berührten meinen Arm über dem Handgelenk; seine geöffneten Lippen fingen an zu flüstern, sagten, daß er mich liebe, daß ich sein Alles sei, und dabei näherten sich mir diese Lippen und seine Hände drückten die meinigen mit sengender Glut. Wie Feuer durchlief es meine Adern, es wurde dunkel vor meinen Augen, ich zitterte, und die Worte, mit denen ich ihn zurückweisen wollte, erstarben auf meinen Lippen. Plötzlich fühlte ich seinen Kuß auf meiner Wange; zitternd, erstarrend blieb ich stehen und sah ihn an ... Unfähig zu sprechen oder mich zu bewegen, wartete ich schaudernd auf ein unbestimmtes Etwas und sehnte mich zugleich danach. Alles das währte nur einen Moment, aber dieser Moment war schrecklich. Ich sah den Marquis ganz deutlich; bemerkte jede Einzelnheit in seinem Gesicht; die steile niedrige Stirn, die unter dem Strohhut sichtbar wurde und der Stirn meines Mannes glich, die schöne, gerade Nase mit den weitgeöffneten Nüstern, den langen, spitzigen, pomadisirten Schnurrbart; das kleine Kinnbärtchen; die glattrasirten Wangen und den gebräunten Hals. Ich haßte diesen Menschen, fürchtete ihn, er war mir fremd, und doch weckten seine Aufregung und Leidenschaft in diesem Augenblicke einen so starken Wiederhall in meiner Seele, daß ich mich von einer unüberwindlichen Macht getrieben fühlte, mich den Küssen dieses schönen, rohen Mundes, dem Umfassen dieser weißen Hände mit

den feinen Adern und den blitzenden Ringen hinzugeben. Unwiderstehlich riß es mich zu ihm hin und zu dem lockenden Abgrunde verbotener Genüsse, der sich plötzlich vor mir öffnete.

Ich bin so unglücklich! dachte ich. Möge sich denn noch mehr und immer mehr Unheil über meinem Haupte anhäufen.

Er umfaßte mich mit einem Arme und beugte sich dicht an mein Gesicht.

Mögen sich mehr und mehr Schande und Sünde auf meinem Haupte sammeln, dachte ich wieder.

Je vous aime! flüsterte er mit einer Stimme, welche der meines Mannes ähnlich war. Sergeï und und mein Kind fielen mir ein wie längstverstorbene theuere Wesen, zwischen denen und mir Alles zu Ende war. Aber plötzlich ertönte von der Biegung des Weges die Stimme meiner Begleiterin, die meinen Namen rief.

Ich kam zu mir selbst, riß meine Hand los und eilte, ohne den Marquis anzusehen, auf L. M. zu. Wir setzten uns in den Wagen, und erst jetzt sah ich ihn an. Er nahm den Hut ab und richtete lächelnd eine Frage an mich. Von dem unaussprechlichen Widerwillen, den ich in diesem Augenblicke gegen ihn empfand, hatte er keine Ahnung.

Mein Leben schien mir dem Unglück verfallen, die Zukunft hoffnungslos, die Vergangenheit dunkel. L. M. sprach mit mir, aber ich verstand ihre Worte nicht. Mir war, als ob sie nur aus Mitleid mit mir spräche,

und um die Verachtung zu verbergen, die ich ihr einflößte. In jedem Wort, jedem Blick schien mir diese Verachtung, dies beleidigende Mitleid zu liegen; den Kuß des Marquis fühlte ich wie ein Brandmal der Schande auf meiner Wange, und der Gedanke an Mann und Kind war mir unerträglich.

Als ich endlich allein in meinem Zimmer war, suchte ich meine Lage zu überdenken, aber mir wurde unheimlich in dieser Einsamkeit. Ich konnte den Thee, den man mir servirte, nicht fertig trinken, und ohne zu wissen warum, fing ich an mit fieberhafter Eile einzupacken. Endlich kam ich zu dem Entschlusse, mit dem Abendzuge nach Heidelberg zu meinem Manne zu fahren.

Erst als ich mit dem Dienstmädchen in das leere Coupé stieg, die Maschine sich in Bewegung setzte und die frische Luft ins Fenster wehte, fing ich an, mich zu besinnen und mir Vergangenheit und Zukunft deutlich vorzustellen. Mein ganzes Eheleben seit unserer Uebersiedelung nach Petersburg stellte sich mir plötzlich in neuem Lichte dar und legte sich wie ein Vorwurf auf meine Seele. Zum ersten Male erinnerte ich mich lebhaft an unser Leben auf dem Lande, an unsere ehemaligen Zukunftspläne. Zum ersten Male drängte sich mir die Frage auf: welche Art von Glück mein Mann seitdem gefunden hatte, und ich fühlte mich schuldig gegen ihn. Aber warum hatte er mich nicht zurückgehalten, warum war er nicht offen gegen mich, warum mied er jede Erklärung, warum kränkte er mich? fragte ich mich

selbst. Warum machte er nicht Gebrauch von der Gewalt der Liebe, oder hat er mich nicht geliebt? . . . Aber wie viel Schuld er auch haben mochte, der Kuß eines fremden Mannes lag auf meiner Wange, und ich fühlte ihn.

Je näher ich Heidelberg kam, um so deutlicher stellte ich mir Sergeï Michailitsch vor, und um so schrecklicher wurde mir das bevorstehende Wiedersehen.

Alles, Alles werde ich ihm sagen, werde Alles in Thränen der Reue ausweinen, dachte ich, und er wird mir verzeihen! Aber im Grunde wußte ich nicht, was ich ihm sagen sollte, und glaubte nicht, daß er mir verzeihen könnte.

Als ich jedoch zu Sergeï Michaelitsch ins Zimmer trat und sein ruhiges, wenn auch etwas verwundertes Gesicht sah, fühlte ich plötzlich, daß ich ihm nichts sagen, nichts bekennen und ihn nicht um Verzeihung bitten konnte. Kummer und Reue mußten unausgesprochen in meiner Seele bleiben.

Wie bist du auf diesen Einfall gekommen? fragte er. Morgen wollte ich dich besuchen. Dann aber sah er mein Gesicht und schien zu erschrecken. Was ist dir? was ist dir? fragte er.

Nichts! antwortete ich, war aber kaum im Stande, die Thränen zu unterdrücken. Ich bin für immer von Baden abgereis't, und wenn es dir recht ist, kehren wir morgen nach Rußland zurück.

Er sah mich lange schweigend und aufmerksam an.

Erzähle mir . . . was ist dir widerfahren? sagte er.

Ich erröthete und schlug unwillkürlich die Augen nieder. In den seinigen blitzten Zorn und beleidigtes Ehrgefühl auf. Die Angst vor dem Mißtrauen, das möglicherweise in ihm erwachen konnte, gab mir eine Kraft der Verstellung, die ich mir nicht zugetraut hätte.

Nichts ist mir widerfahren, gab ich zur Antwort; es wurde mir einfach langweilig und unbehaglich, allein zu sein, und ich habe viel über unser Leben und über dich nachgedacht. Wie lange schon bin ich im Unrecht gegen dich! . . . Warum gehst du meinetwegen an Orte, die dir nicht angenehm sind . . . Wie lange schon bin ich im Unrecht gegen dich! wiederholte ich, und Thränen kamen mir in die Augen. Laß uns aufs Land gehen, auf immer!

Liebe Freundin, erspare mir solche gefühlvolle Scenen! sagte er kalt. Daß du aufs Land gehen willst, ist sehr erfreulich, denn wir haben beinahe kein Geld mehr. Aber das „auf immer" ist eine Phantasie . . . ich weiß, daß du dort nicht leben kannst. Jetzt aber trinke eine Tasse Thee, das wird das Beste für dich sein, schloß er, indem er sich erhob und dem Kellner klingelte.

Alles, was er jetzt vielleicht von mir denken mochte, fiel mir schwer aufs Herz, und als ich seinen forschenden und wie von Beschämung erfüllten Blick auf mich gerichtet sah, fühlte ich mich von dem Mißtrauen, das ich ihm zuschrieb, tief verletzt.

Nein, er kann und will mich nicht verstehen! sagte ich zu mir selbst; sagte zu ihm, daß ich nach dem Kinde sehen wolle, und verließ das Zimmer. Ich mußte allein sein und weinen, weinen, weinen.

IX.

Das so lange kalt und leer gebliebene Haus zu Nikolski belebte sich wieder, doch was einst in ihm gewohnt hatte, stand nicht wieder auf. Die Mama fehlte, und wir waren allein mit einander, obwohl uns die Einsamkeit nicht nur entbehrlich, sondern unbehaglich war, und der Winter ging für mich um so trauriger vorüber, da ich beständig kränkelte und mich erst nach der Geburt meines zweiten Sohnes erholte.

Mein Verhältniß zu Sergeï Michailitsch blieb dasselbe kalt-freundliche, wie zur Zeit unseres Lebens in der Stadt, nur daß mich eine jede Diele, jede Wand, jeder Divan an das erinnerte, was er mir früher gewesen war, und was ich verloren hatte. Es war, als ob eine ungesühnte Schuld zwischen uns stände, als ob er mich dafür strafte und doch dabei den Anschein annähme, nichts davon zu wissen. Seine Verzeihung zu erbitten, war kein Grund vorhanden, um Gnade zu flehen, keine Ursache, und er bestrafte mich auch nur dadurch, daß er mir nicht wie früher seine ganze Seele hingab. Aber er gab sie auch keinem andern Menschen, keinem Interesse — es war, als ob er sie selbst nicht mehr besäße.

Zuweilen kam ich auf den Gedanken, daß er sich nur so stelle, um mich zu quälen, daß aber in ihm das frühere Gefühl noch lebte, und ich suchte es hervorzulocken. Dann war es aber jedes Mal, als ob er ein offenes Aussprechen zu vermeiden suche, oder mich im Verdacht habe, daß ich mich verstellte, oder als ob er jedes Zeichen von Empfindung wie etwas Lächerliches fürchtete. Sein Blick und sein Ton schienen zu sagen: ich weiß Alles, Alles! Du brauchst nichts auszusprechen . . . Alles was du erklären willst, weiß ich . . . weiß aber auch, daß du das Eine sagen und das Andere thun wirst. Anfangs kränkte mich dies Vermeiden jeder offenen Aussprache, aber nach und nach gewöhnte ich mich an den Gedanken, daß uns nicht sowohl die Aufrichtigkeit, als das Verlangen nach Verständigung verloren gegangen war. Es wäre mir jetzt auch nicht mehr möglich gewesen, ihm zu sagen, daß ich ihn liebte, oder ihn zu bitten, Gebete mit mir zu lesen, oder ihn zu rufen, um zuzuhören, wenn ich spielte. Unsere Verkehrsweise wurde durch gewisse Anstandsbedingungen geregelt, die wir Beide im Gefühl hatten; aber Jeder von uns lebte auf seine eigene Weise: er mit seinen Beschäftigungen, an denen ich nicht Theil zu nehmen brauchte, noch Theil nehmen wollte; ich mit meiner Nichtsthuerei, die ihn nicht mehr wie früher ärgerte und betrübte. Unsere Kinder waren noch zu klein, um uns zu vereinigen.

Aber der Frühling kam; Katja und Sonja zogen für den Sommer aufs Land; unser Wohnhaus in

Nikolski sollte umgebaut werden und wir übersiedelten nach Pokrow.

Es war das alte, bekannte Haus mit seiner Terrasse, seinem Klapptische, seinem Klavier im hellen Saale und meinem lieben Zimmerchen mit den weißen Gardinen und allen hier zurückgelassenen Mädchenträumen. In diesem Zimmer standen zwei Bettchen; in dem einen, das früher das meine gewesen war, lag jetzt mein dicker Kokoscha; in dem Andern, kleinern, sah Wanni's Gesichtchen aus den Kissen hervor. Oft, wenn ich sie Abends bekreuzt hatte, blieb ich mitten in dem stillen Zimmerchen stehen, und plötzlich schienen aus allen Winkeln die Geister der vergangenen, vergessenen Jugendzeit hervorzutreten, und alte, bekannte Stimmen fingen an, Mädchenlieder zu singen. Was ist aus diesen Geistern, diesen lieben süßen Liedern geworden? Alles, was ich kaum hoffen durfte, ist in Erfüllung gegangen; meine unklar verschwimmenden Phantasieen haben sich verwirklicht . . . aber die Wirklichkeit wurde zum schweren, freudlosen Leben!

Und doch ist äußerlich Alles wie sonst: derselbe Garten ist durch das Fenster zu sehen; derselbe Pfad, dieselbe Bank unten am Hohlwege; und dieselben Nachtigallenlieder klingen vom Teich herüber; dieselben Syringen blühen; derselbe Mond steht über dem Hause, und doch ist Alles so traurig, so unglaublich verändert! Alles so kalt, was so innig und warm sein könnte!

Wieder, wie in alten Zeiten, saß ich mit Katja

plaudernd im Saale; aber sie runzelte die Stirn, und ihr Gesicht wurde ernst und blaß, und ihre Augen glänzten nicht mehr vor Hoffnung und Freude, sondern verriethen Kummer und Mitgefühl, und statt uns über Sergeï Michailitsch zu freuen, saßen wir über ihn zu Gericht; und statt uns zu wundern, warum und wodurch wir so glücklich waren, und statt wie früher zu wünschen, aller Welt sagen zu können, was wir fühlten, lauschten wir wie Verschworne, ob uns auch Niemand hörte, und fragten uns zum hundertsten Male, warum sich Alles so traurig verändert habe.

Dabei war er Derselbe wie früher; nur die Falte zwischen seinen Brauen war tiefer geworden, sein Haar war an den Schläfen mehr ergraut, und der eindringliche, aufmerksame Blick schien immer von einer Wolke verschleiert. Auch ich war dieselbe wie sonst, nur daß in mir keine Liebe mehr lebte und kein Wunsch zu lieben; kein Verlangen nach Beschäftigung, keine Selbstzufriedenheit . . . und daß mir die früheren frommen Entzückungen und die frühere Liebe zu ihm und die ehemalige Lebensfülle unerreichbar fern und unmöglich schienen. Ich würde jetzt nicht mehr verstehen, was mir früher so klar und einfach schien: das Glück für den Andern zu leben . . . Warum für den Andern, wenn man für sich selbst nicht mehr leben mag?

Die Musik hatte ich, seit wir nach Petersburg übersiedelten, ganz aufgegeben; aber jetzt wurde durch das alte Klavier und die alten Noten meine frühere

Lust wieder rege. Eines Tages befand ich mich nicht wohl und blieb allein zu Haus, während Katja und Sonja mit meinem Manne nach Nikolski fuhren, um den Neubau zu sehen. Der Theetisch war servirt; ich ging hinunter, und indeß ich auf die Meinigen wartete, setzte ich mich ans Klavier. Ich schlug die Sonate quasi una fantasia auf und fing an sie zu spielen. Niemand war zu sehen und zu hören. Die Fenster standen nach dem Garten offen, und die vertrauten, traurig-feierlichen Töne erklangen durch den Saal . . . Als ich den ersten Theil beendigt hatte, sah ich mich ganz mechanisch, nach alter Gewohnheit nach der Ecke um, wo er zu sitzen pflegte, wenn er mir zuhörte . . . aber er war nicht da! Der längst nicht mehr gebrauchte Stuhl stand leer in der Ecke. Durchs Fenster sah ich die Syringenbüsche im Lichte des Sonnenunterganges stehen, und die Frische des Abends strömte ins Zimmer. Ich stützte mich auf das Klavier, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und versank in Nachdenken. So saß ich lange, erinnerte mich mit Schmerzen an das Vergangene, Unwiederbringliche und versuchte zaghaft Neues zu ersinnen. Aber die Zukunft war leer, als ob ich nichts mehr wünschen, nichts mehr hoffen könnte.

Ist es möglich, daß ich schon ausgelebt habe? dachte ich, erhob schaudernd den Kopf, und um nicht weiter zu denken und womöglich zu vergessen, fing ich das Andante noch einmal an.

Mein Gott, dachte ich, wenn ich Schuld habe, ver-

zeihe mir . . . gieb mir zurück, was so schön in mir war, oder lehre mich, was ich thun, wie ich weiter leben soll.

In diesem Augenblicke ließ sich Räderrollen hören, und gleich darauf erklangen bekannte Schritte auf der Terrasse; aber das frühere Gefühl wurde nicht mehr durch diesen Klang geweckt. Als ich zu spielen aufhörte, legte sich eine Hand auf meine Schulter.

Wie gut, daß du diese Sonate gespielt hast, sagte Sergeï Michailitsch. Ich schwieg.

Du hast noch nicht Thee getrunken?

Verneinend schüttelte ich den Kopf und sah mich nicht nach ihm um; ich wollte ihm die Spuren der Aufregung auf meinem Gesichte verbergen.

Katja und Sonja werden gleich hier sein, fuhr er fort. Das Pferd wurde scheu, darum sind sie ausgestiegen und wollten gehen.

Wir wollen auf sie warten, antwortete ich, und ging auf die Terrasse. Ich hoffte, daß er mir nachkommen würde; aber er fragte nach den Kindern und suchte sie auf.

Seine Gegenwart, seine gute, freundliche Stimme ließen mich wieder bezweifeln, daß ich durch meine Schuld etwas verloren haben könnte.

Was habe ich noch zu wünschen? fragte ich mich selbst; er ist sanft, freundlich, ein guter Mann, ein guter Vater . . . ich weiß nicht, was mir noch fehlt!

Ich ging auf die Terrasse und setzte mich unter

das Leinwanddach auf dieselbe Bank, wo ich am Tage unserer Verlobung gesessen hatte. Die Sonne war untergegangen, es dämmerte schon, und eine Frühlingswolke hing dunkel über Haus und Garten; nur hinter den Bäumen schimmerte ein heller Streifen des erlöschenden Abendroths und der eben aufblitzende Abendstern. Ueber dem Allen aber stand der Schatten der Wolke, und Alles schien auf einen stillen Frühlingsregen zu warten. Der Wind erstarb, kein Blatt, kein Gräschen regte sich; der Geruch der Syringen und des Faulbaums war so stark, als ob die ganze Luft in Blüte stände und mit bald stärkerer, bald schwächerer Strömung den Garten überflutete. Man hätte Augen und Ohren schließen mögen, um nichts zu sehen, nichts zu hören, sich ganz zu versenken in diesen süßen Duft. Die Georginen und Rosenbüsche, die noch keine Blüten trugen, streckten sich auf den umgegrabenen schwarzen Rabatten, als ob sie langsam an ihren weißen Stäben emporwüchsen, die Frösche quakten aus Leibeskräften, als wollten sie sich vor dem Regen, der sie ins Wasser zu treiben drohte, noch ein Mal so laut als möglich hören lassen; ein sanftes, gleichmäßiges Wasserrauschen klang durch ihr Geschrei, und die Nachtigallen antworteten sich von allen Seiten. Auch in diesem Frühling nistete eine derselben in dem Gebüsche unter den Fenstern. Als ich auf die Terrasse trat, flog sie in die Allee hinüber, ließ einen Augenblick ihre Stimme hören, wurde dann still und wartete.

Vergebens suchte ich mich zu beruhigen; auch ich wartete und hatte etwas zu beklagen.

Er kam von oben zurück und setzte sich neben mich.

Die Unsrigen scheinen naß werden zu sollen, sagte er.

Es scheint so, antwortete ich. Dann schwiegen wir eine Weile.

Inzwischen senkte sich die von keinem Windhauche bewegte Wolke tiefer und tiefer, wurde immer schwerer, unbeweglicher, und plötzlich fiel ein Tropfen auf die Marquise der Terrasse, ein anderer schlug auf die Steine des Weges, und dann klatschte es auf die Kletten nieder, und immer dichter fielen die großen, frischen Tropfen des immer stärker werdenden Regens.

Die Nachtigallen und Frösche wurden still, nur das sanfte Wasserrauschen erfüllte die Luft, obwohl es wegen des Regens ferner schien, und ein Vogel, der sich wahrscheinlich unter die trockenen Büsche am Hause geduckt hatte, wiederholte seine zwei immer gleichen Noten.

Sergeï Michailitsch stand auf und wollte gehen.

Wohin? fragte ich ihn und hielt ihn zurück; hier ist's ja so angenehm!

Ich will den Beiden Schirme und Ueberschuhe entgegen schicken, antwortete er.

Das ist nicht nöthig; es geht gleich vorüber.

Er gab mir Recht, und wir blieben neben einander am Geländer der Terrasse stehen. Ich stützte mich mit der Hand auf die nasse Brüstung und beugte mich vor, so daß mir der frische Regen Haar und Hals bespritzte.

Das Wölkchen wurde heller und dünner, während es seinen Inhalt über uns ergoß; das gleichmäßige Rauschen des Regens wurde matter, und endlich fielen nur noch einzelne Tropfen vom Himmel und von den Bäumen nieder. Die Frösche fingen wieder an zu quaken, die Nachtigallen regten sich, fingen an, sich von allen Seiten aus den nassen Büschen zu antworten, und es wurde ringsumher hell.

Wie angenehm! sagte er, indem er sich auf das Geländer setzte und mit der Hand über mein nasses Haar strich. Diese einfache Liebkosung wirkte auf mich, wie ein Vorwurf; ich war dem Weinen nahe.

Was braucht der Mensch noch mehr? fuhr er fort. Ich bin jetzt so zufrieden, daß ich nichts weiter wünsche. Ich bin ganz glücklich.

So hast du früher nicht gesprochen! dachte ich. Wie groß dein Glück auch war, du sagtest immer, daß du noch etwas zu wünschen hättest! Und jetzt bist du ruhig und zufrieden, während mir unausgesprochene Reue und unausgeweinte Thränen das Herz belasten.

Auch mir ist wohl zu Muth, sagte ich; aber auch wehmüthig, besonders weil Alles um mich her so schön ist. In mir ist beständig eine Lücke, etwas nicht Ausgefülltes; immer sehne ich mich nach irgend etwas . . . hier aber ist Alles so schön und ruhig. Ist es möglich, daß sich in deinen Naturgenuß keine Wehmuth mischt? daß dir nicht ist, als sehntest du dich nach etwas Vergangenem? — Er nahm die Hand von meinem Kopfe und schwieg eine Weile.

Ja, früher war es so in mir, besonders im Früh-

ling, sagte er, wie sich besinnend. Ganze Nächte brachte ich wachend zu, in Wünsche und Hoffnungen verloren. Es waren schöne Nächte . . . Aber damals lag noch Alles vor mir, was jetzt hinter mir liegt. Jetzt genügt mir, was ist . . . und es ist mir wohl dabei, schloß er so ruhig, so nachlässig, daß ich — wie schmerzlich es mir auch war, das zu hören — von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt sein mußte.

Du wünschest gar nichts mehr? fragte ich.

Nichts Unmögliches, antwortete er, mein Gefühl errathend. Du machst dir den Kopf naß, fügte er hinzu, indem er mir wie einem Kinde liebkosend noch einmal über das Haar strich. Du beneidest Blätter und Gras, weil sie vom Regen benetzt werden . . . Du möchtest Gras, Laub und Regen sein, während ich mich nur über sie freue, wie über Alles in der Welt, was schön, jung und glücklich ist.

Und du beklagst nichts Vergangenes? fuhr ich fort zu fragen, und das Herz wurde mir immer schwerer und schwerer.

Er schwieg nachdenklich still; ich sah, daß er mir ganz aufrichtig antworten wollte.

Nein! sagte er endlich.

Wirklich? . . . wirklich? fing ich an, indem ich mich umwendete und in seine Augen sah. Du beklagst das Vergangene nicht?

Nein! wiederholte er noch ein Mal; ich bin dankbar dafür, aber ich beklage es nicht.

Aber möchtest du nicht, daß es zurückkehrte? fragte ich.

Er drehte sich um und sah in den Garten hinunter.

Ich wünsche das nicht . . . eben so wenig wie ich wünsche, daß mir Flügel wüchsen, sagte er. Es ist nicht möglich.

Und du klagst das Vergangene nicht an, machst weder dir noch mir einen Vorwurf?

Niemand! . . Alles war zum Besten.

Höre, sagte ich und berührte seine Hand, damit er mich ansehen sollte. Höre . . . warum hast du nie zu mir gesagt, daß ich nach deinen Wünschen leben sollte? Warum gabst du mir eine Freiheit, die ich nicht zu benutzen verstand? Warum hörtest du auf, mich zu belehren? . . Wenn du gewünscht hättest . . . mich anders geleitet hättest . . . nichts, nichts wäre dann geschehen . . . sagte ich mit einer Stimme, in der sich Vorwurf und wachsender Unwille, aber keine Spur der alten Liebe verrieth.

Was wäre nicht? fragte er erstaunt, indem er sich zu mir wendete. Auch so ist nichts geschehen . . . Alles ist gut . . . sehr gut, fügte er lächelnd hinzu.

Ists möglich, daß er mich nicht versteht? . . oder noch schlimmer, will er mich nicht verstehen? dachte ich, und Thränen kamen mir in die Augen.

Es wäre nicht geschehen, sagte ich dann, daß ich, obwohl ich durch nichts gegen dich gesündigt habe, mit deiner Gleichgültigkeit, deiner Verachtung sogar gestraft

werde . . . Es wäre nicht geschehen, daß du, ohne jede Schuld von meiner Seite, mir plötzlich Alles entzogst, was mir theuer war.

Was hast du, mein Herz? fragte er, als ob er mich nicht verstände.

Nein, laß mich ausreden! fuhr ich fort. Du hast mir dein Vertrauen, deine Liebe, deine Achtung sogar genommen. Ich kann nicht glauben, daß du mich jetzt liebst, wenn ich mich an das erinnere, was früher gewesen ist . . . Nein, ich muß einmal aussprechen, was mich so lange schon quält! fuhr ich hastig fort, als er einfallen wollte. War es meine Schuld, daß ich das Leben nicht kannte? Warum ließest du mich allein den Weg suchen? Oder ist es meine Schuld, daß du jetzt, nachdem ich erkannt habe, was Noth thut, und mich seit nun beinahe einem Jahre abquäle, zu dir zurückzukehren, mich abweisest, als ob du nicht verständest, was ich will? Du thust das in einer Weise, daß man dir keinen Vorwurf machen kann, daß ich schuldig erscheine und unglücklich bin . . . du willst mich auch jetzt wieder in das Leben zurückstoßen, das dein und mein Unglück werden kann.

Womit habe ich dir das bewiesen? fragte er verwundert und sichtlich erschreckt.

Hast du nicht gestern erst gesagt, und sagst schon lange, daß ich hier nicht bleiben würde, und daß wir nach Petersburg gehen müßten . . . nach Petersburg, das ich hasse! antwortete ich. Und anstatt mich zu

stützen, vermeidest du jede Aussprache, jedes aufrichtige, warme Wort mit mir. Und später, wenn ich ganz zu Boden sinke, wirst du mir einen Vorwurf daraus machen und über meinen Fall triumphiren.

Halt! halt! sagte er kalt und ernst. Was du da sagst, ist nicht gut . . . es beweis't nur, daß du schlecht gegen mich gestimmt bist . . . daß du mich nicht . . .

Daß ich dich nicht liebe! sag es nur, sag es nur! fiel ich ihm ins Wort. Thränen stürzten mir aus den Augen; ich setzte mich auf die Bank und verhüllte das Gesicht mit dem Taschentuche.

So hat er mich verstanden, dachte ich, indem ich das Schluchzen, das mich fast erstickte, zu unterdrücken suchte. Zu Ende ist unsere Liebe, zu Ende! sagte eine Stimme in meinem Herzen. Er ist mir nicht entgegen gekommen, hat mich nicht getröstet . . . nur gekränkt hat ihn, was ich sagte . . . seine Stimme blieb kalt und ruhig!

Ich weiß nicht, was du mir zum Vorwurf machst, fing er wieder an; wenn darin, daß ich dich nicht mehr so liebe wie früher . . .

Nicht mehr so liebe, wiederholte ich in mein Tuch hinein, und meine bittern Thränen flossen noch reichlicher darauf nieder.

So ist daran die Zeit Schuld, fuhr er fort; jede Zeit hat ihre besondere Art von Liebe. Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort:

Ich will dir die ganze Wahrheit sagen, da du Aufrichtigkeit verlangst. In jenem Jahre, als ich dich kennen lernte, brachte ich die Nächte schlaflos zu und dachte an dich und gab selbst meiner Liebe immer neue Nahrung . . . und diese Liebe wuchs und wuchs in meinem Herzen . . . Aber auch in Petersburg und im Auslande schlief ich nicht, und das waren schreckliche Nächte, in denen ich diese Liebe, die mich peinigte, zu zerbrechen, zu vernichten suchte. Ich habe sie nicht vernichtet . . . nur was mich gequält hat, habe ich von mir geworfen, habe mich beruhigt und liebe dich noch immer . . . nur mit einer andern Liebe.

Liebe nennst du das? . . . es ist nur Pein! sagte ich. Warum hast du mir erlaubt, in der Welt zu leben, wenn sie dir so verderblich für mich erscheint, daß du ihretwegen aufhörst mich zu lieben?

Nicht die Welt, liebe Freundin, fiel er ein.

Warum hast du nicht Gewalt gebraucht? fuhr ich fort; warum mich nicht gebunden, nicht getödtet? . . das wäre besser für mich, als Alles zu verlieren, was mein Glück war . . . Mir wäre wohl . . . ich hätte mich nicht zu schämen . . .

Ich schluchzte wieder und verhüllte das Gesicht.

In diesem Augenblick kamen Katja und Sonja sprechend und lachend auf die Terrasse, aber als sie uns erblickten, verstummten sie und gingen schnell wieder fort.

Wir schwiegen Beide, als sie gegangen waren; ich hatte mich ausgeweint, und es wurde mir leichter zu Muth.

Ich sah ihn an; er erhob den Kopf, den er auf die Hand gestützt hatte, und wollte mir etwas auf meinen Blick antworten; aber er athmete nur schwer auf und ließ den Kopf wieder sinken.

Ich trat neben ihn und faßte seine Hand. Sein Blick wendete sich mir nachdenklich zu.

Ja, sagte er, als ob er einen Gedanken verfolgte; wir Alle — besonders ihr Frauen — müssen erst die ganze Thorheit des Lebens durchmachen, um uns in das eigentliche Leben zurück zu finden. Einem Andern zu glauben sind wir nicht im Stande. Du hattest damals jene reizende und geliebte Thorheit, welche ich in dir bewunderte, noch längst nicht ausgelebt; ich überließ es dir, sie auszukosten, und fühlte, daß ich kein Recht hatte, dich zu fesseln, weil für mich die Zeit der Thorheit längst vorüber war.

Aber wie konntest du, wenn du mich liebtest, mit mir zusammen sein und mir erlauben, in dieser Thorheit zu leben? fragte ich.

Weil du nicht im Stande gewesen wärest mir zu glauben, auch wenn du gewollt hättest. Du mußtest selbst Erfahrung sammeln . . . das hast du gethan.

Und du hast nachgedacht, viel nachgedacht und wenig geliebt, sagte ich.

Wir schwiegen wieder.

Was du eben gesagt hast, ist grausam, aber es ist wahr, antwortete er dann, indem er aufstand und auf der Terrasse hin und her ging. Ja, es ist wahr

. . . ich bin Schuld! fügte er hinzu und blieb vor mir stehen. Entweder mußte ich mir nicht erlauben dich zu lieben, oder einfacher lieben . . . Ja!

Laß uns das Alles vergessen, sagte ich schüchtern.

Nein, was vergangen ist, kommt nicht wieder . . . das kommt niemals wieder! antwortete er, und seine Stimme wurde weicher.

Es ist schon wieder gekommen, sagte ich, und legte die Hand auf seine Schulter.

Er ergriff meine Hand und drückte sie.

Nein, ich sagte nicht die Wahrheit, als ich behauptete, daß ich das Vergangene nicht beklage . . . Nein, ich beklage jene vergangene Liebe, die nicht mehr ist und nicht mehr sein kann . . . und weine um sie, daß sie nicht mehr ist! Wer die Schuld trägt, weiß ich nicht. Es ist uns eine Liebe geblieben, aber nicht dieselbe . . . ihre Stelle ist geblieben, sie aber siecht in Krankheit dahin; sie besitzt nicht mehr die Kraft und Frische von ehemals. Erinnerung ist geblieben, Dankbarkeit, aber . . .

Sprich nicht so, unterbrach ich ihn. Laß Alles wieder sein wie früher . . . Es kann ja sein, nicht wahr? fragte ich und sah ihm in die Augen. Aber seine Augen waren klar und blickten ruhig ohne jeden Rückhalt in die meinigen.

Schon während ich sprach, fühlte ich, daß, was ich wünschte und von ihm erbat, unmöglich war. Er lächelte mit einem ruhigen, sanften und, wie es mir schien, greisenhaften Lächeln.

Wie jung du noch bist . . . und wie alt ich bin! sagte er; was du suchst, ist nicht mehr in mir . . . wir wollen uns nicht mehr betrügen, fügte er hinzu und lächelte noch immer in derselben Weise.

Ich stellte mich schweigend neben ihn, und mein Herz wurde ruhiger.

Wir wollen nicht versuchen, das frühere Leben zu wiederholen, fuhr er fort; wollen uns nicht selbst belügen! Gott sei Dank, daß die alte Unruhe, die alten Aufregungen vorüber sind. Wir haben uns nicht mehr aufzuregen; haben nichts mehr zu suchen . . . wir haben gefunden, und es ist Glück genug auf unsern Theil gefallen. Jetzt müssen wir uns bestreben, diesem den Weg zu bahnen, fügte er hinzu, indem er auf den kleinen Wanni zeigte, mit dem die Wärterin an der Terrassenthür erschien. So ist es, meine liebe Freundin! schloß er, indem er meinen Kopf an sich zog und küßte. Aber es war nicht der Kuß eines Liebenden, sondern der eines alten Freundes.

Und aus dem Garten strömte immer stärker und süßer die duftende Abendfrische herauf, immer feierlicher wurden die Töne und das Schweigen, immer häufiger zündete sich am Himmel ein Stern nach dem andern an. Ich blickte auf Sergeï, und plötzlich wurde mir leichter zu Muth. Es war, als hätte man mich von jenem kranken Seelennerv befreit, der mir so viele Schmerzen verursachte. Deutlich und klar verstand ich plötzlich, daß das Gefühl jener Zeit unwiderruflich dahin

war, wie die Zeit selbst, und daß es nicht nur unmöglich war, dasselbe zurückzurufen, sondern daß es nur noch Schmerzen und Unruhe bringen würde. Vorbei! vorbei! . . . Und war denn wirklich die Zeit so schön, die mir so glücklich erschien und die schon lange, lange dahinschwand?

Es ist Zeit, Thee zu trinken, sagte Sergeï, und wir gingen zusammen ins Zimmer. In der Thüre traf ich die Wärterin mit Wanni. Ich nahm den Kleinen auf den Arm, deckte seine nackten, rothen Füßchen zu, drückte ihn an mich und küßte ihn, indem ich ihn kaum mit den Lippen berührte. Wie im Schlafe bewegte er die Händchen mit den ausgespreizten Fingern, öffnete die trüben Aeugelchen und sah umher, als ob er Etwas suchte, oder sich auf Etwas besänne, dann blieben diese Augen auf mir ruhen; ein Funken des Bewußtseins blitzte in ihnen auf —, die vollen Lippen zogen sich zusammen und öffneten sich zu einem Lächeln. Mein, mein, mein! dachte ich, und ein Wonneschauer durchbebte meine Glieder, indem ich ihn an mich drückte. Ich mußte mich beherrschen, um ihm nicht weh zu thun, und fing an, seine kalten Füßchen, seinen Körper, seine Händchen, sein kaum mit Haaren bewachsenes Köpfchen zu küssen.

Mein Mann trat auf mich zu; ich bedeckte das Gesicht des Kindes und deckte es schnell wieder auf.

Iwan Sergeitsch, sagte er, indem er das Unterkinn des Kleinen mit dem Finger berührte. Aber ich deckte ihn rasch wieder zu; Niemand außer mir sollte ihn

lange ansehen. Dann blickte ich zu Sergeï Michailitsch auf. Seine Augen lachten, während sie in die meinigen sahen, und zum ersten Male seit langer Zeit war es mir lieb und wohlthuend, in seine Augen zu schauen.

Von diesem Tage an war mein Liebesroman mit meinem Manne zu Ende. Das alte Gefühl wurde zur theuern Erinnerung, und ein neues Gefühl der Liebe für meine Kinder und für den Vater meiner Kinder legte den Grund jenes andern, ebenfalls glücklichen, aber in ganz anderer Weise glücklichen Lebens, das ich bis zu diesem Augenblicke noch nicht zu Ende gelebt habe.

San Francesco a Ripa.

Von

Henri Beyle (de Stendhal).

(Geb. 1783, gest. 1842.)

Aus dem Französischen

von

Isolde Kurz.

Ich übertrage hier aus einer italienischen Chronik die Geschichte einer Liebschaft zwischen einer römischen Fürstin und einem Franzosen.

Es war im Jahre 1726. Die Mißbräuche des Nepotismus standen zu Rom in höchster Blüte. Nie hatte der dortige Hof einen größeren Glanz gesehen, als unter der Regierung Benedict's XIII. (Orsini), oder vielmehr seines Neffen, des Fürsten Campobasso, welcher im Namen des Papstes alle großen und kleinen Angelegenheiten leitete.

Von allen Seiten strömten die Fremden nach Rom; italienische Fürsten, spanische Granden, strotzend vom Golde der neuen Welt, kamen in Schaaren herbei. Jeder Reiche und Mächtige stand über dem Gesetze. Galanterie und Verschwendung schienen die einzige Beschäftigung der vielen Fremden und Einheimischen, die dort beisammen waren.

Die beiden Nichten des Papstes, die Gräfin Orsini und die Fürstin Campobasso, theilten sich in die Macht ihres Oheims und in die Huldigungen des Hofes. Ihre Schönheit würde sie selbst auf den niedersten Stufen der Gesellschaft bemerkbar gemacht haben. Die Orsini, wie man familärerweise in Rom sagt, war munter und

disinvolta, die Campobasso sanft und fromm; dieses weiche Gemüth war jedoch den heftigsten Leidenschaften zugänglich. Ohne erklärte Feindinnen zu sein, und obgleich die beiden Damen täglich in den Gemächern des Papstes zusammentrafen und sich häufig besuchten, waren sie doch in Allem, Schönheit, Reichthum und Einfluß, die ausgesprochensten Nebenbuhlerinnen.

Die Gräfin Orsini stand der Fürstin an Schönheit nach, dagegen war sie glänzend, leichtlebig, beweglich, intrigant. Sie hielt sich Liebhaber, die ihr so wenig am Herzen lagen, daß sie schon nach einem Tage wieder abgedankt wurden, und fand ihr Glück darin, zweihundert Personen in ihren Salons zu empfangen und als Königin unter ihnen aufzutreten. Sie machte sich gern über ihre Cousine, die Campobasso, lustig, welche, nachdem sie die Ausdauer besessen, sich drei Jahre hindurch überall mit einem spanischen Herzog zu zeigen, diesem schließlich befohlen hatte, binnen vierundzwanzig Stunden Rom zu verlassen und zwar bei Todesstrafe.

Seit dieser großartigen Abfertigung, pflegte die Orsini zu sagen, hat meine erhabene Cousine nicht mehr gelächelt. Die arme Frau siecht seit ein paar Monaten an Langerweile oder Liebeskummer hin, und ihr Mann giebt diesen Gram vor dem Papste, unserm Oheim, klugerweise für glühende Frömmigkeit aus. Diese Frömmigkeit wird sie noch einmal so weit bringen, daß sie eine Pilgerfahrt nach Spanien unternimmt.

Die Campobasso war jedoch weit entfernt, ihrem spanischen Herzog nachzuseufzen, der sie während der ganzen Dauer seiner Herrschaft tödtlich gelangweilt hatte. Wenn sie sich nach ihm gesehnt hätte, so hätte sie ihn zurückholen lassen, denn sie war einer jener natürlichen und in der Gleichgültigkeit wie in der Leidenschaft gleich naiven Charaktere, die man in Rom nicht selten findet. Obgleich sie kaum dreiundzwanzig Jahre zählte und in der vollsten Blüte der Schönheit stand, ging ihre Frömmigkeit doch so weit, daß sie sich einmal ihrem Oheim zu Füßen warf und ihn um seinen päpstlichen Segen anflehte, der, wie leider nicht hinlänglich bekannt, mit Ausnahme von zwei oder drei Todsünden von allen andern selbst ohne Beichte freispricht. Der gute Benedict XIII. weinte vor Rührung. Stehe auf, liebe Nichte, sagte er ihr, du hast meinen Segen nicht nöthig, du giltst in den Augen des Herrn mehr als ich.

Trotz der Unfehlbarkeit täuschte sich Seine Heiligkeit sowie ganz Rom in diesem Punkte. Die Campobasso war wahnsinnig verliebt, ihr Geliebter theilte ihre Leidenschaft, und dennoch fühlte sie sich sehr unglücklich. Schon seit mehreren Monaten empfing sie fast täglich den Chevalier de Sénecé, einen Neffen des Herzogs von Saint-Aignan, des damaligen Gesandten Ludwig's XV. zu Rom.

Als Sohn einer der Maitressen des Regenten Philipp von Orleans war der junge Sénecé Gegenstand der außergewöhnlichsten Gunstbezeugungen. Wie-

wohl kaum zweiundzwanzig Jahre alt, besaß er schon seit lange den Oberstengrad. In seinem Auftreten lag einige Blasirtheit, jedoch keine Anmaßung; Heiterkeit, Unbesonnenheit, Muth, Gutmüthigkeit und die Sucht, Alles zu seiner Unterhaltung auszubeuten, waren die Hauptzüge dieses seltsamen Charakters, und man konnte ihn zum Lobe der Nation ein vollkommenes Exemplar derselben nennen. Dieses Naturell hatte die Campobasso vom ersten Augenblicke an verführt.

Ich traue Ihnen nicht, sagte sie ihm, Sie sind Franzose, aber ich warne Sie im voraus: sowie man in Rom erfährt, daß ich Sie zuweilen insgeheim empfange, weiß ich, daß Sie selber es ausgeplaudert haben, und es ist mit meiner Liebe vorbei.

Während sie so mit der Liebe zu spielen meinte, wurde die Campobasso von einer rasenden Leidenschaft ergriffen. Sénecé hatte sie anfangs auch geliebt, aber ihr Verhältniß dauerte nun schon acht Monate, und die Zeit, welche in einer Italienerin die Leidenschaft verstärkt, ertödtet sie in einem Franzosen. Die Eitelkeit entschädigte den Chevalier ein wenig für seinen Ueberdruß; er hatte bereits zwei oder drei Bilder der Campobasso nach Paris geschickt; doch da er von Kindheit an auf jede Weise verhätschelt worden war, bekümmerte er sich nicht einmal viel um die Interessen der Eitelkeit, die doch sonst in den Herzen seiner Nation eine so große Rolle spielt.

Sénecé verstand den Charakter seiner Geliebten nicht im Mindesten, daher kam es, daß ihn ihre Selt-

samkeit zuweilen belustigte. Häufig mußte er die Aufwallungen und Gewissensbisse einer echten, glühenden Frömmigkeit bekämpfen, denn er hatte sie nicht zum Vergessen der Religion gebracht, wie dies in Italien bei den Frauen aus dem Volke geschieht; er hatte dieselbe vielmehr gewaltsam überwunden, und der Kampf erneute sich immer wieder.

Dieses Hinderniß, das erste, das dem vom Glücke verwöhnten jungen Manne in seinem Leben aufgestoßen war, hielt seine Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit der Campobasso gegenüber wach, ja von Zeit zu Zeit meinte er sogar, es sei seine Pflicht, sie zu lieben. Sénecé besaß nur einen einzigen Vertrauten, den Herzog von Saint-Aignan, dem er durch die Campobasso einige Dienste geleistet hatte, und der von Allem unterrichtet war. Die Wichtigkeit, die er dadurch in den Augen des Gesandten erlangte, schmeichelte seiner Eitelkeit mehr als alles Andere. Die Campobasso hingegen legte keinerlei Werth auf die hohe gesellschaftliche Stellung ihres Liebhabers. Geliebt werden oder nicht geliebt werden, das war für sie die einzige Frage. Ich opfere ihm mein ewiges Heil, sagte sie sich; er, der ein Ketzer, ein Franzose ist, kann mir nichts Gleiches opfern. Aber der Chevalier kam, und seine liebenswürdige und dabei so natürliche Heiterkeit setzte die Fürstin in Erstaunen und Entzücken. Bei seinem Anblick verschwanden alle finsteren Gedanken, Alles, was sie ihm sagen wollte, war vergessen. Dieser Zustand, der ihrer stolzen Seele so

neu war, dauerte noch lange fort, wenn Sénecé schon gegangen. Sie fand schließlich, daß sie nicht denken, nicht athmen, nicht leben konnte ohne Sénecé.

Die Mode, welche in Rom zwei Jahrhunderte lang die Spanier bevorzugt hatte, kam allmählich wieder auf die Franzosen zurück. Man begann es wieder zu würdigen, daß sie überall, wo sie hinkommen, Frohsinn und Glück verbreiten. Diesen Charakter fand man damals nur in Frankreich, und seit der Revolution von 1789 findet man ihn nirgends mehr. Nichts ist natürlicher; denn eine so beständige Heiterkeit muß sich auf Sorglosigkeit stützen, und Niemand hat heutzutage mehr eine sichere Laufbahn in Frankreich, nicht einmal der Mann von Genie, wenn es einen giebt. Zwischen Menschen wie Sénecé und dem Reste der Nation besteht eine offene Fehde. Auch das damalige Rom war weit verschieden von dem heutigen. Wer hätte zu jener Zeit geahnt, daß siebenundsechzig Jahre später das Volk, von einigen Pfaffen bestochen, den Jacobiner Basseville ermorden würde, welcher, wie er sagte, die Hauptstadt der christlichen Welt civilisiren wollte?

Sénecé gegenüber hatte die Campobasso zum ersten Male ein verwirrender Zauber erfaßt; um die unvernünftigsten Dinge konnte sie himmelhoch jauchzen oder zu Tode betrübt sein. Wenn Sénecé in diesem strengen und wahren Gemüthe einmal die Religion überwunden hatte, die der Fürstin weit, weit höher stand als die

Vernunft, so mußte sich ihre Liebe rasch zu der zügellosesten Leidenschaft entfalten.

Monsignor Ferraterra war von der Fürstin mit Auszeichnung behandelt worden und hatte ihr sein Glück zu verdanken. Wie ward ihr nun, als Ferraterra ihr ankündigte, daß Sénecé nicht nur häufiger als sonst zur Orsini ging, sondern daß die Gräfin auch um seinetwillen ihren mehrwöchentlichen erklärten Liebhaber, einen berühmten Castraten, verabschiedet hatte.

Unsere eigentliche Geschichte beginnt am Abend des Tages, wo die Campobasso die verhängnißvolle Nachricht erhalten hatte.

Sie saß unbeweglich in einem ungeheuern Lehnstuhl aus goldfarbenem Leder, neben ihr auf einem schwarzen Marmortischchen brannten zwei große silberne Lampen mit hohem Fußgestell, Meisterwerke des berühmten Benvenuto Cellini, und erhellten nur matt einen weiten Saal im Erdgeschoß des Palastes, dessen Wände mit vom Alter geschwärzten Gemälden behangen waren; denn damals war die Zeit der großen Maler schon lange vorbei.

Der Fürstin gegenüber und beinahe zu ihren Füßen hatte der junge Sénecé auf einem kleinen Stuhle aus Ebenholz mit massivem Goldzierath seine elegante Gestalt ausgestreckt. Die Fürstin betrachtete ihn unverwandt; statt ihm entgegenzufliegen und sich in seine Arme zu werfen, hatte sie seit seinem Eintritte noch kein Wort an ihn gerichtet.

Im Jahre 1726 war Paris schon die Königin des Geschmackes und der Moden. Sénecé bezog von dort durch Couriere regelmäßig Alles, was die Reize eines der schönsten Männer Frankreichs erhöhen konnte. Trotz seiner Sicherheit, so natürlich bei einem Manne von seinem Range, der seine ersten Siege unter der Leitung seines Oheims Canillac, eines berüchtigten Roué, über Schönheiten des Regentenhofes gefeiert hatte, konnte man doch leicht einige Verwirrung in Sénecé's Zügen lesen. Die schönen blonden Haare der Fürstin waren ein wenig in Unordnung gerathen, sie hielt ihre großen dunkelblauen Augen fest auf ihn gerichtet, ihr Ausdruck war zweifelhaft. Handelte es sich um eine tödtliche Rache, oder war es nur der tiefe Ernst der Leidenschaft?

Sie lieben mich also nicht mehr? sagte sie endlich mit gepreßter Stimme.

Ein langes Schweigen folgte dieser Kriegserklärung.

Es fiel der Fürstin schwer, auf die tausend liebenswürdigen Thorheiten zu verzichten, die ihr Sénecé soeben zu sagen im Begriffe stand, aber sie war zu stolz, um eine Auseinandersetzung zu verschieben. Eine Kokette ist eifersüchtig aus Eigenliebe, eine galante Frau aus Gewohnheit, aber ein Weib, das wahr und leidenschaftlich liebt, ist es im Bewußtsein ihres Rechts. Diese Blicke, die der römischen Leidenschaft eigenthümlich sind, gefielen Sénecé ungemein, er fand darin eine seltsame Innigkeit

und Unsicherheit, er sah die Seele so zu sagen in ihrer Nacktheit. Die Orsini besaß diesen Reiz nicht.

Als sich das Schweigen über Gebühr verlängerte, meinte der junge Franzose, der die verborgenen Gefühle eines italienischen Herzens schlecht zu errathen wußte, einen Ausdruck von Ruhe und Vernunft in ihren Blicken zu finden, der ihm sehr willkommen war. Ueberdies drückte ihn in diesem Augenblicke ein Kummer; als er nämlich durch die Keller und Gänge schritt, die aus einem Nachbarhause in diesen niedern Saal führten, waren an der nagelneuen Stickerei eines reizenden Anzugs, den er erst gestern Abend aus Paris erhalten hatte, einige Spinngewebe hängen geblieben; diese Spinngewebe verstimmten ihn, zudem verabscheute er dieses Insect.

Er hatte anfangs im Sinne, der Scene auszuweichen und die Vorwürfe zurückzugeben, statt sie zu beantworten; aber das Unbehagen, das er empfand, stimmte ihn ernsthaft.

Wäre dies nicht eine günstige Gelegenheit, dachte er bei sich, um sie die Wahrheit merken zu lassen? Sie stellt selbst die Frage, so ist mir schon die Hälfte der Unannehmlichkeit erspart. Ich bin überzeugt, daß ich nicht für die Liebe geschaffen bin. In meinem Leben habe ich nichts Schöneres gesehen, als diese Frau mit ihren wunderbaren Augen. Sie hat zwar schlechte Manieren, sie läßt mich durch abscheuliche Erdgeschosse ein, aber sie ist die Nichte des Herrschers, zu welchem ich vom Könige gesandt bin. Ueberdies ist sie blond in einem Lande, wo

alle Frauen brünett sind, und dies ist ein großer Vorzug. Täglich höre ich ihre Schönheit bis zum Himmel erheben, und zwar von Leuten, deren Zeugniß unverdächtig ist und die nicht auf hundert Meilen daran denken, daß sie mit dem glücklichen Besitzer so vieler Reize sprechen. Was nun gar die Macht betrifft, die ein Mann über seine Geliebte ausüben muß, so habe ich in dieser Hinsicht nicht den geringsten Zweifel. Wenn ich mir nur die Mühe gebe, ein Wort zu sprechen, so verläßt sie ihren Palast, ihre goldenen Möbel, ihren päpstlichen Onkel und folgt mir nach Frankreich tief in die Provinz, um auf einem meiner Güter eine trübselige Existenz zu führen. Ma foi, die Aussicht auf diese Hingebung bringt mich nur zu dem festen Entschlusse, sie nie von ihr zu verlangen. Die Orsini ist viel weniger hübsch; wenn sie mich liebt, so liebt sie mich nur eben ein wenig mehr als den Castraten Buttafoco, den sie gestern auf mein Geheiß fortgeschickt hat, aber sie hat guten Ton, sie weiß zu leben, man kann im Wagen zu ihr kommen. Und ich bin fest überzeugt, daß sie mir nie eine Scene machen wird; sie liebt mich nicht genug dazu.

Während dieses langen Schweigens hielt die Fürstin ihr Auge fest auf die hübsche Stirn des jungen Franzosen geheftet.

Ich werde ihn nicht wieder sehen, sagte sie zu sich selber. Und plötzlich warf sie sich in seine Arme, um jene Stirn und jene Augen, die nicht mehr wie sonst bei ihrem Anblick von Freude glänzten, mit tausend Küssen zu

bedecken. Der Chevalier ließ sogleich jeden Gedanken an einen Bruch fahren, aber die Fürstin war zu tief erregt, um ihre Eifersucht zu vergessen. Gleich darauf sah Sénecé mit Verwunderung Zornesthränen über ihre Wangen rinnen.

Was, sagte sie halblaut zu sich selber, ich würdige mich so tief herab, ihm von seiner Erkaltung zu sprechen! Ich werfe sie ihm vor und hatte mir doch geschworen, sie gar nicht zu bemerken! Und das ist noch nicht Schmach genug, ich muß auch noch der Leidenschaft weichen, die mir sein reizendes Gesicht einflößt! Elende, die ich bin! — Aber das muß aufhören.

Sie trocknete ihre Thränen und schien sich wieder ein wenig zu fassen.

Chevalier, wir müssen enden, sagte sie dann ziemlich gelassen. Sie gehen häufig zu der Gräfin. — Bei diesen Worten erblaßte sie tief. — Wenn du sie liebst, so geh meinetwegen jeden Tag zu ihr, aber komm nicht mehr hieher — Hier stockte sie unwillkürlich und wartete auf ein Wort von ihm, aber er schwieg. Dann fuhr sie mit einer heftigen Bewegung und mit zusammengebissenen Zähnen fort:

Es wäre mein Tod und der Ihre.

Diese Drohung entschied über die Ungewißheit des Chevaliers. Bisher hatte ihn der unerwartete Sturm, der plötzlich auf so viel Hingebung folgte, nur in Staunen versetzt. Jetzt brach er in Lachen aus.

Eine plötzliche Röthe übergoß die Wangen der Fürstin und färbte sie scharlachroth.

Sie erstickt vor Zorn, dachte der Chevalier, sie bekommt einen Blutsturz. Er näherte sich, um ihr das Kleid aufzuschnüren, aber sie stieß ihn mit einer Kraft und Entschlossenheit zurück, die er nicht an ihr gewohnt war. Während Sénecé sie in die Arme zu fassen versuchte, hörte er sie mit sich selber sprechen. Er trat etwas zurück, ein überflüssiges Zartgefühl, denn sie schien ihn nicht mehr zu sehen. Mit bebender Stimme sagte sie zu sich selber, wie wenn er hundert Meilen weit weg wäre:

Er beschimpft mich, er spottet meiner! Gewiß wird er bei seinem Alter und der natürlichen Indiscretion der Franzosen der Orsini alle schimpflichen Schritte erzählen, zu denen ich mich herabwürdige. — Ich bin meiner selbst nicht sicher, ich kann nicht einmal dafür stehen, daß ich seiner reizenden Erscheinung gegenüber kalt bleibe. — Hier trat ein neues Schweigen ein, das dem Chevalier sehr peinlich wurde. Endlich erhob sich die Fürstin und sprach düster: Wir müssen enden!

Sénecé, der bei ihrer Wiederversöhnung jeden Gedanken an eine ernstliche Erklärung vergessen hatte, wollte einige Scherze über ein Abenteuer, von dem damals viel in Rom die Rede war, an sie richten.

Verlassen Sie mich, Chevalier, unterbrach ihn die Fürstin, ich fühle mich nicht wohl.

Die Frau langweilt sich, dachte Sénecé, indem er eilig gehorchte, und es giebt nichts Ansteckenderes als die Langeweile. Die Fürstin folgte ihm mit den Augen bis zur Thüre. — Und ich wollte so unbesonnen über das Schicksal meines Lebens entscheiden! sagte sie mit bitterem Lächeln zu sich selber. Zum Glück haben mich seine schlecht angebrachten Scherze ernüchtert. Wie einfältig ist doch dieser Mensch! Wie kann ich nur ein Wesen lieben, das mich so wenig versteht? Er will mich mit einem Scherz unterhalten, wenn es sich um mein und sein Leben handelt! Oh, ich erkenne die dunkle Fügung, die mein Unglück beschlossen hat! Sie sprang in heftigster Erregung von ihrem Stuhle auf. Wie reizend sah er aus, als er mit mir sprach! Und ich muß zugeben, daß die Absicht des armen Chevalier liebenswürdig war. Er kennt meine unselige Gemüthsart, er wollte meinen finstern Kummer zerstreuen, statt darauf einzugehen. Liebenswürdiger Franzose! Und hab' ich denn das Glück gekannt, eh ich ihn liebte?

Nun versenkte sie sich mit Entzücken in die Betrachtung der Vollkommenheiten ihres Geliebten. Dies lenkte ihre Gedanken auf die Reize der Gräfin Orsini, sie stellte Vergleiche an zwischen sich und ihr und sah Alles im schwärzesten Lichte. Die Qualen der fürchterlichsten Eifersucht schlichen in ihr Herz. Schon seit zwei Monaten trieb sie eine düstere Ahnung umher, ihre einzigen erträglichen Augenblicke brachte sie bei dem Chevalier zu, und doch fast immer, wenn sie nicht in seinen Armen lag, behandelte sie ihn mit Schärfe und Bitterkeit.

Der Abend ging ihr unter den entsetzlichsten Martern hin. Als sie der Schmerz endlich erschöpft und gewissermaßen beruhigt hatte, kam sie auf den Gedanken, mit dem Chevalier zu sprechen.

Er hat mich zwar erzürnt gesehen, aber er weiß ja eigentlich nicht, um was es sich handelt. Vielleicht liebt er die Gräfin gar nicht. Vielleicht geht er nur zu ihr, weil ein Reisender die Gesellschaft des Landes und vor Allem die Familie des Herrschers kennen lernen muß. Wenn ich mir Sénecé vorstellen lasse, wenn er offen zu mir kommen kann, so bringt er vielleicht ganze Stunden bei mir zu, wie bei der Orsini.

Nein, rief sie plötzlich mit Wuth, ich würde mich erniedrigen, wenn ich ihm wieder entgegenkäme, er würde mich verachten, und das wäre Alles, was ich dabei gewonnen hätte. Das oberflächliche Wesen der Orsini, das ich Thörin so oft verachtet habe, ist in der That weit angenehmer als das meine, besonders in den Augen eines Franzosen. Ich bin dazu geschaffen, mich mit einem Spanier zu langweilen. Giebt es auch etwas Abgeschmackteres, als ewig ernsthaft zu sein, als ob das Leben nicht an sich schon ernst genug wäre? Was soll aus mir werden, wenn ich meinen Chevalier nicht mehr habe, der mir Lebenswärme giebt und mir das Feuer, das mir fehlt, ins Herz gießt?

Sie hatte ihre Thüre abschließen lassen, aber dieses Verbot galt nicht für Monsignor Ferraterra, welcher ihr Bericht brachte, was bis ein Uhr Morgens bei der Orsini

vorgefallen war. Der Prälat hatte bisher der Fürstin treulich in ihren Liebesintriguen gedient; seit diesem Abend zweifelte er nicht mehr, daß Sénecé bald aufs Intimste mit der Gräfin stehen würde, wenn es nicht schon jetzt so weit war.

Die Fürstin kann mir als Frömmlerin bessere Dienste leisten, denn als Weltdame, dachte er; so würde sie mir ihren Liebhaber immer noch vorziehen, und wenn eines Tages ein Römer diese Stelle einnähme, so könnte er einen Onkel besitzen, der nach dem Cardinalshut strebte. Wenn ich sie hingegen bekehre, so ist ihr Seelenrath ihren Gedanken der Nächste, und bei ihrem leidenschaftlichen Charakter, was kann ich nicht Alles durch sie von ihrem Oheim hoffen!

Hier verlor sich der ehrgeizige Prälat in die rosigsten Zukunftsbilder; er sah die Fürstin bereits vor ihrem Oheim auf den Knieen, um den rothen Hut für ihn zu erlangen. Sowie die Fürstin bekehrt war, wollte er Benedict XIII. unwiderlegliche Beweise ihrer Liebschaft mit dem jungen Sénecé hinterbringen. Der ehrliche, fromme Papst, der die Franzosen verabscheute, mußte dem Vermittler, der einer seiner Heiligkeit so mißliebigen Intrigue ein Ende machte, zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet sein. — Ferraterra gehörte dem hohen Adel von Ferrara an, er war sehr reich und schon über fünfzig Jahre alt — durch die nahe Aussicht auf den rothen Hut begeistert, that er Wunder und schlug der Fürstin gegenüber sogleich einen ganz andern Ton an. Seit Sénecé sie vernachlässigte, war

es gewagt, ihn anzugreifen, denn der Prälat, der Sénecé schlecht kannte, hielt ihn für ehrgeizig.

Der Leser würde das Gespräch zwischen der in Liebe und Eifersucht rasenden Fürstin und dem ehrgeizigen Prälaten zu lang finden. Ferraterra hatte durch eine volle Darlegung der traurigen Wahrheit den ersten Stoß geführt. Nach einem solchen Erfolg fiel es ihm nicht schwer, die Gefühle der Religion und inbrünstigen Frömmigkeit, die im Herzen der jungen Römerin nur in Schlaf gelullt waren, wieder zu erwecken.

Jede sündige Leidenschaft muß mit Unglück und Schande enden, schloß der Prälat. Es war heller Tag, als er den Palast Campobasso verließ. Er hatte von der Neubekehrten das Versprechen verlangt, Sénecé heute nicht zu empfangen. Dieses Versprechen war der Fürstin nicht schwer geworden; sie redete sich selber ein, sie habe es aus Frömmigkeit gegeben, in Wahrheit aber fürchtete sie, durch ihre Schwäche in den Augen des Chevaliers verächtlich zu erscheinen.

Ihr Entschluß hielt vor bis vier Uhr, um welche Stunde sie der Chevalier zu besuchen pflegte. Er kam in die Straße hinter dem Garten des Palastes Campobasso, sah das Signal, das die Unmöglichkeit einer Zusammenkunft anzeigte, und ging fröhlich zur Orsini.

Allmählich fühlte die Campobasso, wie sie der Wahnsinn faßte. Die seltsamsten Gedanken und Entschlüsse jagten sich in ihrem Hirn. Plötzlich eilte sie wie im Fieberwahnsinn die große Treppe ihres Palastes herunter,

stieg in den Wagen und rief dem Kutscher zu: Nach dem Palast Orsini!

Das Uebermaß ihres Unglücks trieb sie unwiderstehlich zu ihrer Cousine. Sie traf sie in einem Kreis von fünfzig Personen. Alles, was Geist oder Ehrgeiz besaß, strömte zum Palast Orsini, da man im Palast Campobasso nicht ankommen konnte. Das Erscheinen der Fürstin erregte großes Aufsehen, Alles trat ehrerbietig zur Seite. Sie geruhte jedoch nicht es zu bemerken, sie blickte auf ihre Rivalin und bewunderte sie. Jeder Vorzug ihrer Cousine war ein Dolchstoß für ihr Herz. Nach den ersten Begrüßungen setzte die Orsini, da sie die Fürstin stumm und in sich selbst versunken sah, ihre ungezwungene glänzende Conversation fort.

Ihre Heiterkeit muß den Chevalier mehr anziehen, als meine langweilige verrückte Leidenschaft, sagte sich die Campobasso.

In einem unerklärlichen Ausbruch von Bewunderung und Haß warf sie sich der Gräfin an den Hals. Sie sah nichts mehr als die Reize ihrer Cousine, aus der Nähe wie aus der Ferne schienen sie ihr gleich bewunderungswürdig. Sie verglich ihre Haare, ihren Teint, ihre Augen mit den ihrigen. Als sie mit dieser seltsamen Untersuchung fertig war, faßte sie einen Abscheu und Ekel gegen sich selber. Alles schien ihr schöner und glänzender an ihrer Rivalin.

Wie eine Marmorstatue stand die Campobasso finster und unbeweglich inmitten dieser lärmenden, wogenden

Menge. Man ging aus und ein, das verworrene Getöse belästigte und verletzte die Fürstin. Aber wie ward ihr erst, als sie plötzlich Herrn de Sénecé anmelden hörte!

Sie war gleich beim Beginn ihres Verhältnisses mit ihm übereingekommen, daß er in Gesellschaft sehr wenig mit ihr sprechen sollte, wie es einem fremden Diplomaten ansteht, der zwei oder dreimal im Monat mit der Nichte des Herrschers zusammentrifft. Sénecé grüßte sie mit der gewohnten ernsten Ehrerbietung, trat dann auf die Gräfin Orsini zu und unterhielt sich mit ihr in dem heitern, fast zutraulichen Tone, welcher gegenüber einer Frau von Geist, mit der man in täglichem Umgang steht, üblich ist. Die Campobasso war völlig zu Boden geschmettert.

Die Gräfin zeigt mir, wie ich hätte sein sollen, sagte sie sich. Das ist die Art, wie man sich geben muß, und wie ich mich doch nie geben werde. Sie ging in der äußersten Verzweiflung, deren ein Menschenherz fähig ist und beinahe mit dem Entschlusse, Gift zu nehmen. Alle Freuden die ihr Sénecé's Liebe gewährt, hätten das Uebermaß von Jammer, in dem sie diese lange Nacht zubrachte, nicht aufwiegen können. Man sollte glauben, solche römische Seelen besäßen eine Kraft und Fähigkeit zu leiden, wie sie andere Frauen gar nicht kennen.

Den nächsten Tag kam Sénecé wieder und sah das verneinende Zeichen. Wohlgemuth ging er weiter, dennoch fühlte er sich verletzt. Also hat sie mir neulich den Abschied gegeben? Ich muß sie in ihren Thränen sehen, sagte seine Eitelkeit. Er empfand eine leichte Regung

von Liebe bei dem Gedanken, daß er auf immer ein so schönes Weib, die Nichte des Papstes, verlieren sollte. Er kehrte um, drang durch die unsauberen unterirdischen Räume, die ihm so zuwider waren, und stieß die Thüre des großen Saales im Erdgeschosse auf, wo ihn die Fürstin zu empfangen pflegte.

Wie? Sie wagen hier zu erscheinen? sagte die Fürstin erstaunt.

Ihr Erstaunen ist nicht aufrichtig, dachte der junge Franzose. Sie hält sich immer nur in diesem Saale auf, wenn sie mich erwartet.

Der Chevalier faßte ihre Hand, sie zitterte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen; sie schien dem Chevalier so hübsch, daß ihn wieder etwas wie Liebe überkam. Sie dagegen vergaß alle Gelübde, die sie seit zwei Tagen dem Himmel gethan hatte, und warf sich mit überströmendem Gefühl in seine Arme.

Und dieses Glück soll von jetzt an der Orsini gehören!

Sénecé, der wie gewöhnlich ihre römische Seele mißverstand, meinte, sie wolle sich freundschaftlich von ihm trennen, in den gehörigen Formen mit ihm brechen.

Es schickt sich nicht für mich, der ich bei der königlichen Gesandtschaft attachirt bin, die Nichte des Herrschers zur Todfeindin zu haben, denn das würde sie sicher werden!

Ganz stolz auf das glückliche Ergebniß, zu welchem er zu gelangen glaubte, schickte sich Sénecé an, Vernunft zu predigen. Sie wollten den angenehmsten Verkehr

pflegen, warum sollten sie nicht Beide sehr glücklich sein? Was könne man ihm denn auch in Wahrheit vorwerfen? Die Liebe werde einer guten, zärtlichen Freundschaft weichen; er bitte inständigst um das Vorrecht, von Zeit zu Zeit am Orte ihrer Zusammenkünfte erscheinen zu dürfen, ihr Verhältniß werde auch so seinen süßen Reiz nicht entbehren.

Anfangs hatte ihn die Fürstin gar nicht verstanden; als sie ihn endlich begriff, blieb sie mit stieren Augen wie versteinert vor ihm stehen. Erst als er von dem „süßen Reiz ihres Verhältnisses“ sprach, unterbrach sie ihn mit einem Tone, der aus der tiefsten Tiefe ihrer Brust zu dringen schien.

Das heißt, sprach sie langsam, Sie finden mich nach alledem noch hübsch genug, um mich als eine Dirne zu Ihrem beliebigen Gebrauch zu betrachten.

Aber, liebe, theure Freundin, ist Ihre Ehre denn nicht gesichert? entgegnete Sénecé nun mit wirklicher Verwunderung. Wie kann es Ihnen nur einfallen, sich zu beklagen? Zum Glück hat Niemand je unser Verhältniß geahnt. Ich bin ein Mann von Ehre, ich gebe Ihnen von Neuem mein Wort, daß kein lebendes Wesen je das Glück erfahren soll, das ich genossen habe.

Auch die Orsini nicht? antwortete sie in einem kalten Tone, der den Chevalier noch in seiner Verblendung bestärkte.

Hab' ich Ihnen je die Personen genannt, die ich lieben durfte, ehe ich Ihr Sklave wurde? entgegnete er naiv.

Trotz aller Achtung für Ihr Ehrenwort werde ich mich dieser Gefahr nicht aussetzen, sagte die Fürstin mit einer entschlossenen Miene, die den jungen Franzosen allmählich doch ein wenig in Erstaunen setzte.

Leben Sie wohl, Chevalier!

Als er sich etwas ungewiß zum Gehen anschickte, rief sie ihm nach:

Komm und umarme mich noch einmal!

Sie gerieth in sichtliche Rührung, dann riß sie sich los und sagte mit festem Tone: Leben Sie wohl, Chevalier!

Die Fürstin schickte nach Ferraterra.

Ich will mich rächen, sagte sie ihm. — Der Prälat war entzückt. Sie wird sich compromittiren, sie ist auf immer in meiner Macht.

Zwei Tage später, da die Schwüle erdrückend wurde, fuhr Sénecé um Mitternacht auf den Corso, um die frische Luft zu genießen. Er fand dort die ganze Gesellschaft von Rom beisammen. Als er wieder nach seinem Wagen verlangte, konnte ihm sein Lakai vor Trunkenheit kaum antworten. Der Kutscher war verschwunden, der Lakai sagte ihm stammelnd, derselbe habe mit einem „Feinde" Streit bekommen.

Ah, mein Kutscher hat also „Feinde", sagte Sénecé lachend.

Auf dem Heimweg war er kaum zwei oder drei Straßen vom Corso entfernt, als er bemerkte, daß er verfolgt wurde. Vier bis fünf Männer blieben stehen,

wenn er stillstand, und folgten ihm, wenn er weiterging. Ich könnte ausbiegen und auf einem andern Wege den Corso wieder gewinnen, dachte Sénecé. Bah, diese Spitzbuben sind nicht der Mühe werth; ich bin ja gut bewaffnet. Er trug nämlich den bloßen Dolch in der Hand.

Unter diesen Gedanken durcheilte Sénecé mehrere abgelegene Straßen. Die Gegend wurde immer einsamer; er hörte, wie die Männer hinter ihm ihren Schritt beschleunigten. Da blickte er zufällig auf und bemerkte dicht vor sich eine kleine Kirche, die dem Orden des heil. Franciscus zugehörte und durch deren Scheiben ein auffallendes Licht strahlte. Er sprang auf die Thüre zu und klopfte heftig mit dem Griffe seines Dolches. Seine Verfolger, die noch fünfzig Schritte von ihm entfernt waren, setzten sich in eilige Bewegung. Ein Mönch öffnete die Thüre, Sénecé stürzte in die Kirche, und der Mönch schloß rasch wieder ab. Im selben Augenblicke polterten die Mörder schon mit Fußtritten gegen die Thüre.

Die Gottlosen, sagte der Mönch.

Sénecé gab ihm eine Zechine. Sie hatten es auf mich abgesehen, sagte er.

Die Kirche war von wenigstens tausend Kerzen erhellt.

Wie? ein Gottesdienst zu dieser Stunde? sagte er zu dem Mönche.

Excellenz, wir haben einen Dispens von Sr. Eminenz dem Cardinalvicar erhalten.

Die ganze enge Vorhalle der kleinen Kirche von San Francesco a Ripa war von einem prachtvollen Katafalk eingenommen, man sang die Todtenmesse.

Wer ist denn gestorben? Ein Fürst? fragte Sénecé.

Vermuthlich, antwortete der Priester, denn man hat es an nichts fehlen lassen. Aber das Alles heißt Silber und Kerzen verschwendet, denn der Herr Dechant hat uns gesagt, der Verstorbene sei unbußfertig hingefahren.

Sénecé näherte sich; er sah Wappenschilder von französischer Form; dies vermehrte seine Neugier; er trat ganz nah hinzu und erkannte sein eigenes Wappen! Der Katafalk trug eine lateinische Inschrift:

Nobilis homo Johannes Norbertus Senece eques decessit Romae.

S. Erlaucht Chevalier Jean Norbert de Sénecé gestorben zu Rom.

Ich bin der erste Mensch, dachte Sénecé, der die Ehre hat, seinem eigenen Leichenbegängniß beizuwohnen. — Nur Kaiser Karl V. hat sich dieses Vergnügen gemacht. — Aber der Aufenthalt in dieser Kirche bekommt mir nicht gut.

Er gab dem Sacristan eine zweite Zechine. Mein Vater, sagte er, laßt mich zu einer Hinterthüre aus Eurem Kloster hinausschlüpfen.

Sehr gern, antwortete der Mönch.

Kaum war Sénecé, mit einer Pistole in jeder Hand, auf der Straße, als er aus Leibeskräften zu rennen anhub. Bald hörte er wieder Verfolger hinter sich. Als

er bei seinem Hause ankam, sah er, daß die Thüre verschlossen war und ein Mann davorstand.

Jetzt muß der Kampf anfangen, dachte der junge Franzose. Er schickte sich eben an, den Mann mit einem Pistolenschuß niederzustrecken, als er seinen Kammerdiener ihn ihm erkannte. — Die Thüre auf! rief er ihm zu.

Sie war offen, Beide stürzten hinein und verschlossen sie eilig.

Ach, Herr, ich habe Sie überall gesucht, es sind schlimme Dinge vorgefallen. Der arme Jean, Ihr Kutscher, ist mit Messerstichen getödtet worden. Die Leute, die ihn erstachen, stießen die ärgsten Drohungen gegen Sie aus. Herr, man will Ihnen ans Leben! —

Während der Kammerdiener noch sprach, kamen aus einem Fenster, das auf den Garten ging, acht Flintenschüsse zumal und streckten Sénecé todt neben seinem Kammerdiener nieder. Jeder war von mehr als zwanzig Kugeln durchbohrt.

Zwei Jahre später galt die Fürstin Campobasso in ganz Rom als Muster der höchsten Frömmigkeit, und Monsignor Ferraterra war schon lange Cardinal.

Das Glück von Roaring Camp.

Von

Bret Harte.

(Geb. 1839.)

Aus dem Englischen

von

Auguste Scheibe.

Roaring Camp befand sich in großer Aufregung. Eine Schlägerei konnte nicht die Veranlassung sein, denn dies Vorkommniß gehörte im Jahre 1850 so wenig zu den Seltenheiten, daß darum schwerlich die ganze Niederlassung zusammengelaufen wäre. Und nicht allein die Gruben und Arbeitsplätze waren verlassen, auch die Spieler aus Tuttel's Trinkstube waren herbeigekommen, Leute, die bekanntlich selbst damals ruhig weiter gespielt hatten, als French Pete und Kanaka Joe einander über den Schenktisch des Vorderzimmers todtschossen. Die ganze Ansiedelung war vor einer roh aufgezimmerten Hütte am äußersten Ende der Lichtung versammelt. Das Gespräch wurde in gedämpftem Tone geführt, und man hörte oft den Namen einer Frau wiederholen; einen im Lager nur zu gut bekannten Namen: „Cherokesen-Saly."

Vielleicht ist es am besten, von ihr so wenig als möglich zu sprechen. Sie war ein ungebildetes und, wie wir fürchten, ein sehr sündiges Weib. Zur Zeit aber war sie die einzige Frau in Roaring Camp und befand sich gerade jetzt in einer Lage, in der sie des Beistandes Einer ihres Geschlechts recht dringend bedurft hätte. Ausschweifend, verderbt und unverbesserlich erlitt sie jetzt ein Märtyrthum, das, selbst umgeben von mitfühlender

Weiblichkeit, schwer genug zu tragen, in solcher Einsamkeit aber geradezu schrecklich ist. Der erste Fluch, der das Menschengeschlecht traf, wiederholte sich an ihr, indem ihre schwerste Stunde sie in einer Verlassenheit fand, welche die Strafe für den ersten Sündenfall so furchtbar gemacht haben muß. Vielleicht war es ein Theil ihrer Buße, daß „Cherokesen-Saly“ in dem Augenblicke, wo sie des Mitgefühls, der Sorgfalt und Theilnahme einer Frau mehr als je bedurfte, nur den halb verächtlichen Gesichtern ihrer männlichen Genossen begegnete. Dennoch zeigten sich einige der Anwesenden von ihren Leiden gerührt. Sandy Tipton meinte: „es sei doch hart für die arme Saly“, und vergaß in dem Mitleid mit ihrer Lage für einen Augenblick sogar den Umstand daß er ein Aß und zwei Buben im Aermel seiner Jacke trug.

Demnach mußte das, was in Roaring Camp vorging, etwas ganz Neues sein. Der Tod war kein ungewöhnlicher Gast im Lager, aber die Geburt eines Menschen war hier noch nicht vorgekommen. Schon Mancher hatte den Platz für immer und ohne die Möglichkeit der Wiederkehr verlassen, daß aber Einer ab initio hier eingeführt wurde, geschah zum ersten Male, und das erklärte die Aufregung.

Geh du hinein, Stumpy, sagte einer der angesehensten Männer der Ansiedelung, welcher unter dem Namen „Kentuck“ bekannt war, zu dem ihm Nächststehenden. Geh hinein und sieh zu, was du thun kannst. Du hast ja Erfahrung in solchen Sachen.

Vielleicht war die Wahl keine ganz ungeschickte, denn Stumpy sollte, wie das Gerücht ging, unter andern Himmelsstrichen gleichzeitig Oberhaupt zweier Familien gewesen sein, und in der That verdankte Roaring Camp — ein Asyl für Flüchtlinge jeder Art — die Gesellschaft Stumpy's solcher kleinen formellen Unregelmäßigkeit. Die versammelte Menge billigte denn auch die auf Stumpy gefallene Wahl, und er war klug genug, sich dem allgemeinen Beschlusse zu fügen. Die Thür der Hütte schloß sich hinter dem extemporirten Geburtshelfer, und Roaring Camp setzte sich draußen nieder, rauchte seine Pfeife und erwartete das Weitere.

Die Versammlung mochte etwa hundert Köpfe zählen. Einige der Männer hatten sich vor dem rächenden Arm der Gerechtigkeit hieher geflüchtet, die meisten waren Frevler gegen das Gesetz, Alle aber zeigten ein sorgloses, unbekümmertes Gesicht. Ueberhaupt deutete in ihrer äußern Erscheinung nichts auf ihr vergangenes Leben oder ihren Charakter. Der größte Taugenichts unter ihnen hatte einen Raphaelkopf, umgeben von der üppigsten Fülle blonder Locken; Oakhurst, ein professioneller Spieler, sah so melancholisch aus und so tief in sich versunken, wie ein Hamlet; der kaltblütigste und verwegenste der Männer war kaum fünf Fuß hoch, hatte eine sanfte Stimme und verlegene, schüchterne Manieren. Die Benennung „Wilde“ schien, soweit es ihre äußere Erscheinung betraf, mehr ein Name, als eine Bezeichnung. Vielleicht war das Lager in Bezug auf untergeordnete

Kleinigkeiten, wie Finger, Ohren, Zähne u. s. w. nicht ganz complet, aber diese geringen Mängel thaten seiner Kraft im Allgemeinen keinen Eintrag. Der stärkste Mann besaß nur drei Finger an seiner rechten Hand, und der beste Schütze hatte nur ein Auge.

Das war die körperliche Beschaffenheit der rings um die Hütte versammelten Männer. Roaring Camp lag in einem dreieckigen Thale zwischen zwei Bergen und einem Flusse. Ein steiler Pfad, welcher über den Berg gegenüber der Hütte hinlief und jetzt eben hell vom Monde beschienen wurde, bildete den einzigen Ausgang. Das leidende Weib hätte von seinem harten Schmerzenslager aus den Pfad sehen können — hätte sehen können, wie er sich gleich einem silbernen Bande hinaufschlängelte, bis er sich in den Sternen zu verlieren schien.

Ein Feuer von trocknen Tannenzweigen trug zur Behaglichkeit der Versammlung bei, und nach und nach machte sich die natürliche Leichtlebigkeit von Roaring Camp wieder geltend. Wetten über Verlauf und Resultat des sich eben vollziehenden Ereignisses wurden abgeschlossen. Drei gegen Fünf, daß Saly durchkommen und das Kind am Leben bleiben würde; daneben Wetten über Geschlecht und Aussehen des neuen Ankömmlings, bis die lebhafte Discussion plötzlich durch einen Ausruf gestört wurde. Er ging von denen aus, die der Hütte am nächsten waren, und das Lager verstummte, um zu lauschen. Durch das Wehen und Rauschen der Tannen, das Brausen des Wassers und das Knistern des Feuers tönte ein durch-

dringender, klagender Laut, — ein Schrei, wie man ihn nie zuvor in der Ansiedelung gehört hatte. Die Tannen und das Wasser hörten auf zu rauschen und das Feuer zu knistern. Es schien, als hielte die Natur selbst einen Moment den Athem an, um zu horchen.

Das Lager stand sofort auf den Füßen wie ein Mann, Jemand machte den Vorschlag, ein Fäßchen Pulver explodiren zu lassen. Aber in Rücksicht auf den Zustand der Mutter gewann besserer Rath die Oberhand, und man begnügte sich damit, einige Revolver abzufeuern, denn mit „Cherokesen-Saly" ging es — entweder in Folge unzureichender ärztlicher Hülfeleistung, oder aus irgend einem andern Grunde — schnell zu Ende. Nach Ablauf einer Stunde hatte sie den steilen Pfad erklommen, der zu den Sternen führt, und Roaring Camp mit aller seiner Sünde und Schmach lag für immer hinter ihr. Daß die Nachricht den Männern großen Kummer bereitet hätte, glaube ich nicht. Sie regte wohl Keinen zu anderen Gedanken an, als zu solchen, die sich auf das nunmehrige Schicksal des Kindes bezogen.

Kann es unter diesen Umständen am Leben bleiben? fragte man Stumpy. Die Antwort lautete zweifelhaft. Das einzige im Lager befindliche Geschöpf vom Geschlecht Saly's, gleichfalls in mütterlichen Verhältnissen, war eine Eselin, und trotz einiger am Gelingen zweifelnder Stimmen beschloß man, das Experiment mit ihr zu versuchen. War es doch offenbar weniger problematisch als das Ver-

fahren mit Romulus und Remus; warum sollte es nicht denselben Erfolg verheißen?

Nachdem diese Einzelnheiten beschlossen und ins Werk gesetzt waren, worüber etwa eine zweite Stunde verging, öffnete sich die Thür, und die Männer, die sich in langer Reihe hinter einander aufgestellt hatten, traten mit neugierigen und gespannten Gesichtern einzeln in die Hütte. Neben dem niedrigen Lager oder Brett, auf welchem die Gestalt der Mutter, mit einem Leinentuche bedeckt, ausgestreckt lag, stand ein Tisch von Tannenholz. Auf diesen Tisch hatte man eine ehemalige Lichterkiste gesetzt, und darin lag in scharlachrothen Flanell gewickelt, der neue Ankö nmling. Zur Seite der Kiste stand ein Hut, dessen Zweck nicht lange in Zweifel blieb.

Die Gentlemen, sagte Stumpy mit einem wunderlichen Gemisch von Würde und seinem Amte entsprechender Höflichkeit, die Gentlemen werden gebeten, durch die Vorderthür einzutreten, um den Tisch herum zu gehen und sich durch die Hinterthür wieder zu entfernen. Diejenigen, welche für die Waise etwas zu thun wünschen, finden einen Hut bereit stehen.

Der Mann, welcher zuerst eintrat, that es mit bedecktem Kopfe; als er sich indessen umsah, entblößte er sein Haupt und gab so, ganz unbewußt, den Folgenden das Beispiel. Unter Menschen, wie diese, wirkt das Gute wie das Böse ansteckend. Als die Prozession vorüber zog, wurden Bemerkungen gemacht und Urtheile ausgesprochen,

die sich wohl zunächst an Stumpy in seiner Eigenschaft als Schausteller richteten.

Ist er das? — Ein ungeheuer winziges Ding! — kein bischen Farbe! — Nicht größer als ein Taschen-revolver!

Nicht weniger charakteristisch, als diese Bemerkungen, waren die eingehenden Gaben. Eine silberne Schnupf-tabaksdose; eine Dublone; ein mit Silber ausgelegter Schiffs-Revolver; eine Goldprobe; ein sehr schön gesticktes Damentaschentuch (von Oakhurst, dem Spieler); eine Diamant-Busennadel; ein Diamant-Ring (vom Geber mit der Bemerkung begleitet, er habe die Nadel gesehen und sei um zwei Diamanten höher gegangen); eine Schleuder; eine Bibel (Geber unbekannt geblieben); ein goldener Sporn; ein silberner Theelöffel (dessen eingravirte Initialen, wie ich leider gestehen muß, nicht die des Gebers waren); eine chirurgische Scheere; eine Lanzette, eine englische Banknote von fünf Pfund und gegen zweihundert Pfund in einzelnen Gold- und Silbermünzen.

Während dieses Vorüberziehens bewahrte Stumpy ein eben so tiefes Schweigen, wie die Todte zu seiner Linken, und einen ebenso unzerstörbaren Ernst, wie der Neugeborene zu seiner Rechten. Nur ein einziger Zwischenfall unterbrach die Monotonie der seltsamen Prozession. Als Kentuck sich neugierig über die kleine Kiste beugte, drehte sich das Kind um, ergriff in einem Anfalle von Krampf seinen Finger und hielt ihn einen Augenblick fest.

Kentuck sah sehr einfältig und verlegen aus, und auf seinen wettergebräunten Wangen zeigte sich etwas, wie ein Erröthen.

Der verd — kleine Bengel! sagte er, nachdem er seinen Finger vielleicht mit mehr Schonung und Zartheit, als er sich selbst zugetraut, wieder frei gemacht.

Dabei hielt er den Finger, beim Hinausgehen, etwas von den andern ab und besah ihn aufmerksam. Diese Besichtigung rief dieselbe originelle Bemerkung in Bezug auf das Kind noch einmal hervor; ja es schien Kentuck zu freuen, daß er sie wiederholen konnte.

Er packte meinen Finger, sagte er, denselben emporhaltend, der verd — kleine Bengel!

Es war vier Uhr Morgens, ehe Roaring Camp zur Ruhe kam. In der Hütte, wo die Wächter saßen, brannte Licht. Stumpy ging diese Nacht nicht zu Bett und ebenso wenig Kentuck. Letzterer befriedigte seinen Durst in ausgiebigster Weise und erzählte mit großem Behagen, was sich zugetragen, immer mit derselben charakteristischen Verwünschung des Neugebornen endigend. Es schien als wolle er sich dadurch vor dem ungerechten Verdacht der Sentimentalität schützen, denn Kentuck besaß die Schwäche des starken Geschlechts. Als Alle zu Bett waren, spazierte er, nachdenklich pfeifend, zum Flusse hinab, wandte sich dann zu den Gruben hinauf und schlenderte — immer mit derselben demonstrativen Sorglosigkeit pfeifend — an der Hütte vorüber. Bei einem großen Rothholzbaume blieb er stehen, kehrte um

und ging noch einmal an der Hütte vorüber. Auf halbem Wege zum Flusse blieb er abermals stehen, kehrte dann abermals um und klopfte an die Thür. Stumpy öffnete.

Wie geht es? fragte Kentuck, an ihm vorüber nach der Lichterkiste blickend.

Alles in Ordnung, entgegnete Stumpy.

Nichts passirt?

Gar nichts.

Nun trat eine verlegene Pause ein. Dann nahm Kentuck Zuflucht zu seinem Finger, den er Stumpy hinhielt.

Er packte ihn, der verd— kleine Bengel! sagte er. Dann zog er sich zurück.

Am nächsten Tage wurde der Cherokesen-Saly ein Begräbniß zu Theil, wie Roaring Camp es bieten konnte, und nachdem man sie am Fuße des Berges zur Erde bestattet, blieb die Ansiedelung beisammen, um zu berathen, was mit ihrem Kinde werden solle. Einstimmig und enthusiastisch wurde der Entschluß gefaßt, dasselbe zu adoptiren. Nur über die Art und Weise seiner Erhaltung und Erziehung entspann sich eine lebhafte Debatte, aber es war merkwürdig, wie fern alle vorgebrachten Argumente von jener heftigen persönlichen Anzüglichkeit blieben, mit welcher sonst Meinungsverschiedenheiten in Roaring Camp ausgefochten zu werden pflegten.

Tipton schlug vor, das Kind nach Red Dog, einer vierzig Meilen entfernten Niederlassung, zu senden, wo ihm weibliche Pflege zu Theil werden konnte; aber der Vor-

schlag stieß auf heftigen und allgemeinen Widerspruch. Es war sicher, daß zur Zeit kein Plan, welcher auf eine Trennung von dem Knaben hinauslief, bei den Männern Anklang finden würde. Außerdem, sagte Tom Ryder, würden die Burschen von Red Dog den Jungen vertauschen und uns irgend 'nen andern dafür unterschieben.

In Roaring Camp herrschte, wie überall, ein gründliches Mißtrauen in die Ehrlichkeit anderer Niederlassungen.

Auch die Herbeischaffung einer Amme und weiblichen Pflegerin stieß auf Widerspruch. Man führte an, daß keine anständige Person sich herbeilassen würde, Roaring Camp zu ihrem Aufenthalte zu wählen, und von der andern Sorte wollen wir keine wieder haben, fügte der Redner hinzu. Diese rücksichtslose Anspielung auf die hingeschiedene Mutter des Kindes, so hart sie auch erscheinen mochte, war die erste Regung des Schicklichkeitsgefühls, das erste Symptom einer Wiedergeburt des Lagers.

Stumpy sagte gar nichts. Vielleicht hinderte ihn ein gewisses Zartgefühl, über die Wahl eines Nachfolgers in seinem Amte mitzureden. Als man ihn aber geradezu fragte, erklärte er mit Bestimmtheit, daß er und „Jinny" — die vorerwähnte Eselin — vollkommen ausreichend wären, das Kind aufzuziehen. Es war etwas Originelles, Unabhängiges und Heroisches in dem Plane, das der Ansiedelung zusagte. Stumpy behielt sein Amt, und man schickte nach Sacramento, um verschiedene nothwendige Einkäufe machen zu lassen.

Und wohlverstanden, sagte der Schatzmeister zu dem

Boten, als er einen Beutel mit Goldstaub in seine Hände legte, wohlverstanden, daß Ihr vom Besten bringt, was zu haben ist. Spitzen wißt Ihr, und Filigranarbeit und Kräuschen . . . auf die Kosten kommt's nicht an.

Und so seltsam es klingen mag, das Kind gedieh. Vielleicht ersetzte das wundervolle Klima, was ihm etwa an materieller Pflege abging. Die Natur nahm die arme Waise an ihre unerschöpfliche Brust. Die köstliche Luft in den Vorbergen der Sierra Nevada, eine Luft, welche, von balsamischen Düften erfüllt, bei jedem Athemzuge Erfrischung und Stärkung bietet, war dem Knaben Speise und Trank, oder wandelte wenigstens die Eselsmilch sehr glücklich in Blut und Leben um. Stumpy war der Meinung, daß die Milch und die gute Pflege Alles allein thue.

Ich und der Esel sind ihm Vater und Mutter, pflegte er zu sagen und setzte dann wohl das hülflose vor ihm liegende Bündel anredend hinzu: deßhalb darfst du uns auch niemals verlassen, hörst du?

Endlich, als das Kind etwa einen Monat alt war, machte sich die Nothwendigkeit fühlbar, ihm einen Namen zu geben. Bis dahin hatte man es nur „das Schäfchen", „Stumpy's Jungen", in Anspielung auf seine vocalen Leistungen „den Schreihals" oder wohl auch mit Kentuck's Lieblingsausdruck: „den verd— kleinen Bengel" genannt. Aber alle diese Namen erwiesen sich auf die Länge doch als zu unbestimmt und ungenügend und mußten schließlich einem Einflusse noch anderer Art weichen. Spieler

und Glücksritter sind gewöhnlich abergläubisch, und eines Tages erklärte Oakhurst, der Knabe habe der Ansiedelung ohne Frage Glück gebracht. Es ließ sich auch nicht bestreiten, daß die Unternehmungen der Männer in letzter Zeit vom besten Erfolg gekrönt gewesen, und so entschied man sich für den Namen „Glück", welchem man zur größeren Bequemlichkeit noch „Tommy" beifügte. Auf die Mutter nahm man keine Rücksicht, und der Vater war unbekannt.

Es ist am besten für ihn, mit einem ganz neuen Spiel Karten anzufangen, sagte der philosophische Oakhurst. Nennt ihn „Glück" und gebt ihm gute Trümpfe in die Hand.

Man setzte nun einen Tag für die Taufe fest. Was diese Ceremonie zu bedeuten hatte, wird sich der Leser, der von dem Leichtsinn und der Gottlosigkeit in Roaring Camp einen Begriff gewonnen, wohl denken können. Zum Ceremonienmeister wurde ein gewisser „Boston" gewählt, ein bekannter Witzbold, denn die Gelegenheit schien recht eigentlich für Scherze und Schwänke gemacht. Der erfinderische Spaßvogel hatte zwei Tage darauf verwendet, eine mit localen Anspielungen stark gewürzte Travestie der kirchlichen Handlung vorzubereiten. Ein Chorgesang war einstudirt, und Sandy Tipton sollte Pathenstelle versehen. Aber als der Zug mit Musik und flatternden Fahnen auf dem Festplatze unter den Bäumen angelangt war, und man das Kind auf einem dort errichteten carikirten Altar niedergelegt hatte, trat Stumpy vor die erwartungsvolle Menge.

Es ist nicht meine Sache, einen Spaß zu verderben, Jungens, sagte der kleine Mann unerschrocken, im Kreise umherblickend, aber es will mir scheinen, als wäre die Sache nicht recht in der Ordnung. Begehen wir nicht ein Unrecht an dem Kinde hier, wenn wir uns einen Spaß mit ihm machen, den es noch nicht verstehen kann? Und wenn Einer aus unsrer Mitte ihn über die Taufe halten soll, so möchte ich wohl den Mann sehen, der ein besseres Recht dazu hätte, als ich!

Tiefe Stille folgte auf Stumpy's Rede, zum Lobe aller Humoristen müssen wir indessen gestehen, daß der Erste, welcher die Richtigkeit des Gesagten anerkannte, der Witzbold war, dem man den Spaß verdarb.

Aber, fuhr Stumpy seinen Vortheil verfolgend fort, wir sind zu einer Taufe hierhergekommen, und die wollen wir auch haben. So nenne ich dich denn Thomas Glück, nach den Gesetzen der vereinigten Staaten und des Staates Californien, so wahr mir Gott helfe!

Es war das erste Mal, daß der Name Gottes in der Ansiedelung anders, als zum Zwecke der Profanation ausgesprochen wurde. Die Form des Taufaktes war vielleicht noch lächerlicher, als der Spaßmacher sie beabsichtigt hatte, aber seltsam genug, Niemand bemerkte es, und Niemand lachte. Tommy war so ernstlich und feierlich getauft, wie er nur unter einem christlichen Dache hätte getauft werden können, und er schrie dabei in derselben rechtgläubigen Weise und wurde ebenso beruhigt.

So begann die Wiedergeburt von Roaring Camp. Fast unmerklich vollzog sich eine Umwandlung in dem Lager. Zuerst zeigte die Hütte, welche man für Tommy Glück, oder wie man ihn öfter nannte: „das Glück“ bestimmt hatte, Spuren dieser Veränderung. Sie wurde äußerst sauber und reinlich gehalten; später wurde sie mit einem Fußboden versehen, mit Brettern verkleidet und tapezirt. Die Wiege von Rosenholz, welche man achtzig Meilen weit auf dem Rücken eines Maulthieres herbeigeschafft, hatte, nach Stumpy's Art sich auszudrücken, die übrige Ausstattung der Hütte geradezu „todt gemacht“, und eine neue Einrichtung war nothwendig geworden. Die Männer, welche dann und wann bei Stumpy vorzusprechen pflegten, um zu sehen, wie es „dem Glück“ gehe und was es für Fortschritte mache, schienen die Verbesserung mit Wohlgefallen zu betrachten und so sah sich der Rivale des Hauses, Tuttel's Trinkstube, aus bloßem Selbsterhaltungstriebe gezwungen, eine Anstrengung zu machen und ebenfalls einen Teppich, sowie einen Spiegel anzuschaffen. Der Letztere, welcher die äußere Erscheinung der Bürger von Roaring-Camp wiedergab, trug dazu bei, sie mehr an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen.

Außerdem legte Stumpy Denen, welche nach der Ehre und dem Vorrecht strebten, „das Glück“ auf ihre Arme nehmen und umhertragen zu dürfen, eine Art von Quarantaine auf. Kentuck, der — mit der Sorglosigkeit einer großen Natur und unter dem Einflusse

seines Lebens an den Grenzen der Civilisation — angefangen hatte, seine Kleidung wie eine zweite Haut zu betrachten, die er, wie die Schlange, erst dann wechselte, wenn sie von selbst abfiel, empfand es als harte Kränkung, daß man ihm dies Recht aus gewissen Gründen der Vorsicht entzog. Und so stark war bereits der Einfluß der Neuerungen, daß er von Stunde an jeden Nachmittag in einem frisch gewaschenen Hemd und mit einem Gesicht erschien, das vor Reinlichkeit glänzte.

Und auch die moralischen und socialen Gesundheitsregeln wurden nicht verabsäumt. Tommy, dessen Existenz, wie man annahm, in einem fortgesetzten Versuch zu schlafen verlief, durfte durch keinen Lärm gestört werden. Das Schreien und Toben, welches der Ansiedelung zu ihrem nicht eben wohlklingenden Namen verholfen hatte, durfte sich in der Nähe von Stumpy's Hütte nicht hören lassen. Die Männer unterhielten sich dort nur flüsternd, oder rauchten ihre Pfeife mit der Ernsthaftigkeit von Indianern. Flüche und Gotteslästerungen wurden, nach stillschweigender Uebereinkunft, in der geheiligten Nähe nicht ausgestoßen, ja die ganze Ansiedelung gab es auf, sich gewisser landläufiger und beliebter Redensarten, wie z. B. „Verdammtes Glück!" oder „Der Teufel hole das Glück!" ferner zu bedienen, weil diese jetzt eine andere, persönliche Bedeutung hatten.

Gesang war nicht verboten, denn man nahm an, daß ihm eine gewisse beruhigende und sänftigende Wirkung inne wohne, und ein Lied, welches „Marine Jack" —

ein englischer Seemann aus Ihrer Majestät australischen Colonien — zu singen pflegte, hatte es sogar, als eine Art Wiegenlied, zu großer Beliebtheit gebracht. Es war eine düstere Ballade, in welcher die Heldenthaten der Fregatte „Arethusa" in gedämpftem Moll besungen wurden. Jede Strophe endete mit einem langgedehnten leise verhallenden „am Bo—o—o—o—rd der Arethusa." Es war ein hübsches Bild, Jack zu sehen, welcher Tommy Glück in den Armen hielt, ihn hin und her schaukelte, als befinde er sich auf schwankendem Schiffe, und dazu das Seemannslied sang. War es nun dies eigenthümliche Schaukeln, oder die Länge des Gesanges — er hatte neunzig Strophen und wurde stets gewissenhaft zu Ende gesungen — genug, das Schlummerlied verfehlte fast nie den beabsichtigten Zweck. Dabei lagen die Männer im sanften Sommerdämmerlicht lang ausgestreckt unter den Bäumen, rauchten ihre Pfeifen und stillten ihren Durst bei den melodischen Tönen. Die ganze Ansiedelung war von einer unbestimmten Empfindung stillen Glückes, von einer Art idyllischen Behagens durchdrungen. „Wie 'errlich," sagte der ehemalige Londoner Stutzer Simmons, indem er sich nachdenklich auf den Ellbogen stützte, „ganz 'immlisch!" Er fühlte sich nach Greenwich zurückversetzt.

Während der langen Sommertage wurde „das Glück" gewöhnlich mit nach den Minen genommen, in welchen Roaring Camp seine goldenen Schätze grub. Dort pflegte der Knabe unter einem über Tannenzweigen

ausgebreiteten Tuche zu liegen, während die Männer unten in den Gruben arbeiteten. Dann machte man den Versuch, diese Art von Laube mit Blumen und wohlriechenden Sträuchern zu umgeben, und gewöhnlich brachte Einer oder der Andere dem Knaben einen Strauß von wilden Azaleen, Jelängerjelieber, oder den bunten schmetterlingsartigen Blüten der Mariposas. Sie hatten plötzlich entdeckt, daß in diesen Kleinigkeiten, die sie so lange achtlos unter die Füße getreten, ein Werth, eine schöne Bedeutung liege. Ein Stück Glimmer oder buntfarbigen Quarzes, ein glänzender Kiesel aus dem Flußbett erschienen in ihren jetzt für solche Dinge offenen Augen als etwas Schönes und wurden jedenfalls für „das Glück“ bei Seite gelegt. Es war erstaunlich, wie reich sich Wald und Berg an Schätzen erwiesen, die Tommy brauchen konnte. So, umgeben von Spielsachen, wie sie nie ein Kind, außer etwa im Feenlande, besessen, ist wohl zu hoffen, daß Tommy zufrieden war. Er schien auch vollkommen glücklich, obwohl ein kindlicher Ernst über seinem ganzen Wesen lag und seine grauen, runden Augen einen gewissen nachdenklichen Blick hatten, der Stumpy zuweilen bekümmerte. Der Knabe war immer lenksam und ruhig, ja man erzählte, daß er einst, als er über seinen „Corral“ — eine von Tannenzweigen geflochtene Hecke, welche sein Lager umgab — hinausgekrochen, kopfüber den Abhang hinabgekollert und mit aufwärts gekehrten Beinchen im weichen Sande stecken geblieben war, voll des unzerstörbarsten Ernstes wenigstens

fünf Minuten in dieser Position verharrte und sich dann herausziehen ließ, ohne einen Klagelaut von sich zu geben. Ich verzichte darauf, noch andere Beispiele von seiner außerordentlichen Klugheit zu berichten, weil dieselben sich leider nur auf die Erzählungen seiner sehr von ihm eingenommenen Freunde stützen. Einige davon waren nicht ohne einen gewissen Anflug von Aberglauben in Bezug auf das Kind.

Ich klettere soeben den Damm hinauf, berichtete Kentuck eines Tages athemlos vor innerer Erregung, und ich will verd— sein, wenn Tommy nicht mit einer Elster plauderte, die auf seinem Schooße saß. Sie schienen so vertraut und bekannt miteinander, wie zwei „Cherubimms."

Aber gleichviel, ob der Knabe durch die Tannenzweige brach oder still auf dem Rücken liegend in die Baumkronen hinaufsah, die sich über ihm wölbten, so sangen doch die Vögel für ihn, die Eichkätzchen schlüpften für ihn durch die Zweige, die Blumen blühten für ihn. Die Natur war ihm Pflegerin und Spielgeselle. Für ihn ließ sie zwischen den Wipfeln goldene Streifen von Sonnenlicht herabgleiten, die ihm gerade auf die kleinen, darnach greifenden Finger fielen, sie sandte ihm linde, erquickende, balsamische Lüfte, die großen Rothholzbäume nickten und wiegten ihn in den Schlaf, die Bienen umsummten ihn, und die Dohlen begleiteten mit ihrem Krächzen das Schlummerlied.

Dies war der goldene Sommer in Roaring Camp,

seine Blütenzeit und — die Zeit des Glückes. Die Minen gewährten ungeheure Ausbeute. Die Ansiedelung wachte eifersüchtig über ihre Vorrechte und sah jeden Fremden voll Mißtrauen an. Die Einwanderung wurde von ihr in keiner Weise unterstützt oder ermuthigt, und um sich noch mehr abzuschließen, hatte Roaring Camp das Vorkaufsrecht auf alle Ländereien an den beiden Berglehnen erworben, welche die Ansiedelung begrenzten. Dies, sowie eine hervorragende Geschicklichkeit im Gebrauche des Revolvers, deren sich Roaring Camp, der Sage nach, erfreute, war genügend, um alle Zudringlichen fern zu halten. Der Briefbote, das einzige Verbindungsglied zwischen dem Lager und der übrigen Welt, wußte zuweilen Wunderdinge aus der Ansiedelung zu erzählen.

Eine Straße haben sie dort in Roaring, die jede Straße in Red-Dog übertrifft, berichtete er. Die Häuser sind mit Weinranken umzogen, und rings umher sind Blumen gepflanzt, und sie waschen sich zweimal täglich. Aber sie sind sehr grob gegen Fremde und beten ein Indianerkind an.

Und mit dem zunehmenden Wohlstande wuchs in Roaring Camp auch das Bedürfniß und der Wunsch nach weiteren Verbesserungen. Man schlug vor, im nächsten Frühjahre ein „Hotel“ zu bauen und eine oder zwei anständige Familien aufzufordern, dort ihren Wohnsitz zu nehmen, und zwar um „des Glückes“ willen, das doch vielleicht aus weiblichem Verkehr Nutzen ziehen

konnte. Die Liebe für Tommy konnte in der That nicht besser bemessen werden, als an der Größe des Opfers, welches diese Männer — die im Allgemeinen über die Tugend und Nützlichkeit des weiblichen Geschlechts außerordentlich skeptischen Ansichten huldigten — durch eine solche Concession brachten. Einige Wenige erklärten sich allerdings dagegen, aber da das Project nicht vor Ablauf von drei Monaten ins Werk gesetzt werden konnte, so gab diese Minderzahl nach, in der stillen Hoffnung freilich, daß irgend etwas der Ausführung in den Weg treten würde. Und so kam es in der That.

Man wird an den Abdachungen der Sierra noch lange an den Winter von 1851 denken. Im Hochgebirge fiel der Schnee massenhaft, und als Thauwetter eintrat, wurde jeder Bach zu einem reißenden Flusse, jeder Fluß zu einem See. Jede Schlucht und Kluft verwandelte sich in einen tobenden Bergstrom, der, nach den Niederungen hinabstürzend, riesige Bäume und Felsblöcke mit sich fortriß, die Thäler überflutete und mit Trümmern übersäete. Red Dog hatte bereits zwei Mal unter Wasser gestanden, und Roaring Camp war gewarnt.

Wasser hat das Gold in den Boden eingeschwemmt, sagte Stumpy; es war schon einmal hier und wird wieder hier sein! Und in derselben Nacht trat der North Fork aus seinen Ufern und überflutete das dreieckige Thal von Roaring Camp.

In der Verwirrung, welche das heranbrausende Wasser, die krachend niederstürzenden Bäume und die gleichzeitig hereinbrechende, tiefe Dunkelheit verbreiteten, konnte wenig gethan werden, um das verstreute Lager zu sammeln. Als es Morgen wurde, ergab sich, daß die Hütte Stumpy's, welche dem Flußufer am nächsten lag, fortgerissen war. Etwas höher hinauf fanden sie den Leichnam des unglücklichen Eigenthümers — aber der Stolz, die Hoffnung, die Freude, „das Glück" von Roaring Camp war verschwunden, und eben wollten die Männer schweren Herzens heimkehren, als sie durch einen Zuruf vom Wasser her aufmerksam gemacht wurden.

Es war ein Rettungsboot, welches den Fluß herauf kam. Die Mannschaft hatte etwa eine Stunde von hier einen halbtodten Mann und ein Kind aufgefischt. Kannte sie Jemand? — gehörten sie hierher?

Es bedurfte nur eines Blickes, um Kentuck zu erkennen, der, obgleich furchtbar zerquetscht und verletzt, „das Glück" von Roaring Camp noch fest in seinen Armen hielt. Als sie sich über das seltsame Paar beugten, sahen sie, daß das Kind kalt und leblos war.

Es ist todt! sagte der Eine.

Kentuck schlug die Augen auf.

Todt? wiederholte er schwach.

Ja, Mann, und Ihr werdet auch bald sterben.

Ein Lichtstrahl dämmerte in den Augen des Verscheidenden auf.

Sterben, flüsterte er — es holt mich nach! Sagt

den Kameraden, „das Glück“ hätte mich mitgenommen! — Und der starke Mann, der das schwache Kind umklammerte, wie sich, dem Sprüchwort nach, der Ertrinkende an einen Strohhalm klammert, trieb hinab mit der dunkeln, schattigen Flut, die in ihrem ewigen Laufe unbekannten Ufern zuströmt.

Lokis.

Von

Prosper Mérimée.

(Geb. 1803, gest. 1870.)

Aus dem Französischen

von

Auguste Scheibe.

I.

. . . .

Theodor, sagte Professor Wittembach, sei so gut und reiche mir das in Pergament gebundene Heft dort von dem zweiten Brett über dem Schreibtisch herüber; nein, nicht das, sondern jenes in klein Octav. Ich habe darin alle Notizen aus meinem Tagebuche von 1866, oder wenigstens alle die, welche sich auf den Grafen Szemioth beziehen, zusammengetragen.

Dabei setzte der Professor die Brille auf und las inmitten des tiefsten Schweigens was folgt:

Lokis

Motto: Miszka su Lokiu
Abu du tokiu. *)
(Lithauisches Sprüchwort.)

Als in London die erste lithauische Uebersetzung der heiligen Schrift erschien, veröffentlichte ich in der „Königsberger Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur“ einen Artikel, in welchem ich der gelehrten Uebertragung und

*) Lokis und Mischka
In Zweien nur Einer da.

den Absichten der Bibelgesellschaft volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, dabei aber auf einige leichte Irrthümer aufmerksam machte und darauf hinwies, daß diese Uebersetzung doch nur einem Theile des lithauischen Volkes zu Gute komme, da der Dialekt, dessen man sich bedient, schwer verständlich für die Bewohner der Districte sei, in denen die schamaitische, oder wie man sie volksthümlich nennt, die schmudische Sprache gesprochen wird. Es ist dies die Mundart, welche im Herzogthum Samogitien gebräuchlich ist und dem Sanskrit vielleicht noch näher steht als das Hoch-Lithauische. Diese Bemerkung, obgleich sie mir die heftigste Entgegnung eines gewissen in Dorpat wohlbekannten Professors zuzog, leuchtete dem ehrenwerthen Verwaltungsrath der Bibelgesellschaft ein, und er machte mir den schmeichelhaften Antrag, die Uebersetzung des Evangeliums Mathäi ins Schamaitische zu übernehmen und die Herausgabe zu leiten und zu überwachen.

Ich war damals zu sehr durch meine transuralischen Sprachstudien in Anspruch genommen und hätte mich einer ausgedehnteren Arbeit, welche vielleicht die vier Evangelien umfaßt, nicht unterziehen können, schob aber dieser Aufgabe zu Liebe meine Verheirathung mit Fräulein Gertrud Weber auf und begab mich nach Kowno, in der Absicht, alle linguistischen gedruckten, oder im Manuscript vorhandenen Denkmäler der schmudischen Sprache, deren ich habhaft werden könnte, zusammenzutragen. Besonders rechnete ich auf Volkslieder (daïnos) sowie auf Erzählungen und

Legenden (pasakos), welche mir das Material zu einem Wörterbuche liefern sollten, dessen Zusammenstellung der Uebersetzung vorangehen mußte.

Unter anderen Empfehlungsbriefen hatte man mir einen an den jungen Grafen Michael Szemioth mitgegeben, dessen Vater, wie man mich versicherte, den berühmten samogitischen Katechismus von Lawicki besessen, ein Buch, welches so selten ist, daß hie und da selbst seine Existenz bestritten wurde, namentlich von jenem Dorpater Professor, dessen ich schon erwähnte. Außerdem sollten sich in der Bibliothek des Grafen nicht nur eine Sammlung alter Daïnos, sondern auch Dichtungen in der alten preußischen Mundart befinden. Nachdem ich dem Grafen geschrieben, um ihm den Zweck meines Besuches mitzutheilen, empfing ich von ihm eine liebenswürdige Aufforderung, die zu meinen Studien nöthige Zeit im Schlosse Medintiltas zuzubringen, eine Einladung, die mit der Versicherung schloß, der Schreiber thue sich etwas darauf zu Gute, das Schmudische fast ebenso geläufig zu sprechen, wie die Bauern, und es würde ihm Freude machen, seine Bemühungen mit den meinigen in der Aufgabe zu vereinigen, welche eine ebenso bedeutende wie interessante zu werden verspreche. Wie viele der reichsten Grundbesitzer Lithauens, bekannte sich der Graf zur evangelischen Religion, deren Diener zu sein ich die Ehre habe. Uebrigens hatte man mich darauf vorbereitet, daß er nicht ohne gewisse Wunderlichkeiten sei, schilderte mir ihn aber als sehr gastfrei, als Freund der Künste und

Wissenschaften, sowie als besondern Gönner ihrer Jünger, und so reis'te ich nach Medintiltas ab.

Am Perron des Schlosses wurde ich von dem Intendanten des Grafen empfangen und sofort nach den für mich bestimmten Gemächern geführt.

Der Herr Graf bedauert sehr, nicht mit dem Herrn Professor speisen zu können; er leidet heute etwas an Migraine, die ihn von Zeit zu Zeit heimsucht, sagte der Mann. Wenn der Herr Professor das Diner nicht auf dem Zimmer einzunehmen wünschen, so würden Sie vielleicht mit Herrn Dr. Fröber, dem Arzt der Frau Gräfin, speisen? In einer Stunde wird gegessen; Toilette ist nicht nöthig. Wenn der Herr Professor Befehle zu geben haben, so ist hier die Klingel.

Nach diesen Worten zog sich der Intendant mit einer tiefen Verbeugung zurück.

Mein Zimmer war geräumig, gut möblirt, mit Spiegeln und Vergoldungen geschmückt und hatte von der einen Seite die Aussicht nach dem Garten oder vielmehr nach dem Parke des Schlosses, von der andern nach dem großen Hofe. Trotz der Benachrichtigung: Toilette ist nicht nöthig, glaubte ich meinen schwarzen Anzug aus dem Koffer nehmen zu müssen und stand, eben beschäftigt, meine kleinen Habseligkeiten auszupacken, in Hemdärmeln da, als mich das Rollen eines Wagens an das nach dem Hofe führende Fenster lockte. Eine elegante Kalesche war soeben vorgefahren. Darin saß eine schwarz gekleidete Dame, ein Herr und eine Frau,

welche letztere die Tracht der lithauischen Bäuerinnen trug, aber so groß und stark war, daß ich anfänglich in Versuchung gerieth, sie für einen verkleideten Mann zu halten. Diese Frau stieg zuerst aus, zwei andere Weiber, von nicht minder robustem Aeußern, standen bereits auf dem Perron. Der Herr neigte sich zu der schwarzgekleideten Dame und schnallte, zu meiner nicht geringen Verwunderung, einen breiten ledernen Gürtel auf, welcher sie an ihren Platz in der Kalesche fesselte. Die Dame hatte lange, weiße, verwirrte Haare und große, weit geöffnete Augen, die völlig leblos schienen; man hätte sie für eine Wachsfigur halten können. Nachdem sie losgeschnallt war, richtete ihr Gesellschafter in sehr ehrerbietiger Weise und mit dem Hute in der Hand einige Worte an sie, die sie aber nicht im Geringsten zu beachten schien. Er wandte sich nun zu den Dienerinnen, gab ihnen ein Zeichen mit dem Kopfe und augenblicklich bemächtigten sie sich der schwarzen Dame, hoben sie, trotz ihrer Bemühungen, sich an die Kalesche festzuklammern, leicht wie eine Feder heraus und trugen sie ins Haus. Einige Diener waren Zeuge dieser Scene, schienen aber nichts Ungewöhnliches darin zu erblicken.

Der Mann, welcher den ganzen Vorgang geleitet hatte, zog seine Uhr und fragte, ob man bald zu Tisch gehen würde?

In einer Viertelstunde, Herr Doctor; entgegnete der Diener.

Ich errieth ohne große Mühe, daß ich Dr. Fröber vor mir hatte, und daß die schwarze Dame die Gräfin

war. Ihrem Alter nach mußte sie die Mutter des Grafen Szemioth sein. Die gebrauchten Vorsichtsmaßregeln ließen keinen Zweifel, daß sie an Geistesstörung leide.

Einen Augenblick später trat Dr. Fröber selbst in mein Zimmer.

Da Graf Szemioth leidend ist, muß ich mich Ihnen selbst vorstellen, Herr Professor, sagte er. Ich bin Dr. Fröber und sehr erfreut, die Bekanntschaft eines Gelehrten zu machen, dessen Verdienste allen Lesern der Königsberger Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur so wohl bekannt sind. Wäre es Ihnen vielleicht angenehm, wenn das Diner bald servirt würde?

Ich beantwortete seine Complimente so gut als möglich und erklärte mich gern bereit, ihm zu Tisch zu folgen.

Sobald wir den Speisesaal betreten hatten, präsentirte uns der Haushofmeister, nach der Sitte des Landes, eine silberne Platte mit Liqueur und allerlei gesalzenen, stark gewürzten, den Appetit anregenden Delicatessen.

Erlauben Sie mir, Herr Professor, Ihnen in meiner Eigenschaft als Arzt ein Gläschen von diesem Starka zu empfehlen, wirklich echten Cognac, der seit fünfzig Jahren auf dem Fasse liegt. Er ist die Krone aller Liqueure. Dazu nehmen Sie eine von diesen Drontheimer Anchovis; nichts ist geeigneter, den Magen, der zu den wichtigsten Organen unseres Körpers gehört, anzuregen. Und nun zu Tisch! . . Aber warum sprechen wir nicht Deutsch? Sie sind aus Königsberg, ich bin zwar aus

Memel, habe aber in Jena studirt. Auf diese Weise sind wir ungenirter, und die Diener, welche nur polnisch und russisch sprechen, verstehen uns nicht.

Anfänglich aßen wir schweigend; nachdem wir aber das erste Glas Madeira getrunken, fragte ich den Doctor, ob der Graf oft an dem Uebel leide, das uns heute seiner Gesellschaft beraubte.

Ja und nein, entgegnete er. Das hängt von den Ausflügen ab, die er macht.

Wie so?

Reitet er z. B. nach der Richtung von Rosiano, so kehrt er stets mit Migräne und in der schlechtesten Laune zurück.

Seltsam! — ich bin doch auch in Rosiano gewesen, und es ist mir nie etwas Aehnliches geschehen!

Ja, Sie sind auch nicht verliebt! entgegnete der Doctor lachend.

Ich seufzte, indem ich an Gertrud Weber dachte.

Die Braut des Grafen wohnt also in Rosiano? fragte ich.

Ja, in der Nähe. Aber von Brautschaft ist noch nicht die Rede. Sie ist eine ausgemachte Kokette und wird es noch dahin bringen, daß er den Verstand verliert, wie seine Mutter.

Die Frau Gräfin ist allem Anschein nach krank?

Wahnsinnig, lieber Professor, total wahnsinnig. Am wahnsinnigsten bin aber ich, daß ich hier bleibe.

Hoffen wir, daß die Gräfin unter Ihrer Pflege die Gesundheit wiederfindet.

Der Doctor schüttelte den Kopf, während er sorgfältig die Farbe eines Glases Bordeaux prüfte, das er in der Hand hielt.

Wie Sie mich hier sehen, Herr Professor, war ich Ober-Arzt beim Kaluga'schen Regimente, fuhr er dann fort. Bei Sebastopol hatten wir vom Morgen bis zum Abend Arme und Beine abzuschneiden, von den Bomben, welche um uns herumflogen wie die Fliegen um einen wund gedrückten Gaul, gar nicht zu sprechen. Dabei waren wir aufs Schlechteste genährt und verpflegt, aber ich fühlte mich glücklicher als hier, wo ich esse, trinke und wohne, wie ein Fürst, und bezahlt werde wie ein kaiserlicher Leibarzt . . . Ich vermisse die Freiheit, bester Herr Professor! Denken Sie doch, daß man bei diesem Dämon von einer Frau niemals eine ruhige Minute hat!

Behandeln Sie die Gräfin schon lange?

Beinahe zwei Jahre; aber sie ist seit fast siebenundzwanzig Jahren wahnsinnig, war es schon vor der Geburt des Grafen. Hat man Ihnen in Rosiano nicht davon erzählt? Nun, so hören Sie; es ist dies ein Fall, über den ich in der Petersburger Medizinischen Zeitschrift später eine Abhandlung veröffentlichen werde. Sie ist aus Furcht wahnsinnig geworden. . . .

Aus Furcht? Wie ist das möglich?

Aus Furcht! Sie stammt aus der Familie der Kynstuts . . . ja, in diesem Hause hier schließen wir

keine Mesalliancen, denn wir stammen von Gedimin ab! . . . Aber hören Sie, bester Herr Professor. Zwei oder drei Tage nach der Hochzeit, die in dem Schlosse stattfand, wo wir gegenwärtig zu Tisch sitzen . . . (auf Ihre Gesundheit! . . .) veranstaltete der Graf, d. h. der Vater des jetzigen Besitzers, eine große Jagd. Wie Sie wissen, sind die lithauischen Damen kühne Reiterinnen . . . die Gräfin nimmt also an der Jagd Theil . . . bleibt hinter den Jägern zurück oder eilt ihnen, was weiß ich, voraus . . . genug, plötzlich erblickt der Graf den kleinen Kosaken der Gräfin, einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, welcher mit verhängten Zügeln herangesprengt kommt.

Herr, ruft der Knabe, ein Bär schleppt die Gräfin fort!

Wo, wo? fragt der Graf.

Dort! entgegnet der kleine Kosak.

Die ganze Jagdgesellschaft eilt nach der bezeichneten Richtung; keine Gräfin zu sehen! Nichts als ihr erwürgtes Pferd und ihr zerrissener Pelz. Suchend durchstreift man den Wald nach allen Richtungen. Endlich schreit ein Jäger: Da ist der Bär! In der That erblickt man das Thier, welches eben eine Lichtung passirt und die Gräfin mit sich schleppt . . . wahrscheinlich um sie im Dickicht mit Bequemlichkeit zu zerreißen und zu verzehren, denn die Bären sind Gutschmecker und halten ihre Mahlzeiten, wie die Mönche, gern ungestört. Der Graf, erst seit zwei Tagen verheirathet, will sich mit dem Jagd-

messer in der Hand ritterlich auf das Thier stürzen, aber ein lithauischer Bär läßt sich nicht abfangen wie ein Hirsch. Glücklicherweise giebt der Jäger des Grafen, ein betrunkener Bursche, der an dem Tage nicht mehr ein Kaninchen von einem Reh zu unterscheiden vermochte, auf hundert Schritt Feuer, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, ob seine Kugel das Thier oder die Frau trifft. . . .

Und er tödtet den Bären?

Auf der Stelle. Solche Meisterschüsse thun nur Betrunkene. Es giebt aber auch Kugeln, die ihre Vorbestimmung haben, Herr Professor. Wir besitzen hier kundige Leute, die solche zu festen Preisen verkaufen! . . Die Gräfin war also sehr zerkratzt, ohne Besinnung und hatte ein Bein gebrochen. Man hebt sie auf, sie kommt zu sich, aber ihr Geist ist gestört. Man bringt sie nach Petersburg, vier berühmte, mit allen möglichen Orden decorirte Aerzte halten eine große Consultation. Sie sagen, die Gräfin ist guter Hoffnung, es ist möglich, daß bei der Geburt des Kindes eine günstige Krisis eintritt. Bis dahin soll sie sich in guter Luft, auf dem Lande aufhalten, Molken trinken u. s. w. Jeder der Aerzte erhält hundert Rubel. Neun Monate später giebt die Gräfin einem wohlgebildeten Knaben das Leben — aber die günstige Krisis? . . Gehorsamer Diener! . . . Im Gegentheil, die Krankheit wird schlimmer. Der Graf zeigt ihr das Söhnchen . . . ein Mittel, das nie seine Wirkung verfehlt . . . in Romanen nämlich. „Tödtet

ihn . . . tödtet das Thier!" . . ruft die Gräfin, und es fehlte wenig, daß sie dem Kinde nicht den Hals umdrehte. Seitdem wechselt ihr Zustand zwischen Stumpfsinn und Wuthanfällen . . . Dabei starker Hang zum Selbstmord. Wir müssen sie anschnallen, um sie in die Luft bringen zu können, und drei starke Weiber vermögen kaum sie zu halten. Nur ein Mittel giebt es, sie zur Ruhe zu bringen . . . beachten Sie die Thatsache, Herr Professor. Bin ich mit meinem Latein zu Ende, ohne Gehorsam erzwingen zu können, so drohe ich, ihr die Haare abzuschneiden. Diese Haare waren, glaube ich, ehedem sehr schön, und Eitelkeit scheint das letzte menschliche Gefühl zu sein, welches lebendig in ihr geblieben ist. Seltsam, nicht wahr? Dürfte ich nur thun, was ich wollte, vielleicht gelänge es mir doch, sie herzustellen!

Wodurch?

Durch Schläge. Ich habe auf diese Weise zwölf Bäuerinnen in einem Dorfe curirt, wo die russische Epidemie des Besessenseins ausgebrochen war. Diese besteht nämlich darin, daß eine Frau zu heulen anfängt; bald darauf beginnt auch ihre Gevatterin, und binnen drei Tagen heult das ganze Dorf.*) Mit Schlägen bin ich da zum Ziele gekommen. Man nimmt dazu Haselruthen, die sehr geschmeidig sind. Aber der Graf hat mir nie erlauben wollen, den Versuch zu machen.

---

*) Man nennt in Rußland eine Besessene Klikouscha, ein Wort, das von klik heulen, herkommt.

Wie? Sie wollen, er solle zu dieser abscheulichen Behandlung seine Einwilligung geben?

O, er hat seine Mutter so selten gesehen . . . Außerdem wäre es ja zu ihrem Besten. Aber sagen Sie mir, Herr Professor, hätten Sie je geglaubt, daß man aus Furcht den Verstand verlieren könnte?

Die Lage der Gräfin war allerdings entsetzlich . . . Sich in den Klauen eines wilden Thieres zu befinden! . .

Ihr Sohn ist ihr darin sehr unähnlich. Es mag etwa ein Jahr her sein, daß er sich in fast gleicher Situation befand, und Dank seiner Kaltblütigkeit ist er ohne allen Schaden davongekommen.

Ohne Schaden aus den Tatzen eines Bären?

Einer Bärin und zwar einer der größten, die man seit lange gesehen. Der Graf wollte ihr mit dem Spieß zu Leibe gehen. Aber sie schlägt das Eisen zur Seite, stürzt sich auf den Grafen und wirft ihn mit derselben Leichtigkeit zu Boden, wie ich diese Flasche umwerfen würde. Der Graf, ein Schalk, spielte den Todten. Die Bärin beriecht und beschnüffelt ihn und fährt ihm dann, anstatt ihn zu zerreißen, mit der Zunge übers Gesicht. Der Graf besitzt Geistesgegenwart genug, sich nicht zu rühren, und das Thier geht ruhig seines Weges.

Die Bärin hat wahrscheinlich geglaubt, er wäre todt. Ich habe in der That gehört, daß Bären nichts Todtes fressen.

Man muß es glauben und auf die Bestätigung

durch eigene Erfahrung verzichten. Aber in Beziehung auf die Wirkungen der Furcht möchte ich Ihnen noch eine Geschichte aus Sebastopol erzählen. Wir saßen ihrer Fünf oder Sechs um einen Krug Bier, den man uns hinter die Ambulanz der berühmten fünften Bastion gebracht hatte. Die Vedette rief: eine Bombe! Wir werfen uns Alle platt zur Erde, mit Ausnahme eines Einzigen, eines gewissen . . . doch der Name thut nichts zur Sache. Dieser Eine, ein junger Offizier, welcher eben angekommen war, blieb stehen und hielt gerade in dem Augenblicke, als die Bombe platzte, ein volles Glas in der Hand. Das Geschoß nahm meinem Kameraden, Andre Speranski, einem braven Burschen, den Kopf weg und zerschlug den Bierkrug, der glücklicherweise beinahe leer war. Als wir nach der Explosion wieder aufstanden, erblickten wir, inmitten des sich verziehenden Rauches, unsern Freund, welcher eben seinen letzten Schluck Bier austrank, als ob nichts geschehen wäre. Wir hielten ihn natürlich für einen Helden. Am nächsten Tage begegne ich dem Hauptmann Gedeonoff, der eben aus dem Hospital entlassen ist. Ich esse heute mit euch, sagte er, und um meine Auferstehung zu feiern, werde ich den Champagner bezahlen. Wir setzen uns zu Tische, der junge Offizier, der gestern, während die Bombe platzte, das Bier austrank, war ebenfalls anwesend, aber auf den Champagner nicht vorbereitet. Ohne daß er es bemerkt, läßt man in seiner Nähe einen Pfropfen springen . . . Paff! der Stöpsel trifft ihn

an die Schläfe; er stößt einen Schrei aus und wird beinahe ohnmächtig. Denken Sie sich, unser Held hatte sich das erste Mal ganz gehörig gefürchtet, und wenn er, statt sich an die Erde zu werfen, sein Bier austrank, so geschah das, weil er vor Schrecken dergestalt den Kopf verloren, daß er nur noch einer ganz unbewußten, mechanischen Bewegung mächtig gewesen war. In der That, Herr Professor, die menschliche Maschine ....

Herr Doctor, die Idanowna läßt Ihnen sagen, das die Frau Gräfin sich weigert zu essen! meldete ein eintretender Diener.

Der Teufel soll sie holen! brummte der Arzt. Ich komme! Wenn ich meinen Dämon dazu gebracht habe, zu essen, können wir, wenn es Ihnen recht ist, eine Partie Préférence oder Duratschki spielen.

Ich bedauerte meine Unwissenheit in jeder Art von Spiel und begab mich, während der Doctor zu seiner Kranken ging, in mein Zimmer, um an Gertrud zu schreiben.

II.

Die Nacht war heiß, und ich hatte das nach dem Park hinausgehende Fenster offen gelassen. Da ich, nachdem mein Brief fertig war, noch keine Lust verspürte, zu schlafen, so beschäftigte ich mich damit, die lithauischen unregelmäßigen Zeitwörter durchzugehen, um im Sanskrit nach dem Grunde ihrer verschiedenartigen Unregelmäßigkeiten zu forschen.

Als ich noch bei dieser mich sehr in Anspruch nehmenden Arbeit war, hörte ich, wie ein Baum in der Nähe meines Fensters in heftige Bewegung gerieth. Ich hörte die dürren Zweige knacken, und es schien mir, als ob ein großes, schweres Thier ihn zu erklettern versuchte. Noch ganz unter dem Eindrucke der Bärengeschichte, welche der Doctor mir erzählt hatte, stand ich nicht ohne eine gewisse Erregung auf und erblickte einige Fuß von meinem Fenster im Laubwerk des Baumes einen menschlichen Kopf, der durch das volle darauffallende Licht meiner Lampe beleuchtet wurde. Die Erscheinung währte nur einen Moment, aber der eigenthümliche Glanz der Augen, die meinem Blicke begegneten, überraschte mich mehr, als ich zu sagen vermag. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück. Dann aber eilte ich ans Fenster und fragte den Eindringling im strengsten Tone, was er wolle. Währenddessen hörte ich ihn in aller Eile hinabklettern; schließlich faßte er mit den Händen einen großen Ast, und denselben mit sich hinabbiegend, ließ er sich auf den Boden fallen, wo er alsbald verschwand. Ich klingelte, ein Diener kam herbei. Ich erzählte ihm, was soeben geschehen.

Der Herr Professor werden sich ohne Zweifel getäuscht haben.

Ich bin dessen, was ich sage, ganz sicher, entgegnete ich; aber ich fürchte, es befindet sich ein Dieb im Park.

Unmöglich.

Also war es Jemand aus dem Hause?

Der Diener sah mich, ohne zu antworten, mit großen Augen an. Endlich fragte er, ob ich ihm noch etwas zu befehlen hätte. Ich hieß ihn das Fenster schließen, legte mich zu Bett und schlief sanft und gut, ohne weder von Bären noch von Dieben zu träumen.

Am andern Morgen war ich eben beschäftigt, meine Toilette zu vollenden, als an meine Thür geklopft wurde. Ich öffnete und befand mich einem sehr großen, schönen jungen Mann gegenüber, der in einen bucharischen Schlafrock gekleidet war und eine lange türkische Pfeife in der Hand hielt.

Ich komme, Sie um Verzeihung zu bitten, Herr Professor, daß ich einen Gast, wie Sie, nicht besser empfangen konnte, sagte er. Ich bin Graf Szemioth.

Ich erwiderte, daß ich ihm im Gegentheil für eine so liebenswürdige Gastfreundschaft, wie die mir erwiesene, sehr zu danken habe, und fragte, ob seine Migräne vorüber sei.

So ziemlich — bis zu einem neuen Anfall; entgegnete er mit traurigem Ausdruck. Sind Sie denn hier erträglich aufgehoben? Sie müssen bedenken, daß Sie sich unter Barbaren befinden. In Samogitien darf man keine allzugroßen Ansprüche machen.

Ich versicherte, daß ich mich gar nicht besser befinden könne. Aber während ich mit ihm sprach, konnte ich mich nicht enthalten, ihn mit einer Neugier zu betrachten, die ich selbst ziemlich unschicklich fand. Sein Blick hatte etwas ganz Eigenthümliches, das mich, ich

mochte wollen oder nicht, an den Mann erinnerte, den ich gestern Abend auf dem Baume gesehen hatte . . .

Aber wie sollte Graf Szemioth dazu kommen, Nachts auf Bäume zu klettern? fragte ich mich.

Der junge Mann hatte eine hohe, sehr entwickelte, obgleich ein wenig schmale Stirn. Seine Züge waren durchaus regelmäßig, nur standen die Augen etwas dicht zusammen. Es schien, als wäre, von einer Thränendrüse zur andern, nicht mehr Platz genug für ein drittes Auge, wie es die Regel der griechischen Sculptur verlangt. Sein Blick war durchdringend. Unsere Augen begegneten sich, wie gegen unsern Willen, mehrere Mal mit forschendem Ausdruck, und immer wendeten wir sie mit einer gewissen Verlegenheit ab. Plötzlich brach der Graf in ein Gelächter aus und rief:

Sie haben mich also wiedererkannt?

Wiedererkannt?

Ja, als den großen Gassenjungen von gestern Abend!

O, Herr Graf! . . .

Ich hatte den ganzen Tag sehr leidend in meinem Zimmer zugebracht. Am Abend befand ich mich etwas besser und ging im Garten spazieren. Ich sah Ihr Licht und gab der Neugier nach . . . Ich hätte mich nennen und mich Ihnen vorstellen sollen, aber die Situation war zu lächerlich. Ich schämte mich und lief davon. Wollen Sie verzeihen, daß ich Sie inmitten Ihrer Studien störte?

Alles dies wurde in einem Tone gesagt, der scherzhaft klingen sollte; aber der Sprecher wurde dabei roth und befand sich offenbar in großer Verlegenheit. Ich that Alles, was ich konnte, um ihn zu überzeugen, daß dies erste Sehen keinen unangenehmen Eindruck in mir hinterlassen, und um das Gespräch abzubrechen, fragte ich ihn, ob es wahr sei, daß er den samogitischen Katechismus von Lawicki besitze?

Das ist wohl möglich. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich in der Bibliothek meines Vaters wenig Bescheid weiß. Er liebte alte Bücher und Raritäten, und ich lese nur moderne Schriftsteller. Aber wir werden nachsuchen, Herr Professor. Sie wollen also, daß wir das Evangelium künftig in schmudischer Sprache lesen?

Glauben Sie nicht, Herr Graf, daß eine Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sprache dieses Landes sehr wünschenswerth wäre?

Gewiß. Indessen gestatten Sie mir wohl eine Bemerkung. Ich möchte behaupten, daß unter den Leuten, die nur Schamaitisch verstehen, kein Einziger ist, welcher lesen kann.

Vielleicht ist es so, aber ich möchte mir erlauben, Ew. Excellenz*) dagegen zu bemerken, daß die große Schwierigkeit, lesen zu lernen, gerade auf dem Mangel an Büchern beruht. Wenn das Land erst gedruckte Bücher besitzt, wird man sie auch lesen wollen und wird deßhalb lesen lernen. So ist's schon vielen wilden Völkern

*) Siatelstwo, der Titel, welchen man einem Grafen giebt.

ergangen . . . zu denen ich die Bewohner dieses Landes indessen keineswegs zählen möchte. Und ist's denn außerdem nicht schade, daß eine Sprache vom Erdboden verschwinden soll, ohne ein Spur zu hinterlassen? setzte ich hinzu. Seit etwa dreißig Jahren ist das Preußische nur noch eine todte Sprache. Der letzte Mensch, welcher Cornisch verstand, ist in diesen Tagen gestorben . . .

Traurig freilich! unterbrach mich der Graf. Alexander von Humboldt erzählte meinem Vater, er habe in Amerika einen Papagei gesehen, welcher allein noch einige Worte von der Sprache eines von den Blattern gänzlich aufgeriebenen und völlig ausgestorbenen Volksstammes wußte. Wollen Sie erlauben, daß man den Thee hier servirt?

Während wir zusammen frühstückten, unterhielten wir uns weiter über die schamaitische Sprache. Der Graf tadelte die Art und Weise, in welcher die Deutschen das Lithauische druckten, und er hatte Recht.

Ihr Alphabet, sagte er, genügt für unsere Sprache nicht. Sie haben weder unser J, noch unser C, noch unser Y und E. Ich besitze eine Sammlung von Daïnos, welche vergangenes Jahr in Königsberg veröffentlicht wurden, und habe die größte Mühe, die Worte zu errathen, so eigenthümliche Entstellungen haben sie erfahren.

Excellenz sprechen ohne Zweifel von der Leßnerschen Sammlung?

Von derselben. Sehr alltägliche Poesie, nicht wahr?

Vielleicht hätte man Besseres finden können. Ich gebe zu, daß die Sammlung, so wie sie ist, allerdings nur ein philologisches Interesse bietet; aber ich glaube, wenn man ordentlich suchte, müßte es gelingen, duftigere Blumen unter Ihren volksthümlichen Poesieen zu finden.

Das möchte ich, trotz meines Patriotismus, bezweifeln.

Ich bekam erst vor einigen Wochen in Wilna eine sehr schöne Ballade, die außerdem eine historische ist . . . Der poetische Werth ist ein sehr bedeutender. Wollen Sie mir erlauben, sie Ihnen vorzulesen? Ich habe sie hier in meiner Brieftasche.

Sehr gern.

Er lehnte sich in einen Fauteuil zurück, nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, rauchen zu dürfen.

Ich verstehe Poesie nur, wenn ich rauche, sagte er.

Das Gedicht führt den Titel: „die drei Söhne Budrys'."

Die drei Söhne Budrys'? rief der Graf mit einer Geberde der Ueberraschung.

Ja, Budrys'. Excellenz wissen besser, als ich, daß dies eine historische Persönlichkeit ist.

Der Graf fixirte mich mit seinem eigenthümlichen Blicke. Es lag etwas ganz Undefinirbares, halb Schüchternes, halb Wildes darin, das, wenn man nicht daran gewöhnt war, einen beinahe peinlichen Eindruck hervorbrachte. Um diesem zu entgehen, fing ich an zu lesen.

Die drei Söhne Budrys'.

Der alte Budrys rief seine drei Söhne, drei echte Lithauer, wie er selbst, in den Hof seines Schlosses und sagte zu ihnen:

Kinder, füttert eure Streitrosse, macht eure Sättel zurecht, schärft eure Säbel und Wurfspieße. Man sagt, daß in Wilna der Krieg gegen die drei Ecken der Erde erklärt ist. Olgerd wird gegen die Russen ziehen, Skirgaillo gegen unsre Nachbarn, die Polen, Kynstut wird die Deutschritter bekriegen. Ihr seid jung, stark, kühn und verwegen, ziehet hin in den Kampf und die Götter Lithauens mögen euch beschützen. Ich bleibe dies Jahr daheim, aber ich will euch einen Rath geben. Ihr seid ihrer Drei, und drei Wege öffnen sich vor euch.

Einer von euch begleitet Olgerd nach Rußland, an die Ufer des See's Ilmen, unter die Mauern von Novgorod. Man findet dort Hermelinfelle und Damaststoffe im Ueberfluß, und Rubel giebt es bei den Kaufleuten so viele, wie Eisschollen im Flusse.

Der Zweite folge Kynstut auf seinem Ritte. Möge er das Lumpengesindel, die Deutschritter, in die Pfanne hauen. Bei ihnen ist der Bernstein so häufig, wie der Sand am Meere, ihre Tuche haben an Glanz und Farbe nicht ihres Gleichen. Die Talare ihrer Priester sind mit Rubinen besetzt.

Der Dritte ziehe mit Skirgaillo über den Niemen. Jenseits desselben wird er schlechte Geräthe für den Ackerbau finden, dafür aber schöne Lanzen und starke

Schilde, und er wird mir von dort eine Schwiegertochter mitbringen.

Die Töchter Polens, meine Kinder, sind die schönsten aller Frauen. Sie sind muthwillig wie die Kätzchen und weiß wie Milch! Ihre Augen glänzen unter den schwarzen Wimpern wie zwei Sterne. Als ich vor einem halben Jahrhundert jung war, brachte ich aus Polen eine schöne Gefangene mit, die meine Frau wurde. Sie ist seit lange dahingegangen, aber ich kann den Platz an der andern Seite des Herdes nicht ansehen, ohne an sie zu denken!

Dann giebt der Alte den jungen Männern, die schon gerüstet sind und im Sattel sitzen, seinen Segen, und sie reiten von dannen. Der Herbst kommt, dann der Winter . . . sie kehren nicht zurück. Schon hält der alte Budrys sie für todt.

Da beginnt ein Schneesturm, und ein Reiter kommt herangesprengt, der mit seinem schwarzen Filzmantel eine kostbare Bürde bedeckt.

Das ist ein Sack, sagte Budrys. Er wird voll Rubel sein, von Novgorod.

Nein, Vater; ich bringe Euch eine Schwiegertochter aus Polen.

Während des Schneesturms kommt ein zweiter Reiter herangesprengt, und sein Mantel bauscht sich über einer kostbaren Last.

Was hast du da, mein Sohn? Gelben Bernstein aus Deutschland?

Nein, Vater; ich bringe Euch eine Schwiegertochter aus Polen.

Der Schnee fällt in Haufen hernieder, und ein dritter Reiter kommt herangesprengt, der eine köstliche Last unter seinem Mantel verbirgt ... Aber ehe er noch seine Beute zeigt, hat Budrys seine Freunde zu einer dritten Hochzeit gebeten. —

Bravo, Herr Professor! rief der Graf. Sie sprechen das Schmudische vortrefflich aus. Aber wer hat Ihnen die hübsche Daïna mitgetheilt?

Eine Dame, deren Bekanntschaft ich in Wilna, bei der Fürstin Katazyna Paç, machte.

Und wie heißt sie?

Panna Iwinska.

Fräulein Julka!*) rief der Graf. Die kleine Hexe. Ich häte es errathen können! Mein lieber Professor, Sie verstehen die schamaïtische und alle andern Sprachen der Welt, Sie haben alle alten Bücher gelesen, aber Sie haben sich durch ein junges Mädchen anführen lassen, das nichts als Romane im Kopfe hat. Sie hat Ihnen eine der hübschen Balladen von Mickiewitz, die Sie nicht kennen, da dieselben nicht älter sind, als ich, wohl oder übel ins Schmudische übersetzt. Wenn Sie wünschen, kann ich Ihnen den polnischen Text zeigen — oder ziehen Sie eine vortreffliche russische Uebersetzung vor, so gebe ich Ihnen Puschkin.

---

*) Julie.

Ich gestehe, daß ich sprachlos war. Welcher Triumph für den Dorpater Professor, wenn ich die Daïna von den Söhnen Budrys' als Original veröffentlicht hätte!

Statt sich über meine Verlegenheit lustig zu machen, lenkte der Graf das Gespräch mit großer Höflichkeit auf einen andern Gegenstand.

Sie kennen also Fräulein Julka? fragte er

Ich hatte die Ehre ihr vorgestellt zu werden.

Und was denken Sie von ihr? Sprechen Sie aufrichtig.

Sie ist eine sehr liebenswürdige Dame.

Das sagen Sie nur so!

Auch finde ich sie sehr hübsch.

Hm!

Hat sie nicht die schönsten Augen, die man sich denken kann?

Ja . . . .

Und einen Teint von wirklich außerordentlicher Zartheit. Ich erinnere mich eines persischen Ghasels, in welchem ein Liebhaber die feine Haut seiner Geliebten besingt: Wenn sie rothen Wein trinkt, sagt er, so sieht man ihn durch ihren Hals hinabrinnen. Panna Iwinska hat mich an diese persischen Verse erinnert.

Vielleicht ist Fräulein Julka ein solches Wunder; aber ich weiß nicht recht, ob sie wirklich Blut in den Adern hat. . . . Sie besitzt kein Herz. Weiß wie Schnee und eben so kalt.

Er stand auf und ging einige Zeit im Zimmer auf und ab, ohne zu sprechen, indem er, wie es mir schien, seiner Bewegung Herr zu werden versuchte. Dann blieb er plötzlich stehen.

Verzeihen Sie, sagte er. Wir sprachen, glaube ich, von volksthümlichen Dichtungen . . .

So thaten wir, Herr Graf.

Man muß indessen zugeben, daß Julka Mickiewitz sehr gut übersetzt hat. Muthwillig wie ein Kätzchen . . . weiß wie Milch . . . ihre Augen glänzen wie zwei Sterne . . . Julka's eigenes Porträt. Finden Sie nicht?

Ganz und gar, Herr Graf.

Und was den Scherz betrifft, den sie sich erlaubt hat und der ja ein sehr übel angebrachter ist . . . das arme Kind langweilt sich bei ihrer Tante . . . Sie lebt wie im Kloster . . .

In Wilna war sie viel in Gesellschaft. Ich habe sie auf einem Balle gesehen, den die Offiziere des Regiments . . .

Ach ja, die Offiziere . . . das ist die Gesellschaft, die ihr zusagt . . . Wollen Sie vielleicht jetzt die Bibliothek meines Vaters in Augenschein nehmen, Herr Professor?

Ich folgte ihm in eine große Galerie, wo eine Menge schön gebundener Bücher standen, die aber, wie man aus dem darauf liegenden Staube ersah, wenig benutzt wurden. Man denke sich meine Freude, als ich unter den ersten Bänden, die ich herauszog, den samogitischen Katechismus fand. Ich konnte nicht umhin,

einen Freudenschrei auszustoßen. Scheint es doch wirklich zuweilen, als ob ohne unser Wissen und Zuthun eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf uns einwirkte. Der Graf nahm das Buch und schrieb, nachdem er es flüchtig durchblättert, auf das Schmutzblatt: „Dem Herrn Professor Wittembach von Michael Szemioth.“ Ich vermag nicht auszusprechen, wie groß meine Dankbarkeit für das großmüthige Geschenk war, aber ich nahm mir sogleich vor, daß das kostbare Buch nach meinem Tode eine Zierde der Bibliothek jener Universität werden sollte, an der ich meine Grade erworben hatte.

Wollen Sie die Bibliothek als Ihr Arbeitszimmer betrachten? fragte der Graf. Sie werden hier ganz ungestört sein.

III.

Am andern Tage nach dem Frühstück schlug mir der Graf eine Promenade vor.

Es handelte sich um den Besuch eines Kapas (so nennen die Lithauer die kegelförmigen Grabmäler, welche die Russen mit dem Namen Kurgan bezeichnen), der im Lande großer Berühmtheit genoß, weil sich dort, der Sage nach, ehedem die Poeten und Zauberer — was ein und dasselbe war — bei gewissen feierlichen Veranlassungen zu versammeln pflegten.

Ich kann Ihnen ein sehr frommes Pferd geben, sagte der Graf. Leider bin ich nicht im Stande, Ihnen

eine Kalesche anzubieten, denn die Wege, die wir zu passiren haben, sind nicht fahrbar.

Ich würde vorgezogen haben, in der Bibliothek zu bleiben und meine Notizen zu machen, aber ich glaubte, mich den Wünschen meines Wirthes fügen zu müssen, und so ging ich auf das Anerbieten ein. Die Pferde erwarteten uns am Fuße des Perrons, wo auch ein Diener stand, der einen Hund an der Leine hielt. Der Graf blieb einen Augenblick stehen und drehte sich dann nach mir um.

Verstehen Sie sich auf Hunde, Herr Professor? fragte er.

Sehr wenig, Excellenz.

Der Starost von Zorany, wo ich eine Besitzung habe, schickt mir diesen Hühnerhund, von dem er mir Wunderdinge meldet. Erlauben Sie, daß ich ihn in Augenschein nehme? Dabei rief er den Diener herbei, welcher den Hund hielt. Es war ein sehr schönes Thier. Schon vertraut mit seinem Führer, sprang der Hund freudig an ihm empor und schien voll Leben und Feuer, aber plötzlich, nachdem er bis auf einige Schritte an den Grafen herangekommen, nahm er den Schwanz zwischen die Beine, ging rückwärts, schien von jäher Angst erfaßt zu werden und brach in ein klägliches Geheul aus, als der Graf ihn streichelte. Dieser betrachtete ihn einige Zeit mit Kennerblicken und sagte dann:

Ich glaube, er wird gut werden. Man soll ihn gehörig pflegen. Dann schwang er sich in den Sattel.

Sie haben die Furcht des Hundes gesehen, Herr Professor, sagte der Graf, als wir in der zum Schlosse führenden Allee hinritten. Ich wollte, daß Sie selbst einmal Zeuge seien . . . und mir, in Ihrer Eigenschaft als Gelehrter, das Räthsel lös'ten . . . Warum fürchten sich alle Thiere vor mir?

Sie thun mir die Ehre an, mich für einen Oedipus zu halten, Herr Graf, während ich nur ein bescheidener Professor der vergleichenden Sprachforschung bin, entgegnete ich. Es wäre indessen möglich . . .

Lassen Sie sich vorher sagen, unterbrach mich der Graf, daß ich niemals ein Thier, weder Pferde noch Hunde, schlage. Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, ein armes Geschöpf, das, ohne es zu wollen, einen Fehler begeht, zu mißhandeln. Dessenohngeachtet können Sie sich keinen Begriff von dem Widerwillen machen, welchen ich Pferden und Hunden einflöße. Es kostet doppelt so viel Mühe und Zeit, sie an mich zu gewöhnen, als an Andere. Da haben Sie z. B. das Pferd, welches Sie reiten. Es hat lange gedauert, ehe ich es zu bändigen vermochte. Jetzt ist es nun sanft wie ein Lamm.

Ich glaube, Herr Graf, die Thiere sind Physiognomisten und wissen sofort, ob ein Mensch, den sie zum ersten Male sehen, ihnen zugethan ist, oder nicht. Ich vermuthe fast, daß Sie die Thiere nur um der Dienste willen schätzen, die sie Ihnen leisten. Dagegen besitzen manche Menschen eine natürliche Zuneigung für gewisse

Thiere, welche diese augenblicklich bemerken. Ich z. B. hatte von Kindheit auf eine instinctive Vorliebe für Katzen, und selten laufen sie davon, wenn ich mich ihnen nähere, um sie zu streicheln; nie hat mich eine gekratzt.

Das ist möglich, sagte der Graf. Ich bin in der That nicht das, was man einen Thierfreund nennt, denn die Thiere sind keineswegs mehr werth, als die Menschen . . . Ich führe Sie eben jetzt in einen Wald, Herr Professor, welcher so recht als ein Reich der Thiere, gleichsam als eine unerschöpfliche Brutstätte derselben gelten kann. Der Sage nach ist nie ein Mensch bis in das Innere dieser Wälder und Sümpfe eingedrungen, mit Ausnahme natürlich der Poeten und Zauberer, denen ja nichts verschlossen bleibt. Dort leben die Thiere in einer Republik, oder vielleicht, wer kann es wissen, unter einer constitutionellen Regierung. Löwen, Bären, Elenthiere, Auerochsen, Alles das lebt in bester Eintracht. Das Mammuth, das sich dort noch erhalten, genießt hoher Achtung und bekleidet, glaube ich, die Stelle eines Reichstagsmarschalls. Auch sehr strenge Polizei wird dort geübt, lasterhafte Thiere werden verurtheilt und ausgewiesen und kommen dann aus dem Regen in die Traufe. Sie sind genöthigt, sich in das Reich der Menschen zu flüchten, und nur wenige retten ihr Leben.

Eine sehr eigenthümliche Legende, rief ich. Aber Sie sprechen vom Auerochsen, Herr Graf. Existirt

dies edle Thier, das Cäsar in seinen Commentaren beschreibt und das die merovingischen Könige im Walde von Compiegne jagten, wirklich noch in Lithauen, wie man behauptet?

Gewiß. Mein Vater selbst hat einen Auerochsen erlegt, selbstverständlich mit Erlaubniß der Regierung. Haben Sie den Kopf in dem großen Saale noch nicht bemerkt? Ich habe noch keines dieser Thiere gesehen und glaube, daß sie sehr selten sind. Dafür besitzen wir hier Bären und Wölfe in Menge. Für den Fall einer etwaigen Begegnung mit solchen Burschen habe ich das Instrument hier mitgenommen, fuhr der Graf, auf eine circassische Tschechole*) zeigend, fort, und mein Reitknecht ist mit einer doppelläufigen Büchse bewaffnet.

Dabei hatten wir den Wald erreicht und drangen in denselben ein. Bald verschwand auch der schmale Pfad, den wir anfänglich verfolgten, und jeden Moment sahen wir uns gezwungen, riesenhafte Bäume zu umreiten, deren tief niederhängende Zweige uns den Weg versperrten. Einige derselben, welche vor Alter abgestorben und umgefallen waren, sahen aus wie mit spanischen Reitern gekrönte, unübersteigliche Wälle. Weiterhin stießen wir auf tiefe, mit Wasserlinsen und Seerosen bedeckte Lachen und Tümpel, und hie und da schimmerten Lichtungen in smaragdgrünem Glanze. Aber wehe Dem, der sich ihnen genaht hätte! Die reiche, üppige Pflanzen-

*) Das Futteral einer circassischen Flinte.

decke verbirgt Moräste, in denen Roß und Reiter spurlos verschwinden. . . .

Die Schwierigkeiten des Weges hatten unser Gespräch unterbrochen. Ich bemühte mich, dem Grafen auf Schritt und Tritt zu folgen, und bewunderte die unerschütterliche Sicherheit, mit welcher er ohne Hülfe eines Compasses vorwärts drang und immer genau die Richtung wiederfand, die wir verfolgen mußten, um zu dem Kapas zu gelangen. Man sah, daß er lange und viel in diesen wilden Forsten gejagt haben mußte.

Endlich erblickten wir den Grabhügel in der Mitte einer weiten Waldblöße. Er war sehr hoch und mit einem Graben umgeben, der sich, trotz des wuchernden Gesträuchs und des eingerollten Erdreichs, noch deutlich erkennen ließ. Der Hügel schien bereits durchsucht zu sein. Auf seiner Höhe bemerkte ich Ueberbleibsel von zerbröckeltem Mauerwerk. Eine große Menge mit Kohlen vermischter Asche und umhergestreute Scherben von groben Thongefäßen bekundeten, daß man auf der Spitze des Hügels lange Zeit Feuer unterhalten hatte. Verdienten die volksthümlichen Ueberlieferungen Glauben, so hatten auf dem Kapas ehedem Menschenopfer stattgefunden; aber es giebt keine erloschene Religion, der man nicht solche abscheuliche Gebräuche zuschriebe, und ich möchte bezweifeln, daß sich in Bezug auf die alten Lithauer die Annahme durch historische Nachweise bestätigen läßt.

Als wir, der Graf und ich, wieder an dem Hügel hinabkletterten, um unsere Pferde, die wir jenseits des

Grabens zurückgelassen, zu besteigen, sahen wir eine alte Frau auf uns zukommen, die sich auf einen Stock stützte und einen Korb in der Hand trug.

Meine guten gnädigen Herren, sagte sie näherkommend, meine guten gnädigen Herren, schenken Sie mir doch etwas, um Gotteswillen, damit ich mir ein Glas Branntwein kaufen kann, um meinen alten Körper zu erwärmen.

Der Graf warf ihr ein Geldstück zu und fragte, was sie hier im Walde, so fern von jeder menschlichen Wohnung, zu thun habe?

Statt aller Antwort zeigte sie auf ihren mit Pilzen gefüllten Korb, und obgleich meine botanischen Kenntnisse sehr beschränkt waren, schienen mir mehrere der Schwämme giftiger Art zu sein.

Sie wollen diese Pilze doch nicht essen, liebe Frau? fragte ich.

Mein guter Herr, die armen Leute essen Alles, was der liebe Gott ihnen beschert, entgegnete die Alte mit traurigem Lächeln.

Sie kennen unsere lithauischen Mägen noch nicht; die sind mit Blech gefüttert, sagte der Graf lachend. Unsere Bauern essen jeden Schwamm und befinden sich dabei vortrefflich.

Warnen Sie die Frau wenigstens, diesen Agaricus necator hier zu essen! rief ich, indem ich die Hand ausstreckte, um mich eines der giftigsten Pilze zu bemächtigen; aber die Alte zog den Korb hastig zurück.

Nehmen Sie sich in Acht! rief sie im Tone des Schreckens; die Pilze werden bewacht . . . . Pirkuns! Pirkuns!

Pirkuns ist beiläufig gesagt der samogitische Name der Gottheit, welche die Russen Perun nennen, des Jupiter tonans der Slaven. Ich war erstaunt, die Alte einen der Götter des Heidenthums anrufen zu hören und war es noch mehr, als die Pilze plötzlich in Bewegung geriethen und der schwarze Kopf einer Schlange sich etwa einen Fuß hoch daraus hervorhob.

Ich machte einen Sprung nach rückwärts, und der Graf spuckte über seine Schulter, nach der abergläubischen Gewohnheit der Slaven, welche, wie die alten Römer, den Glauben hegen, dadurch böse Einflüsse abwenden zu können.

Die Alte stellte den Korb auf die Erde, kauerte sich deneben, streckte die Hand gegen die Schlange aus und sprach einige unverständliche Worte, die wie eine Beschwörungsformel klangen. Eine Minute lang blieb die Schlange unbeweglich, dann ringelte sie sich um den abgezehrten Arm der Alten und verschwand in den Aermel ihres Kittels von Schaaffell, welcher nebst einem schlechten Hemd, wie ich glaube, die ganze Bekleidung dieser lithauischen Circe ausmachte. Wie ein Taschenspieler, dem ein schweres Kunststück gelungen ist, sah uns die Alte mit triumphirendem Kichern an. In ihrem Gesicht lag dabei jenes Gemisch von List und Dummheit, das man bei sogenannten Zauberern, die meist Be-

trüger und Betrogene zugleich sind, ziemlich häufig wahrnimmt.

Da haben Sie ein Stückchen Localfarbe, sagte der Graf in deutscher Sprache zu mir. Eine Hexe, die am Fuße eines Kapas in Gegenwart eines gelehrten Professors und eines unwissenden lithauischen Edelmannes Schlangen beschwört. Das wäre ein hübscher Vorwurf zu einem Bilde für Ihren Landsmann Knaus . . . haben Sie nicht Lust, sich aus der Hand wahrsagen zu lassen? Die Gelegenheit ist günstig.

Ich entgegnete, daß ich mich wohl hüten würde, solche Dinge zu unterstützen.

Ich werde sie lieber fragen, fügte ich hinzu, ob sie keine weiteren Details über die eigenthümliche Tradition kennt, von der Sie vorhin sprachen. Gute Frau, fuhr ich fort, hast du nicht von einem Bezirk in diesem Walde sprechen hören, wo die Thiere in Gemeinschaft leben, ohne etwas von der Herrschaft der Menschen zu wissen?

Die Alte machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe und erwiderte mit halb blödsinnigem, halb boshaftem Kichern:

Da komme ich eben her. Die Thiere haben ihren König verloren. Nobel, der Löwe, ist gestorben. Sie müssen einen andern König wählen. Geh hin, vielleicht wählen sie dich!

Was sprichst du da, Mütterchen? rief der Graf, in lautes Lachen ausbrechend. Weißt du, mit wem du redest? Du weißt nicht, daß dieser Herr . . . (wie

zum Teufel heißt denn Professor auf schamaitisch?) daß dieser Herr ein weiser Mann, ein Waidelote*) ist?

Die Alte sah ihn aufmerksam an.

Ich habe mich geirrt, sagte sie; du solltest hingehen. Dich würden sie zum König machen, nicht ihn. Du bist groß und stark, hast Klauen und Zähne . . .

Was sagen Sie zu den Epigrammen, die uns die Hexe an den Kopf wirft? fragte der Graf . . . Du weißt also den Weg dahin, Mütterchen? fuhr er zu der Alten gewendet fort.

Sie zeigte mit der Hand nach einer Richtung des Waldes.

Dort? rief der Graf. Und die Sümpfe, wie kommst du durch die Sümpfe? Sie müssen nämlich wissen, Herr Professor, daß sich dort, wohin sie zeigt, unwegsame Moore ausdehnen, unergründlicher Morast, der mit grünen Pflanzen bedeckt ist. Im vorigen Jahre flüchtete sich ein Hirsch, den ich verwundet hatte, dorthin. Ich sah, wie er einsank, langsam, langsam . . . Nach Verlauf von zwei Minuten erblickte ich nichts mehr von ihm, als sein Geweih; bald darauf war auch das verschwunden und mit ihm zwei meiner Hunde.

Aber ich . . ich bin nicht so schwer, kicherte die Alte.

Ich glaube, du reitest auf einem Besenstiel darüber; sagte der Graf.

*) Schlechte Uebersetzung von Professor. Die lithauischen Barden hießen Waidelote.

Ein zorniger Blick zuckte in den Augen der Alten auf.

Mein guter Herr, sagte sie, indem sie den näselnden, schleppenden Ton einer Bettlerin wieder annahm, willst du nicht einer alten Frau eine Pfeife Tabak schenken? — Du würdest besser thun, fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, du würdest besser thun, den Weg durch jene Sümpfe zu suchen, als nach Dowghielly zu gehen.

Dowghielly! rief der Graf erröthend. Was willst du damit sagen?

Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß das Wort einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn machte. Er war offenbar verlegen, senkte den Kopf und beschäftigte sich, um seine Bestürzung zu verbergen, emsig mit dem Tabaksbeutel, der am Griffe seines Waidmessers hing.

Nein, geh nicht nach Dowghielly! wiederholte die Alte. Die weiße Taube ist nichts für dich. — Habe ich nicht Recht, Pirkuns?

In diesem Moment steckte die Schlange ihren Kopf aus dem Kittel von Schaaffellen am Halse der Alten heraus und erhob sich bis zu ihrem Ohre, indem sie, wahrscheinlich auf dies Kunststück abgerichtet, Zunge und Kiefern bewegte, als ob sie spräche.

Er sagt, daß ich Recht habe, kicherte die Alte.

Der Graf reichte ihr eine Hand voll Tabak.

Du kennst mich also? fragte er.

Nein, mein guter Herr.

Ich bin der Besitzer von Medintiltas. Komm in

diesen Tagen einmal zu mir. Ich werde dir Tabak und Branntwein geben.

Die Alte küßte ihm die Hand und eilte mit großen Schritten davon. Nach wenigen Augenblicken hatten wir sie aus dem Gesicht verloren. Der Graf blieb nachdenklich und zog die Schnur seines Tabaksbeutels auf und zu, offenbar ohne sich seines Thuns bewußt zu sein.

Sie werden sich über mich lustig machen, Herr Professor, begann er nach längerem Schweigen. Die alte Hexe kennt mich besser, als sie zugesteht, und der Weg, den sie mir zeigte . . . Indessen liegt in Alledem nichts Erstaunliches. Ich bin in der Gegend bekannt, wie ein weißer Wolf, und die Alte hat mich wahrscheinlich mehr als einmal auf dem Wege nach Dowghielly gesehen . . . Dort giebt es eine heirathsfähige junge Dame, und so hat sie vorausgesetzt, daß ich in diese verliebt sei. Irgend ein hübscher Junge aus der Umgegend wird sie durch ein Trinkgeld bestimmt haben, mir Unheil zu prophezeihen . . . Alles das springt in die Augen, indessen . . . ich mag mich dagegen wehren, wie ich will, haben ihre Worte einen Eindruck auf mich gemacht — haben mich beinahe erschreckt. Sie lachen und haben ganz Recht . . . Die Sache ist aber die, daß ich den Plan hatte, uns heute in Dowghielly zu Tisch einzuladen, und daß ich nun irre geworden bin . . . Ich bin ein großer Narr, nicht wahr? Aber entscheiden Sie selbst, Herr Professor: sollen wir hinreiten oder nicht?

Ich werde mich wohl hüten, einen Rath zu

geben. In Heirathsangelegenheiten spreche ich nie eine Meinung aus, entgegnete ich lachend.

Dabei hatten wir unsere Pferde wieder erreicht. Der Graf schwang sich leicht in den Sattel und ließ die Zügel fallen.

Das Pferd soll für uns entscheiden! rief er.

Das Thier zögerte keinen Augenblick, sondern bog sofort in einen kleinen Pfad ein, der, nachdem er sich eine Weile zwischen den Bäumen hingeschlängelt, auf eine gebahnte Straße mündete. Diese Straße führte nach Dowghielly, und eine halbe Stunde später hielten wir vor dem Perron des Schlosses.

Der Hufschlag unserer Pferde lockte ein hübsches Köpfchen ans Fenster, in welchem ich sofort die verrätherische Uebersetzerin von Mickiewitz erkannte.

Seien Sie willkommen! rief sie zwischen den Gardinen hervor. Sie konnten gar nicht zur gelegneren Zeit eintreffen, Graf Szemioth. Ich habe soeben aus Paris ein Kleid erhalten und werde so schön darin aussehen, daß Sie mich sicherlich kaum wiedererkennen.

Damit schlossen sich die Gardinen. Als wir den Perron hinauf stiegen, murmelte der Graf zwischen den Zähnen:

Gewiß hat sie das Kleid nicht für mich angelegt.

Ich wurde Frau von Dowghiello, der Tante Julka's, vorgestellt, die mich sehr zuvorkommend empfing und von meinen letzten Artikeln in der Königsberger Zeitung für Kunst und Literatur sprach.

Der Professor kommt, um sich bei Ihnen über Fräulein Julie zu beklagen, die ihm einen sehr boshaften Streich gespielt hat, sagte der Graf.

Sie ist ein Kindskopf, Herr Professor. Verzeihen Sie ihr. Sie hat mich durch ihre Thorheiten schon oft beinahe zur Verzweiflung gebracht, entgegnete die Dame. Ich war mit sechszehn Jahren vernünftiger, als sie mit zwanzig, aber im Grunde ist sie ein gutes Mädchen und besitzt alle möglichen ausgezeichneten Eigenschaften und Talente. Sie spielt sehr gut Klavier, ist eine vortreffliche Blumenmalerin, spricht drei Sprachen: französisch, deutsch und italienisch gleich fertig . . . stickt . .

Und macht schmudische Verse! fügte der Graf lachend hinzu.

Nein, das kann sie nicht! rief Frau von Dowghiello, welcher man nun den Schelmenstreich ihrer Nichte erzählte.

Frau von Dowghiello war sehr unterrichtet und mit den Alterthümern ihres Landes bekannt und vertraut Ihre Unterhaltung interessirte mich außerordendlich. Sie las viele unsrer „Revuen“ und hatte ein sehr gesundes Urtheil über Sprachen und Sprachforschung. Ich gestehe, daß mir die Zeit, welche Fräulein von Iwinska brauchte, um sich anzuziehen, schnell verfloß, aber desto länger schien sie dem Grafen Szemioth zu werden, der sich bald erhob, bald wieder setzte, zum Fenster hinaussah und mit den Fingern an den Scheiben trommelte, wie ein Mann, welcher anfängt die Geduld zu verlieren.

Endlich, nach drei Viertelstunden, erschien die junge

Dame in Begleitung ihrer französischen Gesellschafterin. Sie trug mit ebenso viel Grazie als Stolz eine Robe, deren Beschreibung größere Kenntnisse in dem Fache der Toilette erfordern würde, als ich besitze.

Bin ich nicht schön? fragte sie den Grafen, indem sie sich langsam um sich selbst drehte und sich ihm von allen Seiten zeigte.

Dabei sah sie weder mich noch ihn an, sondern nur das Kleid.

Nun, Julka, sagst du dem Herrn Professor, der sich über dich zu beklagen hat, nicht guten Tag? fragte Frau von Dowghiello.

Was habe ich denn verbrochen? rief Fräulein von Iwinska, den Mund zu einem allerliebsten Schmollen verziehend. Werden Sie mich zur Strafe ins Carcer schicken, Herr Professor?

Die Strafe würde nur uns selbst treffen, indem sie uns Ihrer Gegenwart beraubte, entgegnete ich. Auch bin ich fern davon, mich zu beklagen, im Gegentheil, ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet für die Ueberzeugung, die ich durch Sie gewonnen, daß die Muse Lithauens glänzender als je erblüht.

Sie beugte den Kopf und hielt die Hände vor das Gesicht, wobei sie sich indessen sehr in Acht nahm, ihre Frisur nicht in Unordnung zu bringen.

Verzeihen Sie, ich will es nicht wieder thun! sagte sie im Tone eines Kindes, welches Confitüren genascht hat.

Ich werde Ihnen nur unter der Bedingung ver-

zeihen, liebe Pani, daß Sie gewisse Versprechungen erfüllen, die Sie mir in Wilna bei der Fürstin Katazina Paç gegeben haben, entgegnete ich.

Welche Versprechungen? fragte sie lachend, indem sie den Kopf aufhob.

Haben Sie das schon vergessen? Sie versprachen mir, wenn wir uns in Samogitien wiedersehen sollten, einen gewissen volksthümlichen Tanz, von dem Sie Wunderdinge berichteten.

Ach, die Russalka! Mit Vergnügen; und da haben wir auch gleich den Partner, den ich dazu brauche.

Damit lief sie zu einem Tische, auf welchem Musikhefte lagen, blätterte rasch darin, legte eins auf das Notenpult des Flügels und wendete sich an ihre Gesellschafterin.

Bitte, liebe Seele, allegro presto!

Und ohne sich niederzusetzen, spielte sie selbst das Ritornell, um das Tempo anzugeben.

Kommen Sie, Graf Michael! rief sie dann. Sie sind ein viel zu guter Lithauer, um die Russalka nicht zu tanzen . . . aber tanzen Sie wie ein Bauer, hören Sie wohl!

Frau von Dowghiello versuchte zu protestiren, aber vergebens. Der Graf und ich bestanden auf unserem Willen. Er hatte allerdings seine guten Gründe dazu, denn die ihm zufallende Rolle war, wie man bald sehen wird, die angenehmste. Die Gesellschafterin erklärte nach einigen Versuchen, sie glaube, diese Art von Walzer, so

sonderbar er auch sei, spielen zu können, und nachdem Fräulein von Iwinska einige Stühle und einen Tisch, die ihr im Wege standen, bei Seite geschoben, faßte sie ihren Partner beim Kragen des Rockes und führte ihn in die Mitte des Salons.

Sie wissen also, Herr Professor, daß ich eine Russalka bin, begann sie mit einer tiefen Verbeugung. Eine Russalka, fuhr sie fort, ist eine Nixe. Es giebt solche in jedem der schwarzen Teiche, die unsere Wälder schmücken. Kommen Sie ihnen ja nicht zu nahe! Die Russalka, die womöglich noch schöner ist, als ich, huscht heraus, zieht Sie hinab ins Wasser und verspeis't Sie aller Wahrscheinlichkeit nach.

Also eine wirkliche Sirene! rief ich.

Er, fuhr Fräulein von Iwinska auf den Grafen Szemioth deutend fort, er ist ein junger, sehr unerfahrener Fischer, der sich mir unvorsichtig nähert, und ich, um mir etwas länger das Vergnügen zu machen, tanze ein bischen um ihn herum . . . Aber um Alles das gut darzustellen, brauchte ich nothwendig einen Sarafan*). Schade! Sie müssen dies Kleid, das weder Charakter noch Lokalfarbe besitzt, entschuldigen . . . Ach und ich habe Schuhe an! Die Russalka mit Schuhen, noch dazu mit Hackenschuhen zu tanzen, ist ganz unmöglich!

Dabei hob sie den Saum ihres Rockes empor, schüttelte einen ihrer kleinen hübschen Füße sehr graziös

*) Sarafan heißt der taillenlose Rock einer lithauischen Bäuerin.

und schleuderte, auf die Gefahr einen Theil ihres Beines zu zeigen, den Schuh in die äußerste Ecke des Salons. Der zweite folgte dem ersten, und sie stand nun in seidnen Strümpfen auf dem Parquet.

Ich bin fertig! rief sie ihrer Gesellschafterin zu.

Und der Tanz begann.

Die Russalka umschwebt ihren Tänzer. Er streckt die Arme aus, um sie zu erfassen; sie schlüpft unter denselben hindurch und entgeht ihm. Alles das ist sehr graziös, die Musik ist bewegt und originell. Der Tanz endigt damit, daß der Tänzer die Russalka endlich zu erhaschen meint, um sie zu küssen. Sie macht einen Sprung und fällt wie todt zu seinen Füßen . . Aber hier improvisirte der Graf und brachte eine Variation an. Er umfaßte die neckische Nymphe wirklich und küßte sie herzhaft. Fräulein von Iwinska stieß einen kleinen Schrei aus, erröthete und ließ sich schmollend auf ein Sopha sinken, indem sie sich beklagte, er habe sie umarmt wie ein Bär. Ich sah, daß der Vergleich dem Grafen nicht gefiel, denn er erinnerte ihn an sein Familienunglück. Seine Stirn wurde düster.

Ich meinestheils bedankte mich bei Fräulein von Iwinska auf das Angelegentlichste und lobte den Tanz, der einen wirklich antiken Charakter zu tragen schien und mich an die heiligen Tänze der Griechen erinnerte.

Ein Diener, welcher den General und die Fürstin Veliaminoff meldete, unterbrach uns. Fräulein von Iwinska machte einen Sprung vom Kanapee zu ihren

Schuhen, schlüpfte mit ihren kleinen Füßen hinein, eilte der Fürstin entgegen und machte ihr zwei tiefe Verbeugungen. Ich bemerkte, wie sie bei jeder derselben sehr geschickt einen ihrer Schuhe herauf zog.

Der General brachte zwei Adjutanten mit und lud sich, wie wir gethan, zu Tisch. In jedem andern Lande der Welt hätte das unerwartete Eintreffen von sechs Tischgästen, die den besten Appetit mitbrachten, die Wirthin in Verlegenheit gesetzt, aber in diesen lithauischen Häusern herrscht eine solche Gastfreundschaft und Fülle, daß sich das Mittagessen nicht um eine halbe Stunde verspätete. Das Einzige war, daß es etwas zu viel warme und kalte Pasteten dabei gab.

IV.

Das Diner verlief sehr heiter. Der General theilte uns recht interessante Einzelnheiten über die Sprachen mit, welche im Kaukasus gesprochen werden, und von denen die einen zu den arischen, die andern zu den turanischen gehören, obgleich die verschiedenen Volksstämme unter sich eine merkwürdige Uebereinstimmung in Sitten und Gebräuchen zeigen. Ich selbst mußte von meinen Reisen erzählen, denn nachdem Graf Szemioth mich wegen meiner Reitkünste beglückwünscht und hinzugefügt hatte, daß ihm nie ein Professor oder Geistlicher vorgekommen, der einem Ritt, wie wir ihn heute gemacht, so gewachsen gewesen wäre, hatte ich ihm zur Erklärung sagen müssen, daß ich — von der Bibelgesellschaft mit

einer Arbeit über die Sprachen der Charruas beauftragt — drei Jahre in der Republik Uruguay zugebracht, während der Zeit fast immer in den Pampas und unter den Indianern gelebt und selbstverständlich wenig vom Pferde heruntergekommen wäre. Auf diese Weise kam ich dazu, unter Anderm zu erzählen, daß ich einmal, drei Tage in den unabsehbaren Ebenen verirrt und ohne Lebensmittel, genöthigt gewesen wäre, es wie die Gauchos zu machen, d. h. meinem Pferde zu Ader zu lassen und sein Blut zu trinken.

Alle Damen stießen einen Schrei des Abscheus aus. Der General bemerkte, daß die Kalmücken in gleicher Lage zu demselben Hülfsmittel zu greifen pflegten, und der Graf fragte mich, wie ich das Getränk gefunden hätte?

Moralisch widerstand es mir aufs Aeußerste, entgegnete ich, physisch bekam es mir sehr gut, und ich verdanke es diesem Blute allein, daß ich heute die Ehre haben kann, hier mit Ihnen zu Mittag zu essen. Viele Europäer, d. h. Weiße, die lange mit den Indianern gelebt haben, finden selbst nach und nach Geschmack daran. Mein sehr vortrefflicher Freund Don Fructuoso Rivero, der Präsident der Republik, versäumt z. B. selten eine Gelegenheit, diesen Appetit zu befriedigen. Ich erinnere mich, daß er eines Tages, als er sich eben in großer Uniform nach dem Congreß begab, an einem Rancho vorüber kam, wo man einem Füllen zur Ader ließ. Er hielt an, stieg vom Pferde, verlangte einen Schoppen und ein Saugröhrchen, worauf er eine seiner besten Reden hielt

Ihr Präsident ist ein abscheuliches Ungeheuer! rief Fräulein von Iwinska.

Verzeihen Sie, verehrte Pani, entgegnete ich, er ist ein sehr distinguirter Mann von hervorragenden geistigen Gaben. Er spricht mehrere sehr schwere indianische Sprachen ausgezeichnet, besonders das Charrua, dessen große Schwierigkeit in den zahllosen Formen besteht, die das Verbum je nach dem Régime direct oder indirect und selbst nach der socialen Stellung annimmt, in welcher die sprechenden Personen zu einander stehen.

Eben wollte ich noch einige ziemlich eigenthümliche Details über den Mechanismus des Verbums in dieser Sprache hinzufügen, als mich der Graf mit der Frage unterbrach, wo man einem Pferde zur Ader lassen müsse, wenn man die Absicht habe, sein Blut zu trinken.

Um Gotteswillen, lieber Professor, sagen Sie es ihm nicht! rief Fräulein von Iwinska mit komischem Entsetzen. Er wäre im Stande, seinen ganzen Marstall zu opfern, und wenn er keine Pferde mehr hat uns selbst aufzuessen!

Nach diesem scherzhaften Ausfall standen die Damen lachend vom Tische auf, um Kaffee und Thee zu bereiten, während wir unsere Cigarren rauchten. Nach einer Viertelstunde ließ man den General bitten, in den Salon zu kommen. Wir wollten ihm folgen, aber man sagte uns, die Damen wünschten nur einen der Herren auf einmal. Bald darauf hörten wir lautes Lachen und Händeklatschen im Salon.

Fräulein Julka scheint im besten Zuge, sagte der Graf.

Jetzt wurde er selbst gerufen; neues Lachen, neues Händeklatschen. Nun kam ich an die Reihe. Als ich in den Salon trat, hatte die Gesellschaft den Anschein eines tiefen Ernstes angenommen, der nichts Gutes prophezeite. Ich erwartete irgend eine Neckerei.

Herr Professor, begann der General so geschäftsmäßig wie möglich, die Damen behaupten, wir hätten dem Champagner zu viel Ehre angethan und wollen uns nur, wenn wir eine Probe ablegen, in ihre Gesellschaft aufnehmen. Es handelt sich nun darum, mit verbundenen Augen von der Mitte des Salons bis an jene Mauer zu gehen und sie mit dem Finger zu berühren. Sie sehen, die Sache ist sehr einfach, man hat nur gerade aus zu marschiren. Fühlen Sie sich im Stande, die gerade Richtung inne zu halten?

Ich glaube, Herr General.

Sogleich band mir Fräulein von Iwinska ein Tuch um die Augen und zog es am Hinterkopfe mit aller Gewalt zu.

Sie stehen mitten im Salon, sagte sie. Strecken Sie die Hand aus . . . So! Ich wette, Sie finden die Mauer nicht.

Vorwärts marsch! kommandirte der General.

Ich hatte nicht mehr als fünf oder sechs Schritte zurückzulegen, bewegte mich aber sehr langsam vorwärts, fest überzeugt, einer ausgespannten Schnur oder einem

Tabouret zu begegnen, das man mir verrätherisch in den Weg stellte, um mich zum Straucheln zu bringen. Unterdrücktes Lachen, das ich vernahm, vermehrte noch meine Verlegenheit. Endlich glaubte ich mich der Mauer nahe genug, um sie erreichen zu können, aber anstatt der Wand berührte mein ausgestreckter Finger etwas Kaltes, Klebriges. Ich machte eine Grimasse und einen Sprung nach rückwärts, den alle Anwesenden mit lautem Gelächter begrüßten . . . Das Tuch von den Augen reißend, erblickte ich Fräulein von Jwinska, einen Topf voll Honig in der Hand, in den ich, anstatt die Mauer zu berühren, mit dem Finger gefahren war. Mein einziger Trost war, daß die beiden Adjutanten, welche dieselbe Probe zu bestehen hatten, nicht besser davon kamen, als ich.

Fräulein von Jwinska ließ ihrer tollen Laune den ganzen Abend über vollkommen freien Lauf. Immer spöttisch, immer neckisch, machte sie bald Diesen, bald Jenen zum Stichblatt ihrer Scherze. Ich bemerkte indessen, daß sie sich am häufigsten an den Grafen wendete, der, wie ich zugestehen muß, auch durchaus kein Spaßverderber war, sondern das größte Vergnügen an ihren Neckereien zu finden schien. Wendete sie dagegen ihre Angriffe einem der Adjutanten zu, so verfinsterte sich sofort seine Stirn, und ich sah sein Auge in einem dunkeln Feuer blitzen, das in der That etwas Erschreckendes hatte. „Muthwillig wie ein Kätzchen und weiß wie Milch.“ Es schien mir, als hätte Mickiewitz, als er diese

Worte schrieb, das Porträt der Panna Iwinska zeichnen wollen.

V.

Man trennte sich ziemlich spät. In vielen vornehmen Häusern Lithauens findet man prachtvolles Silberzeug, schöne Möbel, kostbare türkische Teppiche, aber man hat dem ermüdeten Gaste kein gutes, deutsches Bett zu bieten. Der Slave, sei er reich oder arm, Edelmann oder Bauer, schläft vortrefflich auf dem Fußboden. Schloß Dowghielly machte keine Ausnahme von der Regel. In dem Zimmer, das man uns, dem Grafen und mir, anwies, befanden sich nur zwei mit Leder bezogene Sophas. Mich erschreckte das nun nicht gerade, denn ich hatte auf meinen Reisen oft auf der bloßen Erde gelegen, und die Declamationen des Grafen über den Mangel an Civilisation bei seinen Landsleuten nöthigten mir nur ein Lächeln ab. Ein Diener kam, um uns die Stiefel auszuziehen, und brachte uns Schlafröcke und Pantoffeln. Der Graf ging, nachdem er seinen Rock abgelegt, eine Weile im Zimmer auf und ab und blieb dann plötzlich vor dem Sopha stehen, auf dem ich mich bereits ausgestreckt hatte.

Was denken Sie von Julka? fragte er mich.

Ich finde sie sehr reizend.

Gewiß aber auch sehr kokett . . . . Glauben Sie, daß sie eine ernstliche Neigung zu diesem kleinen blonden Hauptmann hat?

Dem Adjutanten? . . Wie kann ich das wissen? Er ist ein Geck, und deßhalb gefällt er den Frauen.

Die Folgerung bestreite ich, Herr Graf. Soll ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich glaube? Ich glaube, Fräulein von Iwinska denkt viel mehr daran, dem Grafen Szemioth zu gefallen, als allen Adjutanten der Armee.

Er erröthete und antwortete mir nicht; aber es kam mir vor, als hätten ihm meine Worte großes Vergnügen gemacht. Eine Weile ging er noch, ohne zu sprechen, im Zimmer auf und ab, endlich sah er nach seiner Uhr.

Meiner Treu, wir würden gut thun, zu schlafen, es ist bereits spät, sagte er.

Dann nahm er seine Flinte und seinen Hirschfänger, die man in unser Zimmer gebracht hatte, legte sie in einen Schrank und zog den Schlüssel ab.

Wollen Sie ihn an sich nehmen? fragte er, indem er mir denselben zu meinem Erstaunen überreichte. Ich könnte ihn vergessen — jedenfalls haben Sie ein besseres Gedächtniß als ich.

Das beste Mittel, Ihre Waffen nicht zu vergessen, würde es wohl sein, wenn Sie dieselben auf jenen Tisch neben Ihrem Sopha legten.

Nein . . . hören Sie, um aufrichtig zu sprechen . . . ich habe nicht gern Waffen in der Nähe, wenn ich schlafe . . . Und ich will Ihnen auch meine Gründe sagen. Als ich noch bei den Husaren in Grodno stand,

schlief ich eines Tages mit einem Kameraden in demselben Zimmer. Meine Pistolen lagen auf dem Stuhle neben mir. In der Nacht erwachte ich von einem Knall. Ich hatte eine Pistole in der Hand, hatte Feuer gegeben, und die Kugel war in einer Entfernung von zwei Zoll am Kopfe meines Freundes vorübergeflogen. Ich habe mich nie besinnen können, was ich geträumt hatte.

Diese Anekdote machte mich etwas nachdenklich. Dagegen, daß er mir eine Kugel durch den Schädel jagte, war ich allerdings geschützt, aber wenn ich die gewaltige Gestalt und die herkulischen Gliedmaßen meines Gefährten ins Auge faßte, seine nervigen von schwarzem Flaum bedeckten Arme, so mußte ich eingestehen, daß er recht gut im Stande war, mich im Traume mit seinen Händen zu erwürgen. Dessenohngeachtet hütete ich mich wohl, ihm die geringste Unruhe zu zeigen. Nur setzte ich ein Licht auf den Stuhl vor meinem Sopha und fing an, in dem Katechismus von Lawicki zu lesen, den ich mitgebracht hatte. Der Graf wünschte mir gute Nacht, streckte sich auf sein Sopha, drehte sich fünf oder sechsmal um und schien endlich einzuschlafen, obgleich er zusammengeringelt lag, wie jener Liebende des Horaz, der, in einen Koffer eingeschlossen, mit dem Kopfe die heraufgezogenen Knie berührt.

. . . Turpi clausus in arca
Contractum genibus tangas caput . . .

Von Zeit zu Zeit stieß er einen gewaltigen Seufzer aus, oder ließ eine Art von nervösem Schnarchen

hören, das ich der seltsamen Stellung zuschrieb, in der er schlief. So verging etwa eine Stunde. Ich wurde ebenfalls schläfrig, schloß mein Buch und legte mich so bequem als möglich zurecht, als ein seltsames Lachen meines Stubengenossen mich plötzlich zusammenfahren ließ. Ich betrachtete den Grafen. Er hatte die Augen geschlossen, sein ganzer Körper zitterte, und seinen halboffenen Lippen entschlüpften kaum vernehmliche Worte:

Sehr frisch! . . Sehr weiß! . . . der Professor weiß nicht, was er sagt . . . Pferde taugen nichts . . . Welches leckere Stück! . . .

Dann biß er mit den Zähnen in das Kissen, auf dem er mit dem Kopfe lag, und stieß dabei thierische Laute aus, von denen er selbst erwachte.

Ich blieb still auf meinem Sopha und stellte mich schlafend, aber ich beobachtete ihn genau. Er setzte sich aufrecht, rieb sich die Augen, seufzte traurig und blieb, ohne sich zu rühren, etwa eine Stunde wie in tiefe Gedanken versunken sitzen. Mir war sehr unbehaglich zu Muthe, und ich nahm mir vor, nie wieder mit dem Grafen in demselben Zimmer zu schlafen. Schließlich überwand indessen die Müdigkeit die Unruhe, und als der Diener am andern Morgen in unser Zimmer trat, schliefen wir Beide tief und fest.

VI.

Nach dem Frühstück kehrten wir nach Medintiltas zurück. Dort gelang es mir, Dr. Fröber allein zu

sprechen, und ich theilte ihm mit, daß ich den Grafen für krank halte, daß er entsetzliche Träume habe, vielleicht somnambül sei, und daß er in diesem Zustande gefährlich werden könne.

Alles das habe ich bereits bemerkt, entgegnete der Arzt. Bei einer athletischen Gestalt ist er nervös wie eine Frau. Vielleicht hat er das von seiner Mutter . . . Sie war diesen Morgen sehr bösartig . . . Ich glaube nicht recht an das, was man von den Gelüsten schwangerer Frauen und den Einwirkungen eines gehabten Schreckens erzählt, aber es waltet kein Zweifel, daß die Gräfin wahnsinnig ist, und Wahnsinn überträgt sich durch das Blut . . .

Aber der Graf ist sonst ganz vernünftig, erwiderte ich. Er denkt vollkommen klar, ist sehr unterrichtet, viel unterrichteter, als ich, offen gestanden, geglaubt hätte, er lies't gern . . .

Das Alles gebe ich zu, mein lieber Professor; aber er ist auch oft sehr sonderbar. Zuweilen schließt er sich mehrere Tage ein und streift Nachts umher . . . Dabei lies't er unglaubliche Bücher . . . Deutsche Metaphysik, Philosophie . . . was weiß ich Alles! Erst gestern hat er einen Ballen Bücher aus Leipzig bekommen. Soll ich die Sache beim rechten Namen nennen? Ein Herkules bedarf einer Hebe . . Es giebt hier sehr hübsche Bauermädchen . . . Sonnabends Abends, nach dem Bade, könnte man sie für Fürstinnen halten . . . und es ist nicht Eine darunter, die nicht stolz darauf sein würde,

dem Grafen die Zeit zu vertreiben! In seinem Alter — der Teufel soll mich holen! . . . Aber nein, er hat keine Geliebte und nimmt auch keine Frau, und daran thut er sehr Unrecht. Er braucht eine Ableitung . . .

Der grobe Materialismus des Doctors verletzte mich aufs Aeußerste, und ich brach das Gespräch kurz ab, indem ich ihm sagte, daß ich sehr wünschte, Graf Szemioth möge eine seiner würdige Gattin finden. Nicht ohne Verwunderung hatte ich indessen von dem Doctor vernommen, daß der Graf sich mit philosophischen Studien beschäftige. Dieser Husarenoffizier, dieser leidenschaftliche Jäger, der deutsche Werke über Metaphysik las und sich mit Physiologie beschäftigte, warf alle meine Voraussetzungen über den Haufen. Der Doctor hatte mir übrigens die Wahrheit gesagt, und ich erhielt noch an demselben Tage den Beweis dafür.

Wie erklären sie den Dualismus oder das Doppeltsein unsrer Natur, Herr Professor? fragte der Graf mich plötzlich, als wir beinahe mit dem Mittagessen fertig waren.

Da er bemerkte, daß ich ihn nicht ganz verstand, fuhr er fort:

Haben Sie niemals auf der Höhe eines Thurmes oder am Rande eines Abgrundes gestanden, und die Versuchung empfunden, sich hinabzustürzen, während Sie sich gleichzeitig von Schrecken gepackt fühlten? . . .

Das läßt sich durch rein physische Ursachen erklären, sagte der Doctor. Erstens bringt die Anstrengung des

Steigens stets einen Andrang des Blutes nach dem Gehirn hervor, welcher . . .

Ach, lassen wir das Blut, Doctor, und wählen wir ein anderes Beispiel, rief der Graf ungeduldig; wir halten z. B. eine geladene Flinte in der Hand. Unser bester Freund steht vor uns, und plötzlich kommt uns der Gedanke, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Man empfindet den größten Abscheu vor einem Morde, und dennoch kommt der Einfall. Ich glaube, meine Herren, wenn man Alles, was uns im Laufe einer Stunde durch den Kopf geht . . . wenn man z. B. Ihre Gedanken, Herr Professor, den ich für einen weisen, tugendhaften Menschen halte, aufschriebe . . . sie würden wahrscheinlich einen Folioband bilden, nach welchem jeder Advocat mit Erfolg für Ihre Amtsentsetzung plaidiren, jeder Richter Sie ins Gefängniß oder in ein Narrenhaus sperren könnte.

Sicherlich würde mich kein Richter darum verurtheilen, daß ich diesen Morgen länger als eine Stunde das Mysterium zu ergründen suchte, nach welchem die slavischen Verben in die zukünftige Zeit gerückt werden, sobald sie sich mit einer Präposition verbinden. Aber wenn ich auch zufällig etwas Andres gedacht hätte, welcher Beweis wäre das gegen mich? Ich bin ebenso wenig Herr meiner Gedanken als der äußeren Veranlassungen dazu. Wenn auch ein unrechter Gedanke in mir auftauchte, so könnte man daraus noch lange nicht auf die Ausführung, ja nicht einmal auf den Vorsatz zur

Ausführung schließen. Ich bin niemals auf den Einfall gerathen, einen Menschen zu tödten, aber wenn mir auch die Idee käme, so hätte ich doch meine Vernunft, um sie zu verscheuchen.

Ja, von Vernunft läßt sich leicht reden, aber es ist doch die Frage, ob sie wirklich immer bei der Hand ist, um uns zu leiten, wie Sie sagen. Um die Vernunft zu hören und ihr zu gehorchen, bedarf es der Ueberlegung, d. h. wir brauchen dazu Zeit und kaltes Blut. Hat man aber immer das Eine und das Andere? Im Kampf sehe ich z. B. eine ricochettirende Kugel geflogen kommen; ich springe zur Seite und stelle meinen Freund bloß, für den ich gern mein Leben gegeben, wenn ich Zeit behalten hätte, zu überlegen . . .

Ich versuchte ihm von unseren Pflichten als Menschen und Christen zu sprechen, von der Nothwendigkeit, den Streitern des Evangeliums nachzuahmen, und immer zum Kampfe bereit zu sein. Ich suchte ihm endlich zu Gemüth zu führen, daß wir, indem wir ununterbrochen gegen unsere Leidenschaften ankämpfen, auch immer neue Kräfte gewinnen, sie zu besiegen und zu beherrschen. Aber ich erreichte, wie ich fürchte, nichts, als daß er schwieg; überzeugt schien er nicht.

Noch etwa zehn Tage verweilte ich im Schlosse und stattete während dieser Zeit einen zweiten Besuch in Dowghielly ab, doch blieben wir diesmal nicht über Nacht. Fräulein von Iwinska zeigte sich, wie das erste Mal, als neckisches, verwöhntes Kind. Auf den Grafen

übte sie eine Art von unwiderstehlichem Zauber aus, und ich zweifelte nicht daran, daß er in sie verliebt sei. Indessen kannte er ihre Fehler und machte sich keine Illusionen. Er wußte, daß sie kokett, eitel und gleichgültig gegen Alles war, was ihr kein Amüsement versprach. Ich bemerkte oft, wie sehr er darunter litt, daß sie so und nicht anders war, aber sobald sie ihm eine kleine Aufmerksamkeit erwies, vergaß er Alles; sein Gesicht verklärte sich, und er strahlte vor Freude.

Er wollte mich vor meiner Abreise ein letztes Mal mit nach Dowghielly nehmen, vielleicht weil ich die Tante zu unterhalten pflegte, während er mit der Nichte im Garten spazieren ging, aber ich hatte noch so viel zu arbeiten, daß ich mich entschuldigen mußte, so sehr er auch in mich drang. Zum Mittagessen war er wieder da, obgleich er uns gesagt, wir möchten nicht auf ihn warten. Er setzte sich an den Tisch, vermochte aber nicht zu essen. Während der ganzen Mahlzeit blieb er düster und verstimmt. Von Zeit zu Zeit zogen sich seine Brauen zusammen, und die Augen nahmen einen unheimlichen Ausdruck an. Als der Doctor sich entfernte, um zur Gräfin zu gehen, folgte der Graf mir in mein Zimmer und theilte mir mit, was ihm auf dem Herzen lag.

Es thut mir sehr leid, Sie, Herr Professor, verlassen zu haben, um Jene zu besuchen, die sich über mich lustig macht und nur neue Gesichter liebt, sagte er. Aber glücklicherweise ist jetzt Alles zu Ende zwischen uns;

ich bin der Sache überdrüssig und werde Fräulein Iwinska niemals wiedersehen . . .

Seiner Gewohnheit nach ging er eine Weile im Zimmer auf und ab, dann begann er wieder:

Sie haben vielleicht geglaubt, ich sei in sie verliebt? Wenigstens denkt es der Dummkopf von Doctor. Nein, ich habe sie nie geliebt. Ihr Lachen hat mich amüsirt — ich sah gern ihre weiße Haut . . . das ist Alles, was gut an ihr ist . . . . besonders die Haut. Das Gehirn ist wenig werth. Ich habe niemals etwas Anderes in ihr erblickt als eine hübsche Puppe, die man gern sieht, wenn man sich langweilt und keine neuen Bücher hat. Sie ist ohne Zweifel eine Schönheit zu nennen . . . Ihre Haut ist prachtvoll! Und das Blut, das unter dieser Haut rinnt, muß noch schmackhafter sein, als das eines Pferdes. Was meinen Sie dazu, Herr Professor?

Dabei brach er in ein lautes Gelächter aus, das mir eine unangenehme Empfindung verursachte.

Am nächsten Tage sagte ich ihm Lebewohl, um meine Untersuchungen im Norden des Herzogthums fortzusetzen.

VII.

Diese Studien dauerten noch etwa zwei Monate, und ich darf wohl sagen, daß es in Samogitien kaum ein Dorf giebt, in dem ich nicht gewesen und wo ich nicht einige werthvolle Documente erworben hätte. Es

sei mir erlaubt, diese Gelegenheit zu benutzen, um den Bewohnern der Provinz und namentlich den Herren Geistlichen für die wirklich angelegentliche Unterstützung zu danken, welche sie meinen Bestrebungen zu Theil werden ließen, sowie für die werthvollen Beiträge, mit denen sie mein Wörterbuch bereicherten.

Nach einwöchentlichem Aufenthalte in Szawle hatte ich mir eben vorgenommen, nach Klaypeda (der Hafenstadt, die wir Memel nennen) zu gehen, um nach Hause zurückzukehren, als mir Graf Szemioth durch seinen Jäger den folgenden Brief zusandte.

„Lieber Herr Professor!

Gestatten Sie mir, Ihnen deutsch zu schreiben, denn schriebe ich schmudisch, so würde ich noch mehr Sprachschnitzer machen und Ihre Achtung vollends verscherzen. Weiß ich doch, so wie so, nicht, wie viel Sie davon für mich hegen, und die Neuigkeit, welche ich Ihnen mitzutheilen habe, dürfte dieselbe vielleicht nicht erhöhen. Ohne weitere Vorrede: ich verheirathe mich, und Sie ahnen gewiß, mit wem. „Jupiter lacht der Schwüre der Liebenden." Ebenso thut Pirkuns, unser samogitischer Jupiter. Ich heirathe also am 8ten des künftigen Monats Julie Iwinska, und Sie würden der liebenswürdigste aller Menschen sein, wenn Sie der Ceremonie beiwohnen wollten. Sämmtliche Bauern von Medintiltas und den umliegenden Ortschaften werden bei der Gelegenheit zusammenkommen, um einige Ochsen und unzählige Schweine zu verzehren, und wenn sie betrunken sind, tanzen sie auf

der großen Wiese rechts von der Eingangsallee, die Ihnen bekannt ist. Sie werden Costüme, Sitten und Gebräuche kennen lernen, die Ihre Aufmerksamkeit verdienen. Sie würden Julie und mir durch Ihr Kommen das größte Vergnügen bereiten, ja ich füge hinzu, eine Ablehnung würde uns in die äußerste Verlegenheit bringen. Sie wissen, daß ich mich zum evangelischen Glauben bekenne, ebenso meine Verlobte. Es findet sich nun, daß unser Geistlicher, welcher einige dreißig Meilen von hier wohnt, an der Gicht darnieder liegt, und ich wage zu hoffen, daß Sie sich bereit finden lassen, an seiner Statt die Ceremonie zu verrichten. Bis dahin gestatten Sie mir, lieber Herr Professor, mich zu nennen Ihren ganz ergebenen

Michael Szemioth."

Am Fuße des Briefes, in Form einer Nachschrift, war mit hübscher Frauenhand beigefügt:

„Ich, die lithauische Muse, schreibe schmudisch. Michael ist ein unartiger und ungalanter Mensch, daß er an Ihrem Beifall für seine Heirath zweifelt. Ich glaube wirklich, Keine außer mir wäre so thöricht, ihn zu nehmen. Sie werden am 8ten künftigen Monats eine Braut von einigem Chic sehen (das ist nicht schmudisch, sondern französisch!), lassen Sie sich dadurch nur nicht während der Ceremonie aus dem Texte bringen."

Weder Brief noch Nachschrift gefielen mir. Ich fand das Brautpaar, Angesichts des so wichtigen Schrittes, von unverzeihlicher Leichtfertigkeit. Dennoch hatte ich keinen

Vorwand, Nein zu sagen. Außerdem lockte mich das versprochene Schauspiel, und jedenfalls befanden sich unter der großen Menge von Edelleuten, die bei dieser Gelegenheit in Medintiltas zusammenkamen, einige, welche mir brauchbare Mittheilungen machen konnten. Mein schamaitisches Glossarium war bereits sehr reich, aber der Sinn einer gewissen Anzahl von Wörtern, die ich nur aus dem Munde ungebildeter Leute gehört hatte, war mir in mancher Beziehung dunkel geblieben — und alle diese Gründe zusammengenommen waren mächtig genug, um mich auf das Verlangen des Grafen eingehen zu lassen.

Ich antwortete also, daß ich am Morgen des 8ten in Medintiltas eintreffen würde

Wie sehr hatte ich Ursache, dieses Versprechen zu bereuen.

VIII.

Als ich in die Allee des Schlosses einfuhr, erblickte ich eine Menge Herren und Damen in Morgentoilette, welche in Gruppen auf dem Perron standen oder in den Wegen des Parkes umherspazierten. Der Hof stand voll geputzter Bauern. Das ganze Schloß war festlich geschmückt, überall Blumen, Guirlanden, Fahnen und Festons. Der Intendant geleitete mich in das für mich bestimmte Parterrezimmer, indem er sich entschuldigte, mir kein besseres geben zu können; aber es seien so viele Menschen im Schlosse, daß es unmöglich gewesen, mir das Zimmer aufzuheben, das ich während meines ersten Aufenthaltes inne gehabt und welches man jetzt

der Gattin des Adelsmarschalls eingeräumt hatte. Mein jetziges Zimmer war indessen sehr hübsch, hatte die Aussicht auf den Park und lag unter den Gemächern des Grafen.

Ich kleidete mich in aller Eile für die Ceremonie und legte mein geistliches Kleid an, aber weder der Graf noch die Braut erschienen. Der Graf war nach Dowghielly gefahren, um sie abzuholen — sie hätten zwar schon längst wieder da sein müssen, aber die Toilette einer Braut ist keine Kleinigkeit, und der Doctor machte die Eingeladenen darauf aufmerksam, daß das Frühstück erst nach der Ceremonie eingenommen werden sollte und man deßhalb gut thun würde, etwaigen allzulebhaften Appetit an einem gewissen, mit Kuchen und allen Arten von Liqueuren besetzten Büffet vorläufig zu beruhigen. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit wieder einmal, wie doch das Warten die Medisance herauslockt, denn die Mütter zweier hübscher junger Mädchen waren unerschöpflich in beißenden Bemerkungen über die Braut.

Endlich, es war Mittag geworden, verkündigten Böller- und Flintenschüsse ihre Ankunft, und gleich darauf rollte ein von dem prächtigsten Viergespann gezogener Galawagen in den Hof. An dem Schaum, der die Pferde bedeckte, sah man leicht, daß die Verspätung nicht ihre Schuld war. In der Kutsche saß Niemand als die Braut, Frau von Dowghiello und der Graf. Er stieg zuerst heraus und reichte Frau von Dowghiello die Hand. Fräulein von Iwinska gab sich mit einer reizen-

den Geberde kindlicher Grazie und Koketterie den Anschein, als wolle sie sich hinter ihren Shawl verstecken, um sich den neugierigen Blicken zu entziehen, die von allen Seiten auf sie eindrangen. Dessenohngeachtet stand sie im Wagen auf und wollte eben die Hand des Grafen ergreifen, als die Pferde, vielleicht durch den Regen von Blumen erschreckt, welche die Bauern der Braut zuwarfen, vielleicht dem Grauen unterliegend, das Graf Szemioth allen Thieren einflößte, sich schnaubend bäumten. Das eine Rad stieß an eine der Säulen am Fuße des Perrons, und einige Momente schwebte man in der Erwartung eines Unfalls. Fräulein von Iwinska stieß einen kleinen Schrei aus . . . aber bald war man wieder beruhigt. Der Graf nahm die Braut in seine Arme und trug sie so leicht wie eine Taube den Perron hinauf. Wir applaudirten sowohl seiner Geschicklichkeit, wie seiner ritterlichen Galanterie. Die Bauern riefen Vivat, die Braut, die über und über roth geworden war, lachte und zitterte zugleich. Der Graf, der gar keine Eile verrieth, sich seiner reizenden Last zu entledigen, schien eine Art von Triumph zu empfinden, als er sie so der ihn umringenden Menge zeigte.

Plötzlich, ohne daß man wußte woher sie kam, erschien eine hagere, bleiche Frau, deren Kleider sich in der größten Unordnung befanden, mit wirr um den Kopf hängenden Haaren und schreckensstarren Zügen oben auf dem Perron.

Ein Bär! schrie sie mit durchdringender Stimme,

ein Bär! Greift zu den Flinten! Er schleppt eine Frau fort! Schießt ihn nieder! Feuer! Feuer!

Es war die Gräfin. Die Ankunft der Braut hatte alle Welt auf den Perron, in den Hof oder an die Fenster des Schlosses gelockt. Selbst die Frauen, welche die arme Wahnsinnige überwachten, hatten einen Augenblick ihre Pflicht vergessen. Sie war entschlüpft, und ohne von Jemand bemerkt zu werden, mitten unter uns erschienen. Die Scene war überaus peinlich. Trotz ihres Geschrei's und des Widerstandes, den sie leistete, wurde die Gräfin fortgetragen. Viele der Anwesenden wußten noch nichts von ihrer Krankheit, und man sah sich gezwungen, ihnen Erklärungen zu geben. Die Gäste zischelten unter einander; alle Gesichter hatten sich verdüstert.

Schlimme Vorbedeutung! sagten die Abergläubischen, deren Zahl in Lithauen sehr groß ist.

Indessen verlangte Fräulein von Iwinska fünf Minuten Zeit, um Toilette zu machen und ihren Brautschleier anzulegen, ein Geschäft, das nicht weniger als eine Stunde in Anspruch nahm, und das war mehr als nöthig, um alle Personen, welche um die Krankheit der Gräfin nicht Bescheid wußten, mit der Ursache und den Einzelnheiten bekannt zu machen.

Endlich erschien die Braut. Sie war wundervoll gekleidet und mit Diamanten bedeckt. Ihre Tante stellte sie allen Gästen vor. Als der Augenblick gekommen war, in die Kapelle zu gehen, gab Frau von Dowghiello

zu meinem größten Erstaunen in Gegenwart der ganzen Gesellschaft ihrer Nichte eine Ohrfeige, die stark genug ausfiel, um auch die Aufmerksamkeit Derer zu erregen, die etwa nach andrer Seite hin beschäftigt waren. Die Ohrfeige wurde mit der größten Ruhe in Empfang genommen, und Niemand schien sich darüber zu wundern; nur ein in Schwarz gekleideter Mann schrieb etwas auf ein Papier, das er in Bereitschaft gehalten, und einige der Anwesenden setzten in der gleichgültigsten Weise ihre Namen darunter. Ich erfuhr die Bedeutung dieses Vorganges erst, nachdem die Ceremonie vorüber war; hätte ich eine Ahnung davon gehabt, so würde ich mich mit dem ganzen Ansehen meines heiligen Amtes gegen den abscheulichen Gebrauch aufgelehnt haben, dessen Zweck es ist, im Voraus einen Scheidungsgrund zu schaffen, indem man den Anschein annimmt, als habe die Verbindung nur in Folge thatsächlichen Zwanges gegen einen der beiden Theile stattgefunden.

Nach der Einsegnung hielt ich es für meine Pflicht, noch einige Worte an das junge Paar zu richten, in denen ich ihnen die Heiligkeit und den Ernst des eben geschlossenen Bundes ans Herz legte, und da mir das unpassende postscriptum des Fräulein von Iwinska noch in Erinnerung war, so stellte ich ihr vor, wie sie in ein neues Leben eintrete, das nicht mehr ausschließlich den Freuden und Amüsements der Jugend gewidmet sei, sondern ernste Pflichten und schwere Prüfungen mit sich bringe. Es schien mir auch, als ob dieser Theil meiner Rede

eines tiefen Eindrucks auf die Braut sowohl wie auf alle meine Zuhörer, welche deutsch verstanden, nicht verfehle.

Donnernde Schüsse und Freudengeschrei empfingen den Zug, als er die Kapelle verließ. Das Festmahl war ausgezeichnet, man brachte den besten Appetit dazu mit, und eine Weile hörte man nichts anderes als das Klappern der Messer und Gabeln; aber bald begann man, angeregt von Ungarwein und Champagner, zu plaudern, zu lachen und selbst zu schreien. Die Gesundheit der Braut wurde mit Begeisterung ausgebracht, und kaum hatte man sich wieder gesetzt, als ein alter Pan mit weißem Schnurrbarte sich erhob und mit schallender Stimme begann:

Ich sehe mit Schmerz, daß unsere alten Gebräuche immer mehr verloren gehen. Unsere Väter würden diesen Toast niemals aus Crystallgläsern getrunken haben. Wir tranken ihn aus dem Schuhe der Braut oder vielmehr aus ihrem Stiefel, denn zu meiner Zeit trugen die Damen rothe Maroquinstiefel. Laßt uns zeigen, meine Freunde, daß wir noch echte Lithauer sind! Und du, Herrin, gestatte mir deinen Schuh!

Die Braut antwortete erröthend und mit unterdrücktem Lachen:

Komm und hole ihn, Pan . . . aber ich thue dir nicht Bescheid aus deinem Stiefel!

Der Pan ließ sich das nicht zweimal sagen.

Er kniete in galanter Weise nieder, zog der Braut

einen kleinen weißen Atlasschuh mit rothen Hacken vom Fuße, füllte ihn mit Champagner und trank so schnell und so geschickt, daß nicht mehr als die Hälfte auf sein Kleid floß. Der Schuh ging nun von Hand zu Hand, und alle Männer tranken daraus, obwohl ihnen das Kunststück nicht ohne Mühe gelang. Dann forderte der alte Herr den Schuh als kostbare Reliquie zurück, und Frau von Dowghiello beauftragte eine Kammerfrau, die Toilette ihrer Nichte wieder zu vervollständigen.

Diesem Toast folgten viele andere, und bald wurden die Tischgenossen so laut, daß es mir nicht passend erschien, länger unter ihnen zu verweilen. Ich flüchtete mich, ohne daß Jemand Acht darauf hatte, und ging, um draußen im Freien frische Luft zu schöpfen.

Aber auch hier erwartete mich ein wenig erbaulicher Anblick. Die Dienerschaft und die Bauern, denen man Bier und Branntwein gegeben hatte, so viel sie wollten, waren zum größten Theile schon betrunken. Sie hatten sich geprügelt und gegenseitig die Köpfe zerschlagen. Hie und da wälzten sich Betrunkene ohne Bewußtsein auf der Wiese, und der Festplatz sah einem Schlachtfelde nicht unähnlich. Gern hätte ich auch die volksthümlichen Tänze in der Nähe gesehen, aber der größte Theil wurde von frechem Zigeunergesindel ausgeführt, und ich hielt es nicht für gerathen, mich in das Getümmel zu mischen. Ich begab mich deßhalb in mein Zimmer, las noch eine Weile, entkleidete mich dann und schlief bald ein.

Ich erwachte, als die Uhr des Schlosses drei schlug.

Die Nacht war klar, obgleich sich der Mond mit einem leichten Nebelschleier umzogen hatte. Meine Versuche, wieder einzuschlafen, gelangen nicht; wie ich gewöhnlich in solchen Fällen zu thun pflege, wollte ich ein Buch nehmen und lesen, aber ich konnte keine Schwefelhölzer im Bereich meiner Hände finden. Ich stand also auf und suchte tastend im Zimmer umher, als plötzlich ein sehr großer, undurchsichtiger Körper mein Fenster verdunkelte und mit dumpfem Geräusch zur Erde fiel. Mein erster Eindruck war, daß es ein Mensch sein müsse, und daß wahrscheinlich einer der betrunkenen Hochzeitsgäste aus dem Fenster gestürzt sei. Aber als ich mein Fenster öffnete und hinausblickte, sah ich nichts. Endlich zündete ich Licht an, legte mich wieder ins Bett und las in meinem Glossarium, bis man mir den Thee brachte.

Gegen elf Uhr begab ich mich in den Salon, wo ich viele matte Augen und angegriffene Gesichter fand; man war, wie ich hörte, sehr spät auseinandergegangen. Der Graf und die junge Gräfin waren noch nicht erschienen. Halb zwölf begann man, nach vielen häßlichen Scherzen, erst leise, dann laut über diese Verzögerung zu murren. Dr. Fröber übernahm es endlich, den Kammerdiener hinaufzuschicken und an die Thür des Grafen klopfen zu lassen. Der Mensch kam nach Verlauf einer Viertelstunde etwas bestürzt zurück und sagte dem Doctor, er habe mehr als ein Dutzend Mal geklopft, ohne Antwort zu erhalten. Wir, der Doctor und ich, beriethen uns nun mit Frau von Dowghiello. Die Unruhe des Kam-

merdieners hatte mich angesteckt, und schließlich stiegen wir alle Drei mit ihm hinauf.

Vor der Thür der jungen Gräfin fanden wir die Kammerfrau derselben in großer Bestürzung. Sie behauptete, ihrer Herrin müsse ein Unglück zugestoßen sein, denn ihr Fenster stehe weit offen. Mit Schrecken erinnerte ich mich des schweren, vor meinem Fenster niederfallenden Körpers. Wir schlugen jetzt mit aller Gewalt gegen die Thüren. Keine Antwort. Endlich brachte der Kammerdiener eine Eisenstange herbei, und wir sprengten das Schloß . . .

Der Muth fehlt mir, den Anblick zu beschreiben, der sich uns darbot. Die junge Gräfin lag mit furchtbar zerrissenem Gesicht und zerfleischtem Halse, mit Blut überströmt todt in ihrem Bette. Der Graf war verschwunden, und Niemand hat je wieder etwas von ihm gehört.

Der Doctor besichtigte den Hals der jungen Frau. Diese Wunden sind nicht durch ein Schneidinstrument hervorgebracht worden, rief er; sie sind gebissen!

* * *

Damit klappte der Professor sein Buch zu und schaute nachdenklich ins Feuer.

Ist die Geschichte zu Ende? fragte Adelheid.

Zu Ende! entgegnete der Professor düster.

Aber warum haben Sie dieselbe Lokis genannt? fragte sie. Keine einzige der handelnden Personen führt diesen Namen.

Es ist auch kein Menschenname, erwiderte der Professor. — Hören wir einmal, ob Theodor weiß, was Lokis heißt?

Nicht im Entferntesten.

Wenn du von dem Gesetz des Ueberganges vom Sanskrit zum Lithauischen gehörig durchdrungen wärest, so würdest du in Lokis das Wort arkcha oder rikscha erkannt haben. Man nennt in Lithauen dasjenige Thier Lokis, welches bei den Griechen ἄρκτος, bei den Lateinern ursus und bei den Deutschen Bär heißt.

Jetzt werdet ihr auch mein Motto verstehen:

Miszka su Lokiu
Abu du tokiu.

Ihr wißt, daß in dem Gedicht von Reineke dem Fuchs der Bär Meister Braun heißt, bei den Slaven heißt er Michel, Lithauisch Miszka, und dieser Spitzname wird fast immer anstatt des Gattungsnamens Lokis gebraucht. Es geht damit ähnlich wie bei den Franzosen, die das neulateinische Wort grupil oder gorpil vergessen und dafür Renard angenommen haben. Ich könnte noch mehr derartige Beispiele anführen . . .

Aber Adelheid bemerkte, daß es bereits spät sei, und so trennte man sich.

Das Gelübde des Petrus Cyrnäus.

Historische Novelle

von

Salvator Viale.

Aus dem Italienischen

von

F. Gregorovius.

Einleitung.

Die Erzählung, welche hier folgt, verdanke ich einer freundlichen Mittheilung des corsischen Dichters Salvator Viale von Bastia, der mir eine Sammlung seiner und anderer corsischer Poesieen zusandte, in welche er dieses merkwürdige Charakterstück corsischer Sittengeschichte aufgenommen hat. Viale selbst entlehnte dasselbe einem einzigen lateinischen Manuscript und übertrug es ins Italienische. Er betrachtet die Erzählung als einen Anhang zu dem Werke de rebus Corsicis jenes Geschichtschreibers Petrus Cyrnäus, welcher hier eine Episode aus seinem romantisch bewegten Leben erzählt. Ueber die Echtheit derselben stellt er weder Zweifel noch Beweise auf; der lächelnde Leser wird leicht errathen, warum.

Ich habe diese meisterhafte Novelle aus dem Italienischen Viale's übertragen, ohne mir Zusätze oder Abkürzungen zu erlauben. Sie erscheint mir nicht allein merkwürdig als originelles Charaktergemälde, welches auch für die Gegenwart corsischer Zustände ganz und gar vollgültig ist, sondern auch ausgezeichnet durch ihre Kunst und jenen schwermüthigen Hauch, welcher den meisten corsischen Poesieen eigen ist und auch im Besondern Salvator Viale charakterisirt, den fruchtbarsten Poeten der Insel, einen würdigen Greis von unerschöpfter Thätigkeit.

— Revenge, sent from the infernal kingdom,
To ease the gnawing vulture of thy mind,
By working wreakful vengeance on thy foes.
Shakespeare.

Die Spanier, die Genuesen, der Papst und endlich Galeazzo von Mailand hatten kaum aufgehört, unter sich und mit den Corsen um den Besitz der Insel zu streiten, als die Herren von Cinarca einen Bürgerkrieg erregten, welcher unter uns jede Grundlage des Rechts zerstörte. Dies geschah, weil ihr Stolz durch einen Act offner Unparteilichkeit von Seiten des Vicekönigs Gianantonio Cotta beleidigt worden war. Hieraus folgte natürlich, daß während des Stillschweigens der Gesetze und der Ungewißheit der Staatsgewalt alle Feinde der Regierung die Herren spielten, und daß die Banditen und die Verurtheilten im Buschwald gleichsam Recht und Urtheil sprachen.

Es war in dieser Zeit, und gerade im Sommer des Jahres 1468, daß ich, Pietro da Felce, an Person wie an Habe von einem mächtigen Feind beleidigt, gezwungen war, mir unter den Banditen einen Vertheidiger und Kämpen zu suchen. Groß war damals die Zahl der sogenannten „Könige des Feldes,“ und aller Haupt war der berühmte Gigante. Dieser Mann war einer der wenigen Banditen mit weißem Barte, die man Veteranen nennen kann; und wahrlich, schon im Alter von dreiund-

vierzig Jahren hieß er der Decan der Banditen auf der Insel. Zwar sagte das Gerücht schon lange, er sei krank; doch je lauter dasselbe in der Pieve ward, desto weniger ward es geglaubt; viel eher schien die Nachricht von der Krankheit des Gigante den öffentlichen Schreck zu steigern, als zu mindern. Erinnerten sich doch Viele, daß er, wenn einer seiner Feinde aus Furcht vor ihm sich im Haus verrammelte, sich selber in eine Höhle duckte und sich todt stellte, um Jenen heraus zu locken und dann unversehens abzuthun. Daher pflegte bei der Nachricht von Gigante's Krankheit immer eine neue Frevelthat zu erfolgen.

Dieser Hauptbandit führte auch den Namen Settejácari (vom arabischen Wort jácaro, welches Jacke heißt); aber weil seiner Namen so viele waren, als die Formen, in die er sich verwandelte, hatte er auch den hirtenüblichen Namen des Leitstiers angenommen und ließ sich Tintinnajo nennen. So nannten ihn nämlich seine Landsleute, weil er einst dem Stier seines Feindes die Glocke abgenommen und mit deren Geläute Jenen in den Hinterhalt gelockt hatte. In Wahrheit, dieser Ursprung des Namens, den ich später erfuhr, war der einzige Grund, der mich vom Tintinnajo entfernte. Ich ging nun bei mir zur Rathe. Indem ich unter den Banditen einen Mann von anerkannter Klugheit und Redlichkeit auswählen wollte, richtete ich endlich meine Gedanken auf Galvano da Chiatra.

Galvano war mein Verwandter; schon früher hatte er mich, eine hülflose Waise, mit Rath und That unter-

stützt, ehe er bei der Regierung in Ungnade fiel und ich selber häuslichen Unglücks halber nach der Romagna wanderte. Er war zuerst aus Vaterlandsliebe Bandit oder Rebell geworden, d. h. aus Haß gegen die Fremdherrschaft; mit der Zeit aber hatte er sich, sei's zu seiner eigenen Vertheidigung, oder aus Verwandtenpflicht und Gemeinschaftlichkeit des Schicksals, an jene Verbannten angeschlossen, welche sich Parrocchiani nannten, nach dem Erzpriester von Alesani. Nach dem Tode Paganello's und nach der Verbannung der Parrocchiani behauptete Galvano ganz allein den Namen und die Hoffnungen seiner Partei gegenüber den Genuesen. Weil er nun immer zum Herzog von Mailand gehalten hatte, durchstreifte er das Land unter dem Namen Galeazzino; aber wegen einer Maske, mit der er oft sein Gesicht bedeckte, nannten ihn die Genuesen die „eiserne Maske." Außerdem hatte er sich durch eine fürchterliche Flinte schrecklich gemacht, die man, wie ich nachher erfuhr, Sansone nannte. Und groß war seine Fertigkeit, sie zu handhaben und mit ihr das Ziel zu treffen. Diese Flinte war eine von den tragbaren Bombarden, die auch Musketen genannt wurden, und welche durch Feuerskraft einer kleinen Bleikugel eine unglaubliche Gewalt gaben. Es war aber dieses Geschoß mit vielen andern in die Hände der Unsern gefallen, als die Catalanen bei Loreta vernichtet wurden, und zur Zeit des Bündnisses der vier Pievi gegen die Bisogni oder die baarfüßigen und unbesoldeten Kriegsleute des Königs von Aragon.

Ich ging also in der Stille nach dem Gebirge von S. Alessio, welches über der Pieve von Alesani aufsteigt und ihr den Namen giebt. Ich klomm bis zum Gipfel des Bergs, wo unter dicht verwachsenen Eichen, welche Sturm und Alter gebeugt hatte, keine Spur eines lebenden Wesens sich zeigte, außer hie und da das einsame Lager eines Wildschweins und die zerstreuten Federn der Falkenmause, oder die Knochen vom Raub der Adler. Wie ich nun tief in das Dickicht eindrang, erstaunte ich, Galvano in der Gesellschaft eines ältlichen Mannes vor mir zu sehen, welcher nach dem Anstand und der Würde der Person, nach der Feinheit der Kleidung und des Benehmens zu schließen, von nicht gewöhnlichem Stande war. Die Physiognomie dieses Mannes, ganz und gar leutselig und doch ernst, und in so großem Widerspruch mit jenem Ort und seiner Gesellschaft, hatte in meinen Augen etwas unsäglich Fremdes und Räthselhaftes. Wahrlich, ich glaubte, er sei eher ein Schutzflehender wie ich, als ein Banditengenoß. Ich wagte weder Galvano mich zu nähern, noch ihm einen Gruß zu bieten, ehe nicht der Unbekannte auf einen Wink von ihm sich zurückzog.

Da erst ging ich mit herzlichem Vertrauen auf Galvano zu; ich erzählte ihm viele Dinge, die ich hier nicht wiederholen mag noch darf; ich wies ihm besonders den Zusammenhang meines Streites mit der öffentlichen und berühmten Feindschaft der Commune von Petricaggio nach; ja ich theilte ihm sogar meinen anfänglichen Plan mit, mich an Gigante zu wenden. Hierauf setzte ich ihm der

Reihe nach all das Unheil auseinander, das ich seit lange an meiner Ehre und Habe erlitten hatte, nämlich heimliche Verläumdungen, öffentlichen Schimpf, Ausreißen der Grenzpfähle, Verwüstung der Gehege, Vertilgung des Viehs, Todesdrohungen gegen meine Hirten und Insassen, und ähnlichen Schaden.

Galvano hörte die Geschichte meiner Leiden mit unglaublichem Gleichmuth an, ich sage besser, mit einem verächtlichen Lächeln, das mich in Erstaunen setzte. Mein Neffe, sagte er, wir leben in gar schwierigen Zeiten. Du siehst es: nach Paganello's Tode und nach der Vertreibung der Parrocchiani war der Bandit Gigante allerdings eine Zeitlang mein Begleiter; doch seit lange schon habe ich seine Spur verloren; ja seit einigen Monaten weiß ich nichts mehr von ihm. Du siehst also, ich bin hier ohne andere Gesellschaft als die meines magern Hundes, meiner treuen Flinte und dieses heiligen Scapuliers, der einzigen Hinterlassenschaft, die ich gegenwärtig von meinem Vater besitze; und in dieser Einsamkeit muß ich außer beständiger Pein und Noth noch die ganze Last meiner Privatfeindschaften und die aller meiner todten oder exilirten Genossen tragen. Ich will dir nicht sagen, wie viel Gefahren ich in diesem meinem ruhelosen Leben erduldet habe, immer auf der Flucht, hier und dort, von Berg zu Meer; und du weißt gar wohl, wie die Streifereien der Häscher und die anlandenden Galeeren der Genuesen so Küste wie Berg, so Verweilen wie Flucht unsicher machen. Kurz und gut, in diesem Zustand der

Unsicherheit und Einsamkeit, und mürbe von Mühsal und Jahren, möchte ich mich lieber den Gefahren der Flucht aussetzen; ich möchte lieber, wenn es Gott gefällt, Corsica und Italien für immer verlassen. Folge also dem Rath, den ich als redlicher Verwandter dir gebe: um dieser Kleinigkeiten willen, die dich kränken, wende dich an die gewöhnliche Justiz, oder verzeih deinem Feinde; willst du aber weder das Eine noch das Andere, so folge meinem Beispiel und verlasse zum zweitenmal das Vaterland.

Ich erstaunte, daß er all die wirklichen Leiden und Verluste, um die ich klagte, Kleinigkeiten nannte, und noch einmal und mit mehr Feuer setzte ich ihm Alles auseinander. Ich gebrauchte alle Gründe, mit welchen die Leidenschaft ihre eigenen Ausbrüche zu färben und zu rechtfertigen pflegt; ich sagte ihm, daß Verzeihen oder Auswandern mir nicht allein den größten Schaden bringen, sondern auch meine Familie noch größeren Gefahren aussetzen würde; denn wiche ich der Uebergewalt eines Andern, so sei ich nicht allein dem Spott aller meiner Landsleute oder Freunde und Feinde preisgegeben, sondern ich und meine Nächsten müßten den Hohn der Feigsten ertragen, welche immer die Ersten seien, gegen einen schwachen Flüchtling oder einen Ungerächten gemeine Sache zu machen. Also, sagte ich, wenn ich an meinem Feinde nicht die schuldige Rache nehme, kann ich in meinem Dorfe mit Sicherheit und Ehre weder wohnen, noch es verlassen. Was aber die Zuflucht zur Justiz betrifft, wo ist diese heute in Corsica? Und was kann ich von unsern Behör-

den gegen einen reichen und mächtigen Feind hoffen? Du kennst die traurige Lage des Königreichs in diesen verworrenen Zeiten; sie ist der Art, daß wenn ich einst deinem Rath folgte, und ich will nicht sagen Corsica, sondern mein Haus und mein Dorf verließe, ich es allein thäte, um mich den Feinden dieser Regierung, den freien Vertheidigern des Vaterlands, anzuschließen.

Dies, unterbrach mich Galvano, ist ein anderer Gegenstand, welcher mit unserer Sache wenig oder nichts zu thun hat. Weil du aber auf die öffentlichen Zustände zu sprechen kommst, so will ich dir sagen, daß ich dich mit solchem Leim leicht fangen könnte. Ich erinnere mich wohl, daß ich in deinen Jahren mit diesem Gerede von Vaterlandsliebe in den Buschwald gelockt ward; sie ist im Grunde nichts als Eigenliebe oder persönlicher Haß gegen Diesen und Jenen; ich merkte es leider erst, als es zu spät war umzukehren. Aber ich ward rechtschaffener als meine Genossen, denn wenigstens lachte ich seither immer hell auf, wenn sie mir von Vaterlandsliebe sprachen. Du siehst, Pietro, daß ich weder selbst betrogen sein, noch Andere betrügen will. Halte dich also, wenigstens für jetzt, an meinen ersten Rath: kehre friedlich in dein Dorf zurück, und noch einen Monat lang bemühe dich auszuweichen, nichts zu wissen und wo möglich den Trotz und die Herausforderung deines Feindes zu ertragen. Mittlerweile wirst du Muße haben, mit reiflicher Ueberlegung dich zu entschließen; denn jetzt ist dein Blut in Wallung, und ich weiß nicht, ob dir der Kopf auf dem

rechten Flecke sitzt. Hast du dann nach dreißig Tagen dein Gefühl nicht geändert, so erwarte ich dich hier unfehlbar am dreißigsten Tage, und sei sicher, wir werden dann ein Heilmittel ausgefunden haben.

Nach meiner Rückkehr nach Felce dauerte in mir der Groll gegen meinen Feind fort; aber entschlossen, den Rath meines Ohms treu zu befolgen, bemühte ich mich, so viel als möglich einsam und unbemerkt zu leben. Ich floh den Anblick und die Begegnung meines Feindes, selbst meiner Mitbürger. Und obwohl diese erzwungene Einsamkeit und die ungewöhnliche Unthätigkeit mich nachdenklicher und empfindlicher machten, fand ich doch die Kraft, den unaufhörlichen Uebermuth meines herausfordernden Feindes zu ertragen. Sein Haß gegen mich war, wie ich glaube, von einem versteckten Aufstachler schlau genährt worden, einem Menschen, der meine Worte und Handlungen ihm hinterbrachte. Ich spreche von einem jener Uebelstifter, die sich zwischen zwei Feinde drängen und die Handlungen des einen übertreiben und verschlimmern, aus verstelltem Eifer für den andern und mit dem heimlichen Plan, Beiden zu schaden. Als nun mein Feind, durch solche Einflüsterungen aufgestachelt, mein Schweigen und meine offenbare Indolenz sah, fand er doch das Mittel, mich in Harnisch zu jagen. Er bediente sich ich weiß nicht welches Vorwandes, um seinen alten und neuen Groll gegen einen würdigen Geistlichen zu wenden, meinen theuersten Blutsverwandten; er wußte wohl, daß ich diese neue Beleidigung als eine persönliche

betrachten müsse, weil sie in der That aus Haß gegen mich gegen einen unschuldigen Vetter gerichtet war. Wie ich nun jenen tugendhaften Greis um das Beneficium einer erblichen Kaplanei gebracht sah und sogar eines Sonntags in der Kirche seinen Namen laut von der Tafel ablesen hörte mit öffentlicher Drohung, oder mit dem Todtengruß des Pater noster, als ich sah, wie er gezwungen war, sich außerhalb seiner Pieve einen Zufluchtsort und das Brod zu erbitten, da freilich ging mir die Geduld aus, und am festgesetzten Tage suchte ich Galvano auf, am bezeichneten Ort auf dem Berge Sant' Alessio.

Ich trug ihm, und nicht ohne gerechte Uebertreibung, meine zweite Klage vor, ich erzählte ihm, wie die Frevel meines Feindes meinen Vetter und mich selbst zur Flucht aus dem Dorfe gezwungen; ich fügte hinzu, wie die wiederholten Beleidigungen eines solchen Menschen gegen einen seiner Neffen eine offenbare Nichtachtung seiner selbst bekundeten, und wie er wenigstens aus Verwandtenpflicht an meiner gerechten Rache Antheil nehmen müsse.

Galvano hörte aufmerksam und ruhig meine neue Klage an, aber bei dem letzten Vorschlage zog er die Augenbrauen zusammen. Ei, rief er, sprich die Wahrheit, kamst du her, daß ich allein mich mit deiner Rache belade? Bin ich in deinen Augen so elend und verworfen, daß du mich wie ein feiles Werkzeug deines Hasses, oder, wie man sagt, wie deine Lanze zu gebrauchen wähnst?

Nein, antwortete ich, ich kam nur, um von dir Rath und Hülfe zu erbitten; und wenn du in diesem

Falle sie verweigerst, werde ich den Weg zu Gigante finden, und sei es wie es sei, ich bin entschlossen, auf jede Weise mich selbst zu rächen. — Wenn du, antwortete Galvano, wirklich fest in diesem Entschlusse bist, so glaube ich, brauchst du wenig Rath. In Wahrheit, was hindert dich, dem Beispiel deines Gegners zu folgen und ihm Gleiches für Gleiches zurückzugeben?

Hier begann der Bandit mir alle Arten, Andern zu schaden, anzugeben, wie sie die bösesten Menschen anwenden, d. h. Felder und Weinberge zu verwüsten, die Einmiether zu bedrohen, die Ackersleute, die Zeugen, die Richter einzuschüchtern, den Feind und seine Partisanen zu bedrohen und zu denunciren, eigene Freunde und seine Feinde zu seinem Schaden ins Complot zu ziehen.

Ich nun, fuhr er fort, könnte dich, wenn ich wollte, in allen diesen Stücken thatsächlich oder durch die Protection meiner Vertrauten unterstützen, und wisse, daß ich deren nicht wenige unter den Reichen und Betitelten zähle, die mich im Nothfall unterstützen würden. Denn da wir Banditen Alle nöthig haben, müssen wir es dahin bringen, daß auch Alle unser im Guten oder Schlimmen einigermaßen benöthigt sind. Daher mangelt es uns keineswegs an freiwilliger Freundschaft und gefälliger Clientel, noch an edlen Gevatterschaften und, wenn es Noth thut, an gelahrten Secretären. Ja, zwischen zwei streitenden Parteien hält der Bandit immer das Gleichgewicht, und der Neid der Familien ernährt uns. Doch um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, glaube meinen

Jahren und meiner Erfahrung: alle jene Repressalien, alle jene Angriffe, die ich dich lehrte, sind ein ewiges Hin und Her, das dich früh oder spät nöthigt, zu sterben oder sterben zu lassen. Und sage mir dreist, hast du den Muth, zwischen diesen Gefahren zu stehen? Hast du den Muth, wenn du, statt zu sterben, ein Mörder werden solltest, alle die Folgen davon zu ertragen? Denke ernstlich nach, Pietro: diese Frage ist nicht zufällig, ich thue sie mit Absicht, denn bist du von jetzt ab zu jenem Schluß bereit — sag mir — wäre es dann nicht besser, daß du begännest, wo du aufhören müßtest? So wirst du wenigstens die Freiheit der Wahl zwischen beiden Entschlüssen haben.

Es war kaum vierundzwanzig Stunden her, daß die Cabalen meines Verfolgers mich und meinen Verwandten zur Flucht aus der Heimath gezwungen hatten; daher faßte mich jene wiederholte und dringende Frage Galvano's gerade im heißesten Zorngefühl, in der wildesten Rachlust, und ich bekenne, daß ich in jenem Augenblick dem heftigen Vorschlag des Banditen bejahend antwortete.

Ich nehme dich beim Wort, sagte er; und weil du das Herz hast, den muthigsten und kürzesten Entschluß zu fassen, so verdienst du mein Vertrauen und meine Hülfe. Auf! nimm deine Lanze, komm mit mir und glaube mir, es wird der morgende Tag nicht untergehen, bevor dir genug geschah, nein, nicht einmal der heutige.

Indem er so sprach, blieb er einen Augenblick stehen, wie in Gedanken, und nachdem er den Mond genau betrachtet hatte, wie die Banditen pflegen, fuhr er fort: Nein, so lange dieser Vollmond dauert, kann man nichts thun, aus Liebe zum Octavarium des heiligen Pancrazius. Du mußt dir merken, daß dieser Heilige der Advocat und Beschützer der Verbannten ist, und ich im Besondern achte diese Woche wegen eines feierlichen Gelübdes heilig. Vor dem Neumond, der auf den ersten Tag nach der Octave fällt, würde ich mir ein Gewissen machen, irgend Wen zu schädigen, wäre es selbst ein Catalan oder ein Genuese; ja ich würde nicht einmal gestatten, daß ein Anderer in meiner Begleitung einem Menschen ein Haar krümmte. An einem dieser Tage — es sind jetzt gerade drei Jahre — verwundete mich der Pfeil eines Spaniers zwischen den beiden Knochen des rechten Beins, ohne mich sehr zu beschädigen. Hätte er nun aber zufällig einen oder den andern Knochen zerbrochen oder zersplittert, so würde die Wunde tödtlich gewesen sein; denn sie würde mich gegen mich selbst zu einem schlimmen Dienst gezwungen haben. In ähnlichen Fällen sah ich, wie einer meiner Genossen dem andern solchen Dienst leistete, versteht sich, auf seine Bitte. Während er dies sprach, ließ er aus seinem Aermel den blanken und schon etwas abgenützten Knauf eines kleinen Dolchs hervorblicken. — Seit jenem Gelübde, fuhr er fort, mache ich an diesen Tagen gleichsam Ferien, oder vielmehr Abstinenz. Und das sollst auch du mir dem Heiligen zu Liebe halten.

Ich werde diesen kurzen Waffenstillstand benutzen, um dich zu belehren und für dieses neue Kriegsleben ein wenig geschickt zu machen. Vertraue dich, Pietro, meiner Schule, und binnen acht Tagen hoffe ich dich in einen neuen Menschen verwandelt zu sehen. Ja, weil du meinen Freund Gigante aufsuchen wolltest — ja wohl, in wenig Tagen besuchen wir ihn, und, merk es dir gut, hier auf eben dieser Stelle.

So sprach der Bandit und dann warf er seine Kapuze und den Ranzen über die Schulter und fügte hinzu: Erinnere dich, daß deine, ich wollte sagen unsere Rache bis zum Neumond vertagt ist. Aber du mußt sie von jetzt an als vollzogen ansehen, d. h. du mußt von jetzt an als guter Recrut und Kamerad mit mir leben und handeln.

Kaum hatte er diese Worte gesagt, so veränderten sich mit einemmal sein Wesen und seine Sprache; ja seine Gesichtszüge wurden andere, so daß es schien, er nahm nun den Namen und das Antlitz des Galeazzino und der eisernen Maske an und mit ihm alle schrecklichen Attribute jener Kämpfernamen. Er schien mir fürwahr in einen andern Menschen verwandelt, als er den Sturmhelm auf das Haupt geschnallt und die Visirmaske heruntergelassen, die Muskete ergriff und mit kurz abgebrochenem und herrischem Ton mir befahl, voran zu marschiren gegen den Berg Punta a tre Pievi.

Während ich nun, wortlos, mit gesenktem Haupte die Straße einschlug, lief seine Dogge Brusco, schon an

solche Wanderungen gewöhnt, und als wüßte er die Gedanken seines Herrn, knurrend voraus, und er litt nicht, daß ich ihm auch nur einen Schritt voranthat.

Ich hatte von Manchem die Waghalsigkeit, die Freiheit und die Macht der „Männer vom Buschwald“ rühmen hören, und obwohl ich ein wenig wider Willen dem unerwarteten Befehl Galvano's gehorchte, so hatte ich doch aus jugendlicher Lebhaftigkeit eine Lust daran, einige Tage lang dieses wilde, zügellose und von aller öffentlichen Meinung und allem Gesetze freie Leben nicht allein kennen zu lernen, sondern selbst zu leben. Außerdem war ich ja den Nachstellungen meiner Dorfgenossen entgangen, und ich fühlte mich sicherer in der Gesellschaft dieses fürchterlichen und verzweifelten Mannes. Frei also in meinem Gefühl und in meinem Haß, empfand ich nicht einmal, in welche schreckliche Abhängigkeit ich mich eben gegeben hatte; ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich nicht allein meinen Feind nicht mehr zu fürchten brauche, sondern daß ich ihm furchtbar werden müsse, sobald er erfuhr, welchen verzweifelten Entschluß ich gefaßt hatte.

Noch nie zuvor hatte ich mich so unabhängig gefühlt, noch nie so sehr als Herr meines ganzen Wesens, als wie ich vom Gipfel der Rotonda und des Calleruccio mit einem Blick die ganze Küste der Insel umfaßte, von den Ebenen von Salenzara bis zur Spitze des Cap Corso. Ich war nun zum zweitenmal aus meinem heimathlichen Thal getrieben, und ich betrachtete mit Erstaunen jene weite und herrliche Ansicht. Von dieser Entfernung aus

sah ich hinab in die Nebel und Schlünde meiner Pieve, und kaum unterschied ich die Häuser von Petricaggio, klein wie eben so viele Bienenstöcke.

Galvano ruhte mit mir über dem Gipfel von Calleruccio. Er hatte seinen Ranzen, seinen Helm und das Visier auf die Erde abgelegt, und nachdem ich nun ein wenig Odem geschöpft, weigerte ich mich nicht, ihm zu Liebe den Mantelsack und jene Rüstung auf mich zu laden und die Bergsteile hinabzutragen. Aber ich hatte noch nicht eine halbe Meile zurückgelegt, als ich schweißtriefend und athemlos zu ihm sagte: Ich begreife nicht, wie ein Bandit, der doch flink zu Fuße sein soll, sich die Last solchen Gepäckes aufbürden mag. — Du weißt also nicht, antwortete Jener, daß der Flüchtling sein Haus auf dem Rücken trägt, wie die Schnecke?

Und hier sagte er mir, daß schon das Zurücklassen eines seiner Schuhe an irgend einem Ort seinen Aufenthalt verrathen würde; und er erzählte mir von einem Banditen mit Namen Sette-Fiati (Sieben-Lunge), und bekannter unter dem Namen Micione, weil er die Katze so gar geschickt nachmachen konnte, wie der viele Jahre lang die Verfolgungen der Justiz hintergangen hatte und endlich doch in die Hände der Häscher gefallen war, weil ihn im Grunde einer Höhle eine Spur verrieth: den Spion aber hätten gemacht ein kleines Crucifix und eine Kürbisflasche.

Merke dir als Regel, fügte er hinzu, daß in diesem Ranzen all meine Nothdurft enthalten ist, d. h. Lebens-

mittel, ein wenig Wäsche, Koch- und Schreibebedarf, der Stahl, ein Päckchen Sublimat, desgleichen eines mit Wundsalbe und zwei Bücher, die Canzonen des Petrarca und der Sterbende Christ des Pater Guglielmo von Speloncato.

Unter den verschiedenen Kleinigkeiten, welche Galvano's Ranzen enthielt, will ich ein seltsames Geräth nicht vergessen; es war dies eine Glocke, jener des Tintinnajo ähnlich, welche Galvano als Signal diente, wenn er mit jenem Banditen eine Zusammenkunft hatte. Mir gab sie Gigante, sagte er, und er hat mich gelehrt mit ihr zu fragen, zu antworten, ja selbst von einem Felsen zum andern mich zu unterhalten. Er lehrte mich auch jenes Geläute der Kuh nachahmen, wenn sie weidet, und dieser Ton hat mir mehr als einmal das Leben gerettet; denn oft hat er im Gewirre des Buschwaldes die Häscher von meinen Spuren abgelenkt.

Wir entfernten uns immer mehr von der Pieve von Alesani, und bald durchschnitten wir das tiefste Gebüsch, bald liefen wir, um unsere Fußspur zu verbergen oder kein Geräusch zu machen, baarfuß über das Dornicht und den spitzigen Kies der Wildbäche. Ich erinnere mich, daß wir nie zwei Nächte hintereinander an demselben Ort verweilten, und wegen einer Rast von fünf oder sechs Stunden, die wir an irgend einem Orte nahmen, waren wir dann gezwungen, uns in Eile fünfundzwanzig oder dreißig Millien zu entfernen, um die Verfolgungen der Feinde und des Gerichts zu täuschen. Aus demselben Grunde nahmen

wir täglich eine entgegengesetzte Richtung, immer von Ost nach West, von West nach Ost, und durch die waldigsten und unzugänglichsten Gegenden. Nie hielten wir an, außer wenn es nöthig war, uns durch Speise und Schlaf zu stärken. Mit diesen mühsamen Zickzackwanderungen glaube ich in der Länge und Breite ein gutes Dritttheil Corsica's durchirrt zu haben; und als nun unser Mundvorrath ausging, sagte ich zu Galvano, daß ich ohne Speise dieses beständige und ziellose Laufen schwerlich ertragen könne.

Wir wollten uns von der Hitze des Tages erholen und machten eine lange Rast im Schatten eines Eichengebüsches, wo der Berg von S. Appiano sich gegen die Thäler von Alesani hinab erstreckt. Ich irrte kreuz und quer durch jene alten Urwälder, und da ich nichts fand als Eichelhülsen und fette Gräser, wegen deren jener Berg berühmt ist, pries ich Galvano meine Geschicklichkeit, Eber und Hasen mit dem Pfeil zu treffen, und ich erbot mich, für unsere Mahlzeit reiches Wildpret zu liefern.

Da sieht man, antwortete Galvano, daß du noch ein Knabe bist, denn du glaubst wahrlich, hier mit mir auf einer Lustjagd zu sein. Schlag dir, ich bitte dich, diesen Einfall aus dem Sinn, und schone deine Pfeile und deine Lanzenspitze für eine ernstere Gelegenheit. Merke dir, daß wir weder das Wild jagen, noch sein Fleisch rösten können, ohne unsern Feidnen und dem Volk uns zu verrathen; würden diese den Hund bellen hören oder den Rauch des Feuers sehen, so möchten sie leicht auf

uns selber Jagd machen. Aus all diesen Gründen pflegen wir Banditen mit dem Wild in Frieden zu leben, und wir essen nur gesalzenes Fleisch. Ich will dir sagen, daß mein Brusco ehemals ein trefflicher Jagdhund war; aber gegenwärtig hat er allen Geruch verloren, außer wenn es gilt, die Catalanen und Bisogni zu packen, und wahrlich, er erkennt sie am Athem und faßt sie besser als eine Dogge den Hasen.

Hierauf zeigte er mir ein fettes Kalb, welches auf einer nahen Weide gras'te, und sagte mir, daß wir nicht einmal dieses uns aneignen dürften; auch sei es eine Schurkerei, ein fremdes Thier zu tödten, nur um es zu essen, und könnte nicht minder gefährlich sein, weil es die Zahl der Feinde ohne Noth vermehrte. — Ich antwortete auf diese Reden kein Jota, aber meine Miene mußte ein wenig verändert und bestürzt erscheinen, denn er sah mich scharf an und fügte hinzu:

Du leidest, Pietro, ich sehe es; aber du würdest weniger empfindlich und bekümmert sein, wenn du dich besser dessen erinnertest, was dich dein Feind hat erdulden lassen; ja es wäre nicht übel, hätte er dir einen guten Denkzettel mitgegeben. Auf, und Muth gefaßt! und merk auf eine andere Belehrung! Gieb wohl Acht, mit mir heiter und guten Muths zu sein und mir weder Trübsinn noch Mißtrauen zu erregen; denn was ist das für eine Rachlust, die nicht drei Tage der Nüchternheit aushält? Willst du, daß ich dir trauen soll, so halte mir wacker

den Hunger aus und gewöhne dich, wie wir zu sagen pflegen, die Quaresima des Teufels durchzumachen.

Bei diesen letzten Worten fühlte ich meine Kniee ein wenig zittern; aber ich wollte meinen Gefährten von meinem guten Willen überzeugen, warf mein Mißbehagen ab und beeilte den Schritt aufwärts über die Flanke des Berges von Mutari.

Als wir beim Portello angelangt waren, das heißt an jener Oeffnung des Berges, durch welche von jener Seite das Thal von Alesani sich aufzubrechen scheint, befahl mir der Bandit, aus Furcht vor dem gefährlichen Ort, von der Straße abzulenken. Ich mußte nun ihm auf den Fersen die Felsen emporklettern, die jenen Schlund überragen. Also kroch ich auf Händen und Füßen bis zum letzten Block hinan, und dort oben warf ich mich, von der Mühsal erschöpft, unter einen Baum. Dann betrachtete ich mit einem gemischten Gefühle von Freude und Kummer zum zweitenmal meine Pieve wieder.

Wir machten uns wieder auf und kamen an einen Ort, von wo wir das Dorf von Felce erblickten und sogar die Balkone und die Schießscharten meines väterlichen Hauses und die meines Feindes. Galvano zeigte mir der Reihe nach meine Felder und Gehege, welche theils mit Gewalt in Besitz genommen waren, theils offen und unvertheidigt da lagen. Jener Haß, welchen die Entfernung und so viele Strapazen bisher in meinem Herzen eingeschläfert hatten, erwachte plötzlich bei diesem Anblick in voller Heftigkeit. Mattigkeit, Melancholie,

Furcht, Hunger, Alles war mit einemmal vergessen; ich fühlte nichts als Haß und Rachegroll, und selbst der Gedanke der erduldeten Mühen reizte die Wuth gegen meinen Feind auf, statt sie zu mindern, und ließ mich ihm allein alle jene Leiden und meine eigene Thorheit aufbürden.

So stand ich von diesen Gedanken bewegt, als Galvano zu mir sagte: Schau, Pietro, Pirelli liegt nahe, und du hast Speise nöthig. Ich gebe dir eine Stunde Zeit; geh in jenes Dorf nach Lebensmitteln, oder vielmehr treibe meine Steuer ein. Ehe du dich aufmachst, hast du jedoch zwei Marken nöthig, die eine für die Personen und die andere für mich selber. Sieh, hier ist sie! Und allsogleich stieß er einen hellen Pfiff aus und sagte mir, daß dies das Zeichen für die Genossen und die Verwandten sei. Hiebei erzählte er mir, wie einst ein Bandit aus Irrthum seinen Bruder getödtet hatte, während dieser ihm heimlich das Brod aus dem Hause zutrug; denn er hatte nicht das Zeichen gegeben.

Die andere Marke, fuhr er fort, ist das erste Pfand des Vertrauens und der Freundschaft, das ich dir gebe, und es wird ein unfehlbar Mittel sein, reichlichen Vorrath zu schaffen. Schau, dieses Gewehr gehörte einst einem meiner berühmtesten Vorgänger. — Und mit diesen Worten ließ er mich den Namen Sansone lesen, den ich dem Gerücht nach schon kannte und der mit einer Dolchspitze auf dem Musketenkolben eingeritzt war; und während ich bei diesem Anblick mich zwang, meine Furcht

zu verbergen, sagte er: Nimm, nimm diese Flinte! Was? du hast Angst? Geh dreist nach Pirelli mit diesem Grillenverscheucher; fordere im ersten besten Hause Lebensmittel für unsern Bedarf und zähle darauf, daß du einen Creditbrief in Händen hast; denn es weiß ein Jeder, daß Brod und Wein verweigern uns den Krieg erklären heißt, und wahrlich, wir machen zwischen dem, der uns durchs Schwert, und dem, der uns durch Hunger umbringen will, keinen Unterschied.

An dem Namen Sansone erkannte ich die Waffe, welche einst Brandolaccio da Casacconi, den Bergbanditen, berühmt und furchtbar gemacht hatte; ich bedachte, welcher Gefahr ich mich aussetzte, wenn ich eine Botschaft ausrichten ging, diesen schrecklichen Geleitsbrief in der Hand. Hiemit lief ich ja Gefahr, allen Menschen, Bekannten und Unbekannten, Freund und Feind den Frieden für immer aufzusagen. Ich erkannte nun die fürchterliche Lage, in die ich mich von dem Augenblick an versetzen mußte, so bald ich mich in Pirelli mit diesem wahrhaften Banditendiplom blicken ließ.

Ich verbarg Galvano mein Widerstreben und sagte ihm, wie es auch die Wahrheit war, daß ich mich stark genug fühlte, den Hunger bis zum folgenden Tag auszuhalten. Auf dieses zog er ein Tuch aus der Tasche und gab es dem Hunde in das Maul; dann nahm er die Glocke aus dem Ranzen und hing sie ihm an den Hals, damit, wie er sagte, ihr Ton uns zum Zeichen diene, wenn der Hund wieder kam. Hierauf wies er

dem Hund den Weg gegen das Kloster des heiligen Franciscus. Während nun das Thier, als wäre es stolz, jenes Zeichen zu tragen, in der Richtung aufs Kloster fortsprang, wandte sich Galvano zu mir und sagte:

Es freut mich, daß du bereit bist, meine Enthaltsamkeit nachzuahmen; nur möchte ich auch sicher sein, daß du jenen Auftrag nicht aus Furcht abgelehnt hast; ich will sagen, aus Furcht, als Erbe Brandolaccio's und Gesandter des Galeazzino zu erscheinen. Wäre dies der Fall, so bedenke, Pietro, daß, wenn du vor sechs Tagen deine Vendetta vollzogen hättest, du jetzt ein regelrechter Bandit wärest. Nun hast du an jenem Tage mir das Wort gegeben, dich zu rächen, und deßhalb bist du vor meinen Augen bereits verurtheilt. Sende getrost von hier aus einen Kuß an alle vier Winkel deines Hauses und denke, daß du der Justiz bereits den Handschuh hingeworfen und, wie wir sagen, das Sonetto empfangen hast, d. h. die Sentenz in contumaciam. Wisse überdies, daß ein Mensch, der mit mir drei oder vier Tage gelebt hat, sich von mir nicht trennen darf, ohne mich oder die Justiz, und was schlimmer ist, uns Beide zu Feinden zu haben.

Also sprach Galvano und machte mir mit dem Musketenlauf das gewohnte Zeichen, ihm voran zu gehen. Wir schritten nun vorwärts und gelangten im Abenddämmern an einen verlassenen Thurm in einem tiefen Grunde, wenige Millien von Felce. Dort saß ich quer über einem Felsen und betrachtete ängstlich den Neumond,

welcher mit einem zweifelnden Schein die Spitze von St. Alessio kaum bestreifte. So in Gedanken vertieft, hörte ich von ferne plötzlich ein Schellengeläute im Buschwald. Im ersten Augenblick fürchtete ich die Ankunft des Gigante; aber bald erkannte ich Brusco, welcher ganz fröhlich daher sprang, ein Bündel in seinem Maule.

Da sieht man, sagte mein Gefährte, daß dieses Thier den Auftrag besser ausgerichtet hat, als ein Mensch deinesgleichen es würde vermocht haben. Und gleich ging er Brusco entgegen, und nachdem er aus einem Tischtuche ein großes Brod von Roggenmehl und eine Kürbisflasche voll Wein von Verde gezogen hatte, entblößte er seinen Dolch, um das Brod zu zertheilen, tauchte ein Stück davon in Wein und warf es dem Hunde in den Schlund; sodann nahm er, wie gewöhnlich, die Muskete zwischen die Schenkel und aß behaglich auf dem Grase. Ich trank gierig aus der Flasche, und obgleich ich allen Appetit verloren hatte, zwang mich Galvano dennoch, mit ihm und Brusco jenes schwarze, ein wenig muffige Brod zu theilen und meine Portion bis auf die letzte Krume zu verzehren.

Hierauf fiel mir, da ich den Schlund von Felce nahe vor mir sah, Tintinnajo oder der Bandit Gigante ein, und der Besuch, welchen Galvano ihm zu machen mir versprochen hatte. Ich fürchtete, mich zu dieser Stunde dort zwischen jenen zwei Banditen allein zu finden, und wollte Galvano um Gigante befragen; aber ich hielt mich zurück, ich scheute mich sogar, seinen Namen auszu-

sprechen. Er fing indeß sehr vertraulich mit mir zu reden an, und um, wie er sagte, den Schlaf und den Hunger zu hintergehen, begann er mir mehrere Züge aus seinem Leben zu erzählen.

Mein Neffe, sagte er, laß dich das fortdauernde Mißtrauen nicht wundern, das ich bisher gegen dich beobachtet habe. Mißtrauen ist bei mir eine Nothwendigkeit, eine Gewohnheit. Es ist, so zu sagen, mein Talisman, meine Religion, die mich von Gift und Dolch befreit, und damit du erkennst, wie sehr ich Recht habe, dem Nächsten zu mißtrauen, will ich dir das unwürdige Ende jenes tapfern Brandolaccio erzählen. Du weißt sicherlich, wie er durch Parentel und Gastfreundschaft am Tische eines seiner leiblichen Vettern verrathen wurde. Ich will dir nun diesen Ort zeigen, an dem wir uns eben befinden, und du solltest ihn wohl vom Hörensagen kennen; denn der bloße Name des Thurms de' Pinzacchi erinnert ja Jeden an den Verrath, der am Pfarrer Paganello von seinem Gevatter Cristofano Appulo und seinem Blutsverwandten Morazzano verübt ward. Du mußt die Umstände dieser Begebenheit gehört haben, aber weder die Art noch die geheimen Ursachen wirst du kennen.

Nun erzählte er mir, wie der Pfarrer im Scharmützel gegen die genuesischen Banden die ganze Terra di Comune an der Spitze von fünfhundert Bewaffneten durchzogen habe, wie der Governatore Grimaldi, da er ihm nicht gewachsen war, ihm Verzeihung und Frieden anbieten

ließ, und wie er, überzeugt, daß Paganello diesem Anerbieten mißtrauen werde, heimlich Vincenzo da Chiatra, den Erzfeind Jenes, vermocht habe, ihm die Wahrheit zu schreiben, d. h. ihm brieflich den Verrath, welchen er, Grimaldi, unter dem Anerbieten des Friedens verbarg, zu enthüllen. Auf diese Weise habe der Priester, viel eher dem Vorschlag Grimaldi's, als der Mittheilung seines Todfeindes Glauben schenkend, sich eingebildet, daß dieser aus Haß seine Versöhnung mit dem Governatore hintertreiben wolle; so traute er eher dem Genuesen, als dem Corsen, und wurde von Beiden verrathen.

Ich war, fügte Galvano hinzu, zur Vendetta in Novale zurückgeblieben, mit etwa zehn Parrocchianen, als Paganello hier mit Appulo, mit Morazzano und mit Guido von Pietrasanta Zwiesprach hielt, und ich erinnere mich, daß die Glocke der Pfarrkirche den drei Meuchelmördern das Zeichen des Verrathes gab. Auf das Geschrei der Angreifer und des Verwundeten eilte ich mit meinen Bewaffneten herbei, und da ich von diesem hörte, daß Morazzano sich meiner Verwandtschaft und meines Namens bedient hatte, um die Hinterlist auszuführen, stürzte ich voll Wuth auf die Verräther. Es schien mir die Zeit nicht kurz genug, mein Blut und meinen Namen von jenem Flecken der Schande rein zu waschen, und ich war so glücklich, an eben diesem Ort mit dieser Lanze den Verräther meines Vetters zu durchstoßen.

Diese Erzählung erregte mir Furcht und Schaudern; aber weil ich damals die wahren Frevel des Paganello

nicht kannte, empfand ich neben dem Schrecken ein gewisses Gefühl von Erbarmen und Liebe zu ihm und zu meinem Ohm. Mir gefiel vor Allem an Galvano jene Empörung gegen den Verrath, und daß er Ehre und Freundschaft dem Leben und der Verwandtenpflicht vorzog.

Wir waren mitten in diesen Geschichten, als der Bandit die Glocke von Novale anschlagen hörte und plötzlich von dem Ort, wo er saß, auf die Füße sprang. Er ergriff seinen Sansone, und den Flintenlauf hierhin und dorthin wendend, spürte er rings in das Dickicht hinein. Im Buschwald, sagte er, darf man nicht einmal den Glocken trauen; ich weiß aus vielen Fällen, daß die Glocken oft zu den Häschern reden; doch nein, hier ist nichts zu fürchten: es ist die Glocke des De Profundis.

Er legte die Muskete auf die Erde, nachdem er sie bereits schußbereit gemacht hatte, und seine Eisenhaube vom Kopf nehmend, ging er von mir fort, über einem kleinen Gemäuer zu beten, und nachdem er auf den Knieen einige Gebete gemurmelt hatte, ging er, sie über einem Gebüsche von Brombeeren und Nesseln zu wiederholen.

Unter jener Mauer, sagte er mir hierauf, liegt Paganello begraben, und unter jenen Nesseln einer seiner Mörder, Simon von Arezzo, welcher den Seinigen ganz zuletzt zu Hülfe kam und der Einzige war, der als guter Soldat gefochten. Ich habe für Freund und für Feind gebetet, denn ich lebe mit den Todten gern in Frieden. In jenem Kampfe trug ich nicht einmal eine Schramme davon, und hier leistete ich dem Pfarrer, nachdem ich

ihn gerächt hatte, die Dienste des Priesters, der Schildwache und des Chirurgen, und endlich des Todtengräbers. Ich gab ihm ein verborgenes Grab, wie du siehst, sonder Namen und Kreuz. Was mich damals am meisten kränkte, war dies, daß mein Gefährte bereits verschieden war, als ich kaum hundert Schritte von hier die Leiche Morazzano's fand. Der Schurke war in aller Stille sterben gegangen, den Hügel hinunter, unter jene Steineiche. — Armer Paganello! ihm ward volle Rache, aber er hatte nicht den Trost, sie vollführt zu sehen.

Als Galvano mich bei diesen Worten schaudern sah, fuhr er fort: Freilich, das sind schlimme Dinge; aber wundere dich nicht, daß unter so vielen Feinden, die er hatte, gerade ich ihn tödten mußte. Ich hätte nicht ohne Schimpf leiden dürfen, daß ein Anderer die Hände in mein Blut tauchte; und wenn ein Anderer als ich meinen Vetter tödtete, so fiel mir die traurige Pflicht zu, ihn zu rächen; du weißt, so will es die Sitte des Landes. — Es war sein Geschick: er sollte ungerächt sterben.

Welchen Eindruck auf mein Gemüth jene Todtengebete, jene Gespräche machten, das läßt sich eher denken als sagen. Ein solch abscheuliches und wahrhaft gottloses Gemisch von Mitleid, Religion und Barbarei erschien mir zuerst unerklärlich, besonders an einem so verständigen Manne, als Galvano war; aber bald kehrte ich mit meinen Gedanken zu dem schauervollen Schauspiel zurück, und ich bedachte, wie ein Uebelthäter auf der Flucht schwerlich wieder ein guter Mensch werden könne,

ohne sich tausend Gefahren auszusetzen. — Dennoch sagte ich zu mir selbst: der Gedanke an Gott ist der einzige Trost, der einem Menschen übrig bleibt, welcher von seiner Familie getrennt, als Flüchtling und im Banne der Gesellschaft lebt. Und schon fühlte ich die Wahrheit in mir selber; denn noch niemals zuvor hatte ich so viel an Gott und an das künftige Leben gedacht, als an diesem Orte und in diesem Augenblicke, das heißt nahe an jenen beiden Gräbern, im Anblick meines Heimathsdorfes und im Begriffe, mich binnen wenig Stunden für immer von der menschlichen Gesellschaft und von aller Tröstung und Sicherheit des bürgerlichen Lebens loszureißen.

Ich eilte, diesen Ort trauriger Erinnerungen zu verlassen; ich folgte der Richtung des Hundes, welcher auf einen Wink seines Herrn gegen den Schlund von Felce dahin sprang. Je mehr ich mich von meinem Dorfe entfernte, je tiefer ich mich in die Schluchten und dicht bewachsenen Gründe verwickelte, von denen das Thal finster ist, desto lauter fühlte ich mein Herz schlagen und ein nie empfundener Schauder durchbebte mich. Das Rauschen des Gezweigs, das Schreien und Flügelschlagen der Vögel jagte mich bald auf, bald hemmte es mir den Fuß. Der Schatten der windbewegten Aeste, das leiseste Knurren des Hundes oder sein Stillestehen, selbst die vom Feuer geschwärzten Stämme der Korkeichen, die bekappten Pfähle auf den Feldern, der ferne Rauch der Kohlenmeiler und Capannen, der Pfiff der Hirten in den

Bergen erweckten mir Angst und Gewissensbisse. Ich fürchtete meinen Begleiter, ich fürchtete mich vor mir selber; denn schrecklich war in mir der Gedanke an das versprochene Verbrechen, und entsetzlich wieder die Reue selbst, sei es aus Haß, den ich noch heimlich gegen meinen Feind nährte, sei es aus Furcht, meinen Erzfeind in meinem eigenen Begleiter zu finden.

Ungefähr eine Meile jenseits des Schlunds von Felce hielten wir an. Ich sah, daß Galvano dort über Nacht bleiben wollte, und suchte ein Lager, wo ich mich ruhig bergen dürfte. Ich dachte nicht mehr daran, daß ich Gigante antreffen sollte, und während des Gesprächs mit meinem Gefährten hatte ich jede Erinnerung an ihn vermieden. Ich hielt mich sogar zurück, Galvano zu andern Vertraulichkeiten aufzufordern, und wahrlich, jedes neue Geheimniß, das er mir enthüllte, lastete auf meiner Seele; es schien mir wie eine neue Fessel, die mich an ihn band. Aber er sagte mir, daß er mir ein letztes Geheimniß offenbaren müsse, und indem er mich an sein Versprechen erinnerte, mir hier Gigante's Bekanntschaft zu verschaffen, begann er von ihm zu reden. Und wer kann mein Erstaunen fassen, als ich hörte, daß jener berühmte Hauptbandit, welcher schon seit so langer Zeit Corsica erschreckte, im Buschwald von einem Pfeil verwundet worden, ja daß er schon vor zehn Monaten gestorben war?

Galvano entschuldigte sich, daß er mir dies bisher verschwiegen hatte: denn es ist, sagte er, ein Geheimniß,

welches allen, selbst dem Bogenschützen, der ihn traf, unbekannt ist.

Bei diesen Worten stand ich zwischen Furcht und Schrecken getheilt. Weißt du es gewiß, fragte ich hierauf, daß Gigante todt ist? In der That sagte das Gerücht, er sei krank; aber man hielt es für eine List, und sicherlich glauben ihn heute im Dorf Alle am Leben, und daß er noch lebt und das Regiment führt, das zeigen wohl seine Feinde, die noch immer im Hause sich verrammelt halten, und noch mehr seine Freunde, welche frank und frei auf den Plätzen umherschwärmen, befehlen, Steuern auflegen und den Behörden Gesetze vorschreiben. Also, entweder starb Gigante in diesen zwei Wochen, oder er lebt noch heute.

Du begreifst wohl, antwortete Galvano, daß ich dir für einen solchen Mann keinen Todtenschein vom Pfarrer aufweisen kann; aber ich kann dir versichern, daß er sich diesmal nicht verstellt. Er ist wirklich todt. Und nun zeigte er mir in einem Dorngebüsch den Ort, wo, wie er sagte, die Leiche sich hineingekauert habe, einen Brunnen, Serpajo genannt, trocken, mit halb zerbröckelter Umfassungsmauer und so tief, daß er selbst den Geruch verbarg.

Trotz dieser Erklärungen Galvano's hatte ich über Tintinnajo's Tod meine begründeten Zweifel. Ich war eben aus dem Dorfe gekommen und wußte, daß man die Verwandten des Banditen beschuldigt hatte, ihm in diesen verflossenen Monaten ein Asyl gegeben zu haben,

daß man sie sogar thatsächlicher Mitwirkung bei einer seiner neuesten Frevelthaten angeklagt hatte. Eben deßwegen, fügte ich hinzu, sind seine Vettern noch jetzt im Kerker. Sollten seine eigenen Verwandten nach so langer Zeit seinen Tod nicht wissen? und wenn sie ihn wissen, sollten sie das Gefängniß erleiden wollen, um das Ansehen zu bewahren, das ihnen der verwandte Bandit verleiht?

Diese zwei Muthmaßungen schienen mir gleich unmöglich, und Galvano wußte oder wollte mir nichts erklären. Aber wohl wiederholte er mir, daß Gigante weder Uebles noch Gutes mehr verüben könne. Er sagte mir hierauf, daß seit dem Tode Brandolaccio's, und ehe ich sein Genosse geworden, Gigante's Name sein Geleite und sein Schirm, und das Geheimniß von seinem Tode sechs Monate lang seine einzige Sicherheitswache gewesen sei. Und binnen zwei Tagen wird es auch deine Sicherheitswache sein, fügte er hinzu und legte den Finger an den Mund, zum Zeichen, daß er mir Stillschweigen anempfehle.

Ich wollte dieses traurige Gespräch abschneiden; ich wandte mich von Galvano, um in einer nahen Grotte mich zu bergen und, wie ich sagte, mich vor dem feuchten und kalten Winde zu schützen, der vom Bergschlund herwehte; aber er verbot es mir. Er sagte mir, daß der Bandit in seiner eigenen Pieve unter offenem Himmel schlafen müsse, daß er nie in eine Höhle kriechen dürfe, außer zur Zeit des Sturms und des Schneefalls. Einzig

meinen Bogen sollte ich in die Grotte tragen, damit, sagte er, die Sehne nicht von der Nachtkälte zerspringe. Und gieb Acht, dir die Kapuze fest überzuziehen, daß du nicht einen Katarrh davon trägst. Die Jahreszeit ist gut und diese Luft hier sehr gesund, aber ein wenig rheumatisch; und der geringste Husten, der dich befiele, würde uns verderblich sein, zumal am morgenden Tage.

Also wickelte ich mich in meinen Mantel, und erstarrt vom Hunger, von der Angst und der Kälte, legte ich mich auf die nackte Erde nieder. Ich gab mir Mühe, mich schlafend zu stellen, aber ich dachte daran, wie die Thiere, welche vom Menschen am meisten verfolgt sind, ruhiger und sicherer schliefen, als wir. Die düstern Begebenheiten, die in dieser Gegend vorgefallen waren, und die Unthat, welche wir auf morgen festgesetzt hatten, stellten sich abwechselnd mit allen ihren schrecklichen Folgen vor meinen Geist hin. Kurz zuvor hatte mich die Nachricht vom gewaltsamen Tode jenes fürchterlichen Banditen in etwas aufgerichtet, aber jetzt jagte mir eben dieser Todesfall und der Gedanke, daß auch ich selber die Partei und den Namen der Settejácari erwählen solle, einen doppelten Schrecken ein. Ich dachte an jenen Brandolaccio, dessen Name für mich in meiner Kindheit ein Wort des Entsetzens und Abscheu's gewesen war; und doch hatte ich ihn nur eben zum erstenmal mit Ruhm von meinem Begleiter aussprechen hören! Ich hatte in meiner Kindheit, als ich mit andern Corsen in der Romagna war, von den wilden und fürchterlichen Thaten

und Reden jenes Mannes erzählen hören; ich erinnerte mich, wie er in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren sich rühmte, genug gelebt zu haben, weil er alle seine Feinde überlebt habe; ich erinnerte mich, wie ich ohne Betrübniß die Nachricht von seinem Tode vernommen, und wie ich dieselbe Theilnahmlosigkeit, um nicht zu sagen Freude, in den Zügen meiner Genossen gesehen hatte. Ich selbst hatte bei jener Gelegenheit die Fremden mein Vaterland sogar verhöhnen hören, und ich dachte bei mir: du sollst ein elendes Leben führen, schlimmer als das des Wildes, um verhöhnt zu sterben, um die eigene Familie und das eigene Vaterland mit Schmach zu beladen!

In jener tiefen Stille, in jener Einsamkeit ward der Gedanke an die Gegenwart Gottes größer und größer in meinem Herzen: er umfaßte und unterwarf alle andern Mächte meiner Seele. Während dieser unfreiwilligen und heftigen Betrachtungen erweckte mir nicht allein der Gedanke an die zu begehende Unthat, sondern die Genossenschaft des Banditen selber Gewissensbisse und schien mir ein fortgesetztes Verbrechen.

In solchen Gedanken unterbrach mich Galvano, welcher, in seine Kapuze gewickelt, eben an meiner Seite sich niederlegte. Nach der Weise der Flüchtlinge kreuzte er seine Beine mit den meinen und nahm die beiden Zipfel meines Mantels in die Hand, und hierauf schien er mir einzuschlafen. Ich wußte in der That nicht, ob er, wie ich, sich schlafend stellte, oder ob sein Schlaf nur

leicht und unruhig war; aber bei der geringsten Bewegung, die ich mit dem Fuße oder der Seite machte, bei jedem seufzenden Odemzuge fühlte ich ihn zusammenfahren und hörte ihn dann murren, oder gleichsam trocken husten, als murrte er, und diesem Tone antwortete das Winseln und die Bewegung des Hundes, welcher sich uns zu Füßen hingekauert hatte.

Furchtbar, schrecklich war für mich jene durchwachte Nacht; ich fühlte alle Mühsal, die ich während dieser acht Tage an Leib und Seele erduldet hatte, und indem ich mir die erste Rede zurückrief, welche Galvano selbst über dem Berge von S. Alessio mir gehalten hatte, sagte ich zu mir: Wohl! ich fühle noch nicht das Gewicht weder des Privathasses, noch des öffentlichen; ich fühle in meinem Herzen noch nicht den Gewissensbiß einer Schandthat, noch den Schimpf und das Zeichen des Kain auf meiner Stirne. Ich stellte mir nun vor, welcher Art mein Zustand nach einem ersten Verbrechen sein würde, und sobald der Ruf eines Frevlers und die Gesellschaft von Frevlern für mich eine Nothwendigkeit und vielleicht eine Bedingung meines Daseins geworden wären. Was mich am meisten schaudern machte, war dieser Gedanke: nach einem so offenbaren Morde würde ich auf jede Weise vor meinen und vor der Welt Augen den Charakter eines Christen, ja eines Menschen verloren haben, und alle andern Menschen würden ihn in meinen Augen verlieren; und indem ich an jene schrecklichen Ereignisse zurückdachte, welche mir Galvano am Thurm de'

Pinzacchi mit so kaltem Blute erzählt hatte, so bedachte ich, daß sich der Verbrecher und die Gesellschaft einander wie Ungeheuer betrachten und sich wie wilde Thiere einer verschiedenen Gattung behandeln.

Ich fand keine Rettung vor dieser schrecklichen und schmerzlichen Vorstellung, noch Ruhe vor der Marter des Gewissens, bis ich mich nicht ganz zu dem Gott wandte, welcher jedes Herz prüft, und der vielleicht in diesem Augenblick in das meinige edle Grundsätze legte. Ich schwor in meiner Seele die zugesagte Rache ab; ich bat dafür Jenen um Verzeihung, welcher verzeihend für uns starb; ich rief Gott selbst zum Zeugen meines Glaubens auf, ich versprach ihm, mich schuldlos zu erhalten, selbst im Angesichte des Todes; und wenn er in seiner Erbarmung es bestimmt habe, daß ich meine Reue überlebe, so schwor ich den Rest meines Lebens seinem heiligen Dienst und der Erleuchtung und Unterweisung meiner Landsleute zu widmen. — Dieses Gelübde, das ich Gott im Herzen that, gab meinem Geiste die Kräfte und die Ruhe wieder, und ich schlief einen sanften Schlaf, bis mich die Stimme Galvano's und das Bellen des Hundes erweckten.

Es war Morgengrauen. Die Spitzen und Gipfel der Berge waren rein von den Dämpfen des Tages und erschienen leuchtend und klar in der stillen, azurblauen Luft. Die vier Inseln, welche im Ost um Corsica daherstehen, tauchten einzeln am Horizont empor, und die eckigen und schroffen Gipfel des Festlandes, die am

Tage nicht sichtbar sind, traten vor uns so bestimmt hervor, daß es schien, sie hätten sich wie durch ein Wunder unsern Gestaden genähert. Ich sah Galvano unbeweglich und mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit auslugen; ich sah, wie er den Morgenduft der Blumen, den scharfen Wohlgeruch des Lentiscus, des Cistus und des wilden Lavendels, der die Felsen umsproßte, begierig einathmete; ich sah, wie er sich lang an dem ersten Gesang der Vögel, am Murmeln und Rauschen des Flusses von Alesani erfreute, und wie er mit den Blicken bald die Hängeweiden und die flüchtigen Nebel des Flusses verfolgte, bald sein Auge wandte und auf seinem Heimathhügel, auf dem Meeresstrande und der Küste Italiens ruhen ließ.

Unterdeß betrachtete ich seitwärts hinter einem Kastanienbaum und durch die Zweige hin mein Haus und mein Fruchtfeld; die Thränen entstürzten mir, und ich weinte, als ich den Schall der Glocke von S. Damiano hörte. Dieser Ton erweckte mir das sanfte und redende Bild meiner verwittweten Mutter und mit ihm alle die frommen Gedanken, welche jene herrliche Frau mir mit der Muttermilch eingeflößt hatte. Mein Herz schlug heftig bei ihrer Erinnerung, und sein Klopfen selber schien mir eine innerliche Mahnung und ein frommer Ruf meiner Mutter. Zugleich sah ich den ersten Strahl der Sonne, ein Schauspiel, welches den Blicken des Menschen immerdar wie ein Wunder erscheint; sie streifte kaum das Meer, und wie ich sie erscheinen sah, dünkte mich das Geläute

der Glocke die Stimme Gottes, welche mir das heilige Versprechen dieser Nacht ins Gedächtniß rief und mich ermahnte, eilig den guten Pfad einzuschlagen.

Galvano suchte mich indeß hinter dem Baume auf, wo ich mich zurückgezogen hatte. Pietro, sagte er zu mir, sahst du nicht, wie sich die Amsel singend von jenem Zweig erhob? und du siehst dort den Mann nicht, der in unserer Richtung daher kommt? Wahrlich, ein braver Bandit das, der seinen Feind von einem Andern zuerst erkennen läßt.

Bei diesen Worten betrachtete er mich aufmerksam, und ich richtete die Blicke nach jener Seite und sah in der That einen Mann, der sich allein und waffenlos dem Schlund von Felce näherte. Aber mein vielleicht zu wenig geübtes Auge vermochte ihn in solcher Entfernung nicht zu erkennen. Es bedurfte nicht viel, daß der Bandit, welcher die Gedanken eines Andern so leicht durchschaute, wie er die seinigen leicht verbarg, meine offenbare Veränderung bemerkte und den Abscheu gegen den Mord auf meinem Antlitz ausgedrückt sah. Er hatte sich die Sturmhaube aufgesetzt und die schwarze Maske, welche Zeit und Schweiß rostig gemacht hatten, über das Gesicht heruntergelassen.

Du willst zurück, sagte er, ich merke es wohl. Doch gieb Acht, denn die Reue kommt zu spät. Du hast die Freundschaft eines Flüchtlings gesucht, du hast seine Geheimnisse durchschaut, und wolltest schuldlos bleiben? Nimmermehr! Die Freundschaft eines Verurtheilten ist

ein festeres Band, als die Mitbürgerschaft und das Blut; der Tod Morazzano's hätte es dich lehren sollen. Und dann, hast du schon die Beleidigungen deines Feindes und das Versprechen der Rache vergessen? Wohlan denn, wenn keine andere Fessel, so bindet dich dieses Versprechen an mich; diesen Morgen soll der Tod jenes Mannes dort mir das Handgeld deiner Treue sein. Mit dieser That sollst du deinen Kriegernamen verdienen und ihn heute von dem Orte deiner ersten Rache empfangen. Siehst du jenen dunkeln Schlund, der dem Felde als Graben und Durchgang dient? Man nennt ihn Trabocchetto; im Augenblick wirst du dort deinen Feind auftauchen sehen. Ich trete dir, wie es das Recht heischt, die Ehre der Rache ab, und ich verspreche dir, dich ihrer zu versichern, wenn dein Bogen fehlt.

Hier schüttete er frisches Pulver auf das Zündloch und setzte das Rad der Archibuse in Schußgerechtigkeit. Ja, setzte er hinzu, solltest du dich weigern, dann, beim Himmel! will ich dich wie einen Verräther betrachten! — In diesem Augenblick ergrimmte auch Brusco gegen mich, da er die drohende Miene seines Herrn sah, er sträubte sein Haar, und indem er mir wüthend sein Gebiß zeigte, schien er nur den Wink seines Herrn zu erwarten, um sich auf mich zu stürzen.

Entschlossen warf ich den Bogen, die Lanze und den Pfeilköcher auf die Erde und sagte mit fester Stimme zum Banditen: O Galvano, hier bin ich, waffenlos! Du kannst mich tödten, aber, beim ewigen Gott! nie-

mals kannst du mich zum Morde zwingen. Ich schwöre, daß ich um nichts auf der Welt dich verrathen werde; aber ich hab' es Gott gelobt, abzusagen jenem frevelvollen Versprechen; und koste es mein Leben, hier in dein Antlitz schwöre ich . . . — Genug! genug! rief Galvano, und indem er seine Visiermaske zurückschlug, senkte er den Flintenlauf auf die Erde. Sei getrost, o Pietro, und danke Gott, daß du es mit einem Banditen zu thun hast, der ein wenig Manier versteht.

Er reichte mir die Hand, um mich zu beruhigen, und that wieder so freundlich mit mir, als er es acht Tage zuvor an eben diesem Orte gethan hatte. Bestürzt und wie im Traume starrte ich ihn an; ich sah ihn tief bewegt und gerührt. O! rief ich aus, ich erkenne dich, mein guter Ohm; du hast gesiegt, du hast gesiegt! Ach! vergieb mir, daß ich dich bisher verkannte, daß ich nicht deinen ersten Rath befolgte und jenes Versprechen nicht verstand, das du mir hier am ersten Tage gegeben — ja, dieses Versprechen hast du nun wahr gemacht, und nächst Gott verdanke ich es dir, daß ich ein neuer Mensch geworden bin.

Bei diesen Worten weinte ich bitterlich Thränen des Danks und der Freude; ich hörte nicht zu weinen auf, bis meine Seele sich erleichterte und neue Kraft und Muth gewann. Ach, wenn es so ist, sagte ich, daß du all dies thatest, um mich zu erleuchten, so ist ja das ein Zeichen, daß auch du schon seit lange ein neuer Mensch geworden bist. Ich hoffe von dir heute einen

doppelten Trost. Theurer Ohm, beim Andenken meines von dir einst so geliebten Vaters, bei Allem, was dir auf Erden das Liebste und das Heiligste ist, ich beschwöre dich, fliehe mit mir aus dieser fürchterlichen Einsamkeit, entsage für immer diesem unwürdigen Leben! Für ein von Natur edles Herz, wie das deinige es ist, muß es entsetzlich und unerträglich sein. Erinnere dich bei Gott, daß diese meine Gedanken deine eigenen sind, denn du hast sie mir in das Herz so lebhaft eingedrückt. Zu sehr hast du bis jetzt deine liebevolle Natur maskirt, laß sie nun die Welt erkennen und schätzen lernen. Alle, ich bin es überzeugt, selbst deine Feinde werden dir mit Achtung verzeihen. — Folge mir. Jetzt ist an mir die Reihe, dein Führer zu sein und deine Wohlthat zu vergelten. Ich will der Welt die verborgenen und seltenen Vorzüge deines Gemüthes kund thun, ich will dir die Achtung und die Liebe der Menschen erwerben, und in jedem Falle will ich dir, selbst auf Gefahr meines Lebens, ein Asyl, Schutz und Vertheidiger gewinnen.

Hier warf ich mich, im Enthusiasmus der Dankbarkeit und Leidenschaft, in die Arme des Banditen, und lange hätte ich ihn umschlossen gehalten, wenn er mich nicht selbst mit edler Zurückhaltung von seiner Brust abwehrte. Halt, Knabe, sagte er, nicht so hitzig! Meiner Treu! du bist ein wenig außer dir, weil du eine heiße Sommerwoche mit mir im Buschwalde gelebt hast. — Geh nur, du wärest mir der rechte Bandit! Aber, da du noch zur Zeit in dich gegangen bist, so ist es gut;

doch deine Rede, Pietro, das ist eine andere Angelegenheit. Glaubst du, daß ich Predigten nöthig haben würde, wenn ich mein Leben ändern könnte? Siehst du nicht, daß meine Wiederherstellung in meinem Lande eine Unmöglichkeit ist? Ich fürchte hier die Reue; ich fliehe vor ihr, wie vor einem Hausfeinde, wie vor einem Freunde, der mir verrätherisch nach dem Leben trachtet. Auf denn! nimm deine Waffen und folge mir noch diese kurze Strecke, und ich bitte dich, behalte deine Predigten fein bei dir.

Mit diesen Worten entfernte er sich allgemach vom Schlund von Felce. Ich war ganz und gar von Bewunderung und Liebe erfüllt und folgte ihm auf zerrissenen Irrpfaden und durch die nun trockenen und mit Kraut verwachsenen Rinnen der Wildbäche, die am Strand von Bravona münden.

Wir kamen an die Kiste von Chiatra, als die Sonne schon hoch war und über den Wolkenhöhen von Elba sich im Meere spiegelte. Dort sahen wir eine kleine, tiefbordige Galeere in voller Kriegsrüstung, welche mit lautlosen Rudern der Mündung des Bravonaflusses zusteuerte.

Galvano ließ den Ton seiner Stimme sinken und stand unbeweglich hinter einer Klippe, aufmerksam und mißtrauisch lauschend; dann eilte er schnell gegen die Galeere hin, als er die Rudersclaven pfeifen hörte und einen Mann über den Klippen sah, welche stufenweise zum Gestade aufsteigen. Ich erkannte eben jenen Mann

wieder, den ich viele Tage zuvor mit meinem Ohm gefunden hatte, als ich ihn über dem Berge Sant' Alessio zum erstenmale aufsuchte. Auf einen Wink jenes Unbekannten sagte mir Galvano das letzte Lebewohl; und da ich ihn nicht zu fragen wagte, wohin er sich wende, bot ich ihm in Allem, wessen er bedürfe, meine Hülfe an und versprach ihm in Bezug auf ihn ein unverletzliches Stillschweigen.

Mein Neffe, antwortete er, wisse, daß ich in Corsica nichts mehr mit Geheimnissen zu thun habe. Ich erlaube dir Alles, was du gesehen, gehört und in der Einsamkeit der Wälder und Berge erduldet hast, der Welt kund zu thun. Ja, du sollst mir ausdrücklich versprechen — und das ist die einzige Gunst, um die ich dich bitte — die Geschichte dieser acht Tage deines Lebens, so viel du vermagst, in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sonst, o Pietro, vergiß meinen Namen und bemühe dich, ihn vergessen zu machen; denn das ist für uns Beide das Bessere. Nur unsern Landsleuten sage, du habest den Galeazzino auf jener Galeere nach der Küste Afrika's fortsegeln sehen. Endlich verkünde aller Orten den Behörden und dem Volke die große Kunde, daß der berühmte Gigante, der Schrecken Aller, dort in jenem Brunnen sein Grab gefunden; und obwohl er schon zehn Monate todt ist, wird man ihn doch an der kleinen Statur erkennen, denn in Wahrheit, dieser sogenannte Gigante war über der Erde wenig mehr denn fünf Spannen hoch.

Galvano vernahm mit dankbarer Freude das Versprechen, das ich ihm gab, seinen frommen Wunsch zu erfüllen. Aber er zog seine Hand zurück, als ich mich nahte, sie zum Pfande meiner Treue zu drücken, und mit der Miene, ihm noch weiter zu folgen. Er bedeutete mir, mich schnell von ihm zu entfernen, und nachdem ich ihm das letzte Abschiedswort zugerufen hatte, eilte er, seinen Begleiter zu erreichen, über jene trockenen Stellen des Gestades.

Ich schlug allein und mit vielen Thränen den Weg nach Alesani ein, indem ich Galvano in der Gesellschaft jenes Unbekannten ließ. Und dieser Mann war, wie ich nachher erfuhr, der Pater Guglielmo von Speloncato, der berühmte heilige Bruder vom Orden der Minoriten, welcher mit seinen öffentlichen Predigten auf unserer Insel so viel Frieden gestiftet, so Viele bekehrt und so reichliche Almosen gesammelt hatte, um die Christensclaven in der Barbarei loszukaufen, nach der frommen Gewohnheit der Prädicanten. Ich erfuhr auch, daß er sich in die Tracht der Landleute verkleidet hatte, um dem Haß der Parteien und der politischen Eifersucht der Zeit zu entgehen.

Er fuhr auf jenem Schiff nach Afrika, in Begleitung einiger Väter des Instituts della Mercede, um dem Vaterlande viele tapfere und brave Corsen, welche schon lange im Bagno von Algier schmachteten, wieder zu bringen.

Als ich nun von der Spitze eines Hügels meine Augen nach der Küste zurückwandte, sah ich das Boot, auf welchem die beiden Wanderer standen, mit Kraft gegen die Galeere rudern; und ich staunte, als ich diesen unerschütterlichen, im größten Unglück gehärteten Mann sah, wie er bitterlich weinte, während er von diesen ihm so feindseligen und verhängnißvollen Gestaden sich entfernte. Ich folgte dem Schiff mit den Augen; ein frischer Maestrale wehte günstig, und es ging südwärts in See. Ich unterschied noch Galvano, als er zum letzten Lebewohl seine Archibuse abfeuerte und sie dann weit von sich in das Meer schleuderte und ihr nach die Maske und die Sturmhaube.

Welcher Art mein Verhalten war, als ich in mein Dorf zurückgekommen, habe ich hier nicht zu berichten. Es erinnern sich noch alle Corsen der öffentlichen Verwunderung und der allgemeinen Freude, die meine Nachricht von Gigante's Tod erregte, und zumal die Auffindung seiner Leiche coram populo an jenem von mir in Person angezeigten Ort. Bei dieser Botschaft, die mit Hörnerschall durch die Dörfer getragen ward, öffneten sich die lange versperrten Fenster und Thüren der Feinde der Settejácari, und nach einer langen Einkerkerung sah man aus den Häusern die bleichen und magern Gesichter vieler Landleute hervorschauen. Man sah die Barrikaden von den Balkonen nehmen und dort die Kleider in die Luft hängen, um sie von dem Modergeruch zu reinigen. Ich sah selbst viele Leute mit geschorenem Bart und ohne

Waffen sich auf Platz und Straßen zeigen, oder mit ihren magern Ochsen und ihren rostigen Hacken aufs Feld gehen.

Einige Verwandte des Gigante wurden freigesprochen, weil sie ungerecht angeklagt waren, ihm entweder ein Asyl gegeben zu haben, oder ihm bei einigen neuen, ihm fälschlich beigelegten Verbrechen behülflich gewesen zu sein. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine seltsame Erfahrung. Die Vettern des Banditen hatten um seinen Tod gewußt aber stillschweigend die fünf Monate lange Gefangenschaft ertragen; und sie hatten dieses Geheimniß bewahrt, um ihren Familien die Macht und den Credit zu retten, welcher ihnen durch den Ruf des lebenden Banditen zu gute kam. Es schien sie der Kerker nicht einmal zu ermüden, denn er trug dazu bei, jenen öffentlichen Irrthum zu bestärken. Alle wurden auf Befehl des Vicarius in Freiheit gesetzt. Nur ein Verwandter des Todten, welcher den Leichnam heimlich weggebracht hatte, wurde im Gefängniß zurückbehalten, gleichsam schuldig eines Verbrechens neuer Art, d. i. des Attentats gegen die öffentliche Sicherheit, weil er aus böser Absicht dem todten Banditen ein Asyl gegeben und aus gleicher Absicht seinen Tod verhehlt hatte.

Es wissen auch alle meine Landsleute, wie ich nach meiner Rückkehr nach Felce, und nachdem ich der friedlichste und ruhigste Jüngling von Alesani geworden war, nicht allein mit allen meinen Feinden Frieden schloß, sondern auch bemüht war, viele alte Feindschaften bei-

zulegen, welche damals meine und die angrenzenden Pievi beunruhigten; und das gelang mir glücklich, denn bald darauf hatte die Rückkehr der Gesandten des Volks vom Hofe zu Mailand und die Ankunft des neuen Vicekönigs in Corsica, sammt der Bestätigung unseres National-statutes, den Ehrgeiz der Caporali und der Cinarchesen niedergebeugt und die Angelegenheiten dieses unglückseligen Landes besser geordnet.

Es wissen endlich Alle, wie ich, in der Ueberzeugung, daß jenes Gelübde ein wahrer Ruf vom Himmel gewesen sei, mich vor Gott dessen entledigen wollte, indem ich mein ganzes Leben seinem heiligen Dienste weihte. Und so habe ich denn hier eben jenes Gelübde und zugleich mein an Galvano gegebenes Versprechen erfüllen wollen, indem ich diese Geschichte treu niederschrieb, meinen Mitbürgern zur Erleuchtung und meinem wohlverdienten Lehrer zum Zeugniß der Dankbarkeit.

Heyse, Paul [Herausgeber]

Novellenschatz des Auslandes

Bd.: 13

München [u.a.] [1876]